

Predigten von
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2022

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>An Gottes Segen ist alles gelegen (16.01.2022)</i>	4
<i>Die Kirche des Ostens (23.01.2022)</i>	9
<i>Würdig werden der Verheißungen Christi (06.02.2022)</i>	14
<i>Das Buch meines Lebens (13.02.2022)</i>	19
<i>Die Berufungen Jesu (20.02.2022)</i>	23

Die Kirche

(1) Die Kirche ist etwas Göttliches (27.02.2022)	28
(2) Das Menschliche an der Kirche (06.03.2022)	33

<i>Was ist der Mensch? (13.03.2022)</i>	37
---	----

Die Sünde zweier Menschen

(1) Judas Iskariot (20.03.2022)	40
(2) Fall und Aufstieg des Petrus (27.03.2022)	45

<i>Unser Jesus (03.04.2022)</i>	50
<i>Das Grab ist leer (Ostersonntag, 17.04.2022)</i>	55
<i>Die Emmausjünger (Ostermontag, 18.04.2022)</i>	58
<i>Die Zeugen der Auferstehung (24.04.2022)</i>	61

Die Kardinaltugenden

(1) Die Klugheit (01.05.2022)	64
(2) Die Gerechtigkeit (08.05.2022)	68
(3) Tapferkeit (15.05.2022)	71
(4) Mäßigkeit (22.05.2022)	74

<i>Die Himmelfahrt Christi (1) (26.05.2022)</i>	78
<i>Die Himmelfahrt Christi (2) (29.05.2022)</i>	81
<i>Gottes Zusage des Heiligen Geistes (1) (Pfingstsonntag, 05.06.2022)</i>	84
<i>Gottes Zusage des Heiligen Geistes (2) (Pfingstmontag, 06.06.2022)</i>	88
<i>Der dreieinige Gott (12.06.2022)</i>	92
<i>Das Verhältnis von Kreuzesopfer und Messopfer (19.06.2022)</i>	95
<i>Das heiligste Herz Jesu (26.06.2022)</i>	99
<i>Ehrfurcht (03.07.2022)</i>	103
<i>Gottes Unsichtbarkeit (10.07.2022)</i>	107
<i>Der Specht und Darwin (17.07.2022)</i>	111

Die Gnade

(1) Die helfende Gnade oder Gnade des Beistandes (24.07.2022)	114
(2) Die heiligmachende Gnade (31.07.2022)	118

<i>Das Sittengesetz</i> (07.08.2022)	121
<i>Die Aufnahme Marias in den Himmel</i> (14.08.2022)	126
<i>Existiert Gott, der Schöpfer?</i> (21.08.2022)	128
<i>Ist Gottesdienst „Religionswahn und Afordienst Gottes“?</i> (28.08.2022)	132
<i>Halte, was du hast!</i> (04.09.2022)	136

Was ist Gott?

(1) Was ist Gott? (02.10.2022)	139
(2) Die Welt ist nicht Gott (09.10.2022)	142
(3) Die Welt kommt von Gott und führt zu Gott (16.10.2022)	145

Jesus und wir

(1) Mein Meister (23.10.2022)	148
(2) Mein Herr und Gott (Christ-König, 30.10.2022)	151

<i>Eine große Schar, die niemand zählen kann (Allerheiligen, 01.11.2022)</i>	154
--	-----

Apostolat

(1) Apostolische Feinfühligkeit (06.11.2022)	156
(2) Apostolische Vornehmheit und Verantwortung (13.11.2022)	159

<i>Das Fegfeuer</i> (20.11.2022)	162
<i>Der Herr wird kommen</i> (27.11.2022)	165
<i>Er ist der Messias</i> (04.12.2022)	167
<i>Freuet euch</i> (11.12.2022)	170
<i>Die Mächtigen zur Zeit Jesu</i> (18.12.2022)	173
<i>Gott ist ein Mensch geworden</i> (25.12.2022)	176
<i>Stephannus</i> (26.12.2022)	179
<i>Das neue Jahr</i> (01.01.2023)	181
<i>Gottes Führung</i> (08.01.2023)	184

Prälat Prof. Dr. Georg May

An Gottes Segen ist alles gelegen

16.01.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Segen ist in der Religionsgeschichte ein Wort (oder eine Formel), durch das dem Gesegneten das Heil, der Schutz und der Beistand der von ihm verehrten Gottheit zugesprochen wird. Alle Völker wissen um diesen Zusammenhang und kennen das Segnen als eine zutiefst religiöse Handlung. Das Volk Israel als das auserwählte Volk Gottes machte vom Segen vielfältigen Gebrauch. Segen ist im Alten Testament die an Gott gerichtete Bitte, das Leben des Gesegneten unter seine Heilszusage zu stellen. Segen ist nicht nur Wunsch, sondern hat exhibitiven Charakter, besagt Zuwendung. Der Segen verändert Wirklichkeit. Nachdem die Segnung über jemanden gesprochen wurde, ist dieser gesegnet (Gen 27,33). Der Segen ist Machtwort, das so lange das zugesagte Glück wirkt, als der Gesegnete seiner würdig ist und der Segen nicht von Gott widerrufen wird. Segen ist schöpfungstheologisch Ursprung und Inbegriff der Vorsehung und Fürsorge Gottes für seine Geschöpfe. Im Schöpfungssegens wird natürliches Dasein bejaht und anerkannt, gutgeheißen und gerechtfertigt. Im täglichen Leben der Israeliten wird unaufhörlich gesegnet. Der Segen beinhaltet Leben, Fruchtbarkeit, Wohlergehen, Frieden und wird erteilt bei Geburt, Hochzeit, Amtsantritt, Begrüßung und Abschied, Mahl. Gott ist vorzüglichster Spender des Segens. Er segnet die Geschöpfe, die Stammväter, die Frommen mit deren Familien und Nachkommen und das Volk Israel. Er segnet aber auch durch von ihm erwählte oder mit Autorität ausgestattete Menschen. Den Sprechakt der Segnung vollziehen Menschen. Die Segensgabe dagegen gewährt Gott allein. Er segnet alle, die mit seinen Erwählten Gemeinschaft pflegen. Die Patriarchen geben Segen weiter an ihre Nachkommen. Die Väter segnen ihre Kinder. Die charismatischen Führer, die Priester, der König segnen das versammelte Volk. Aber auch das Volk segnet den König.

Das Neue Testament steht in der Tradition des Alten. Im Neuen Testament segnet Jesus die Kinder (Mk 10,16) und die Jünger (Lk 24,50). Nach Apg 3,26 ist Jesus vom Vater gesandt worden, um zu segnen. Beim Letzten Abendmahl dankt Jesus dem himmlischen Vater (in Verbindung mit der Anamnese) für die Großtaten Gottes. Damit weiht er die Speisen zugleich als Opfergabe des Neuen Bundes. So ist Jesu Tischsegens ein Segenswort, das die Großtaten Gottes heilswirksam gegenwärtig setzt und die Opfergaben des Neuen Bundes seinen Jüngern als Unterpfand allen göttlichen Segens schenkt. Segen ist, gemäß der Herkunft des Wortes vom lateinischen *signum*, zunächst das Kreuzzeichen, und „segnen“ heißt hernach „etwas mit dem Kreuz bezeichnen“, um es der Erlösungsgnade teilhaft zu machen. Im Sprachgebrauch hat sich aber die Bedeutung des Wortes sinngemäß dahin erweitert, dass Segen (Segenerteilung) jede durch Worte oder symbolische Zeichen (z.B. Ausbreitung und Auflegung der Hände) oder durch beide Momente zugleich ausgedrückte Anwünschung von göttlichen Gnadengaben bezeichnet. Daneben ist „Segen“ aber auch die durch Handlung des Segners angewünschte Gnadengabe selbst und schließlich in gewissen Wortverbindungen (z.B. Segen Gottes) schlechthin so viel wie Gabe Gottes. Der Ursprung allen Segens ist auch im Neuen Testament Gott, nun aber in Verbindung mit Christus. Als Gabe Gottes ist der Segen sein Handeln in Christus (Apg 3,25f.; Gal 3,8.14). Quelle allen Segens ist die österliche Heilstat Gottes in Christus, das Pascha-

Mysterium. Segen besteht in der Zuwendung des Heils, das Jesus durch Tod und Auferstehung erwirkt hat. Weil Jesus den Segen in Fülle gebracht hat, sollen auch seine Jünger segnen, sogar ihre Verfolger (Lk 6,28; Röm 12,14; 1 Kor 4,12; 1 Petr 3,9). Seinen eigentlichen Platz hat der Segen als nicht bloße Anwünschung, sondern zugleich wirksame Vermittlung göttlicher Gaben in der Liturgie, dem amtlichen Gottesdienst der Kirche. In der Liturgie wird unter Segen das wirkmächtige Zusprechen göttlicher Lebenskraft verstanden.

Quelle und vorzüglichster Spender des Segens ist Gott. Er wirkt Segen aber auch durch von ihm erwählte oder mit Autorität ausgestattete Menschen. Gott bedient sich zur Vermittlung seines Segens in erster Linie heiliger Menschen. Die Heiligen werden um ihren Segen angerufen. Sie wenden den Menschen Wohltaten zu, indem sie deren Nöte und Bedürfnisse im Gebet vor Gott tragen. Besonders intensiv ist das Vertrauen des gläubigen Volkes auf den Segen der Gottesmutter. „Segne du, Maria, segne mich, dein Kind. Dass ich hier den Frieden, dort den Himmel find! Segne all mein Denken, segne all mein Tun. Lass in deinem Segen Tag und Nacht mich ruh'n“. Auch ihr angetrauter Gatte wird angerufen um seinen Segen. „O heiliger Joseph, du halt haus und gieß des Himmels Segen aus hier über unsern kleinen Herd, dass Lieb' und Eintracht stets sich mehrt.“

Alle Segensgewalt kommt von Gott. Träger derselben ist daher nur derjenige, dem Gott sie mitteilt und der dem zu Segnenden gegenüber als Gottes Stellvertreter erscheint. Der Liturge segnet darum auch mit der Formel *Benedicat te Deus* (Es segnet dich Gott) oder mit ähnlichen Worten und nicht mit den Worten: *Ego te benedico* (Ich segne dich). Die Erteilung des Segens ist als liturgischer Akt vorgeschrieben am Schluss der heiligen Messe, nach der Spendung der heiligen Kommunion, der Firmung und der einzelnen niederen und höheren Weihen, bei den Segnungen, Weihungen und den meisten bischöflichen Funktionen. Die Gewalt zu segnen wird verliehen durch Weihe. Wer eine Weihe empfangen hat, dem ist damit die Befähigung vermittelt worden, die Segnungen zu spenden, die seinem Stand zustehen. Die größte Segensmacht besitzt der Bischof infolge seiner Konsekration und kraft seiner hierarchischen Stellung. Die erste Amtshandlung, die der neu geweihte Bischof in unmittelbarem Zusammenhang mit der Feier seiner Konsekration vorzunehmen hat, ist die Erteilung des Segens. Dem Bischof stehen jene Segnungen zu, welche die gesamte Diözesangemeinschaft betreffen. Der Priester ist ein Segensspender, dem die Segensvollmacht durch sakramentale Weihe erteilt worden ist. Die Exhortation vor der Priesterweihe hebt unter den Vollmachten und Pflichten des Priesters das Segnen eigens hervor: *Sacerdotem oportet offerre, benedicere* (Der Priester muss opfern, segnen) etc. Den Priestern kommen jene Segnungen zu, welche die Gemeinschaft betreffen, für deren Dienst sie bestellt sind. Auch dem Diakon ist für seinen Bereich die Befähigung, Segen vorzunehmen, durch die sakramentale Diakonatsweihe vermittelt worden. Niedere Kleriker können Segen erteilen im Bereich ihrer Zuständigkeit. Ihre Vollmacht kommt nicht aus einer sakramentalen Weihe, sondern aus den von der Kirche geschaffenen Handlungen. So dürfen Akolythen und Lektoren bestimmte Segnungen erteilen nach dem Urteil des Ortsobherhirten. Die Vollmacht zu segnen ist nicht auf die geweihten Glieder des Volkes Gottes beschränkt. Aufgrund der Befähigung durch Taufe und Firmung segnet jeder in seinem Lebenskreise, so die Eltern in der Familie. Die kirchliche Autorität hat auch Laien zur Vornahme gewisser Segnungen ermächtigt. Männer und Frauen dürfen einige Segnungen, wo es jeweils angebracht ist, spenden. Einem anderen Wünschen, dass Gott ihm gnädig sei, und ihn insofern segnen, kann jeder Mensch. Das menschliche Segnen lässt sich als von Gott selbst ermächtigte Mitarbeit des Menschen an der Erlösung verstehen. Die Segnungen wollen das irdische Leben und die Naturdinge religiös weihen, d.h. in Beziehung zu Gott und zum ewigen Ziel rücken. Hierher gehören die sogenannten Sakramentalien. Sakramentalien sind gewisse von der Kirche eingesetzte rituelle Handlungen oder bestimmte von der Kirche geweihte Dinge zum geistlichen Nutzen der Gläubigen. Die Kirche kennt unter den Sakramentalien zwei große Gruppen: heilige Handlungen und heilige Gegenstände. Die Handlungen sind entweder Beschwörungen oder Segnungen oder Weihungen.

Der Segen gilt in erster Linie den Personen. Die wohl gewichtigste Segnung erfolgt in der hl. Messe. Die Formel „Der Herr sei mit euch“ ist eine Segensformel. Bevor der Priester dem Empfänger die hl. Hostie reicht, segnet er ihn mit dem Kreuzzeichen. Am Schluss der hl. Messe erteilt der Priester unter Anrufung des dreifaltigen Gottes den anwesenden Gläubigen den Segen. Nach Beendigung des

Gottesdienstes segnet der Priester die Ministranten, die ihm dabei gedient haben. Auch bei vielen anderen Gelegenheiten erbitten Gläubige den Segen des Priesters. Gläubige, die eine Reise antreten, gehen den Priester um den Reisesegen an. Darin vertrauen sie sich in besonderer Weise dem heiligen Erzengel Raphael und dem heiligen Martyrer Christophorus an. Die Segnung von Fahrzeugen ist eigentlich eine Segnung der Personen, die sie benutzen. Wer beichtet, um das Bußsakrament zu empfangen, wird von dem Beichtvater gesegnet, vor dem Bekenntnis und nach der Lossprechung. Vorher: Der Herr sei in deinem Herzen und auf deinen Lippen, auf dass du würdig und vollständig deine Sünden bekennst. Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Nachher: Das Leiden unseres Herrn Jesus Christus, die Verdienste der seligen Jungfrau Maria und aller Heiligen, was du Gutes getan und Schlimmes erduldet hast, gereiche dir zum Nachlass der Sünden, Vermehrung der Gnade und Lohn des ewigen Lebens. Amen. Besonders beliebt ist im gläubigen Volk der Primizsegen. Er wird von dem Neupriester nach der Priesterweihe und im Zusammenhang mit seiner Primizmesse gegeben. Primiz ist das erste Messopfer, das ein neugeweihter Priester nach seiner Weihe feiert. Der bei der Primiz und nach der Priesterweihe erteilte Segen gilt als besonders kräftig. Daher kommt das gläubige Volk selbst aus der weiteren Umgebung herbei, um ihn zu empfangen.

Die wichtigste und häufige Verbindung zweier Menschen ist die Ehe, von Christus zu einem Sakrament, einem Gnadenzeichen erhoben. Die Ehe ist von der Kirche mehrfach mit Segnungen ausgestattet worden. Die Brautleute schließen den heiligen Bund der Ehe in der katholischen Kirche, und zwar möglichst in Verbindung mit dem heiligen Messopfer. Der Brautsegen (*benedictio nuptialis*) ist richtiger als Brautleute- bzw. Trauungssegen zu bezeichnen. Er wird immer erteilt; alle Beschränkungen (des CIC/1917) sind aufgehoben. Er wird mit dem Konsensaustausch erteilt. Er macht Gottes Handeln deutlich und unterscheidet die kirchliche Trauung von dem standesamtlichen Vorgang. Dazu betet der Priester nach dem Vaterunser einen besonderen Segen; nach dem *Ite, Missa est* spricht er noch einmal ein Segensgebet über die nun Verheirateten. Der Muttersegen gilt der hoffenden Frau und der entbundenen Frau. Muttersegen ist vor allem die Segnung der Mutter nach der Geburt. Seit dem neuen Taufritus (1969) ist der Muttersegen umgeformt in eine Segnung der Mutter (und des Vaters) am Schluss der Tauffeier.

Der Eintritt in einen besonderen Stand oder eine bestimmte Stellung wird mit einem Segen verbunden. Die Weihe von Jungfrauen, die im Kloster leben oder in der Welt verbleiben, ist ein solcher Segen. Er bittet Gott um die Gnade, dass die Jungfrauen ihrem Stand gemäß Gott und den Menschen zu dienen vermögen. Die Jungfrauenweihe ist grundsätzlich dem Bischof vorbehalten. Die Vorsteher bzw. Vorsteherinnen mancher Klöster von Männern oder Frauen heißen Abt bzw. Äbtissin. Abt und Äbtissin empfangen nach ihrer Wahl bzw. Ernennung eine Weihe, die Abts- oder Äbtissinweihe. Die Weihe soll ihm bzw. ihr dazu helfen, dass sie ihren Dienst in Stellvertretung Christi geziemend und nutzbringend verrichten.

Segnen kann die Kirche selbstverständlich nur einen Bund, der von Gott als rechtmäßig anerkannt wird. Die Verbindung zweier gleichgeschlechtlichen Personen ist weder eine Ehe noch ein eheähnlicher Bund. Sie ist legalisierte Unzucht. Es ist unmöglich, das Wohlwollen Gottes auf eine Verbindung herabzurufen, die derselbe Gott streng verboten hat. Seit geraumer Zeit werden homosexuelle Verbindungen zweier Männer oder Frauen durch gesetzgeberische Akte des Staates als eheähnliche Gemeinschaften eingestuft. Manche Personen, die sich auf dieser Weise zusammenfinden, fordern, dass die Kirche ihren Bund segnet. Manche deutsche Bischöfe, den Glauben und das Recht der Kirche missachtend, stimmen ihnen zu. Am 15. März 2021 gab der Apostolische Stuhl Antwort auf die ihm vorgelegte Frage: Hat die Kirche die Vollmacht, Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen? Die Antwort lautet: Nein. Gemeint sind Verbindungen schwuler oder lesbischer Paare, die zum Altar treten, um, ähnlich wie ein ehewilliger Mann und eine ehewillige Frau, eine Art Ehe einzugehen: Homosexuelle Verbindung. Die Kirche hat keine Vollmacht, ihre verbindliche Lehre zu verändern. Sie hat nur die Vollmacht, die sichere Lehre der Glaubensüberlieferung zu bestätigen.

Ein Segen für alle Gläubigen ist der vom Nachfolger Petri erteilte Segen. Der päpstliche Segen ist der vom Papst bei wichtigen Anlässen, bei Audienzen, usw. erteilte Segen, gewöhnlich verbunden mit vollkommenem Ablass. Ein päpstlicher Segen wurde zum ersten Mal 1300 (erstes Heiliges Jahr) von

Bonifaz VIII. dem Volk gespendet. 1525 wurde er von Clemens VII. mit vollkommenem Jubiläumsablass verbunden. Seither wird er als Segen „Urbi et orbi“ (für die Stadt Rom und den Erdkreis) in feierlicher Form an Weihnachten und Ostern vom Balkon der Peterskirche aus erteilt. Der Priester darf ihn erteilen an Sterbende.

Der sakramentale Segen ist der Segen mit dem Allerheiligsten, also mit dem in der Monstranz unter der Brotsgestalt gegenwärtigen Herrn, auch eucharistischer Segen genannt. Dabei wird eine Segensformel nicht gesprochen, da Christus selbst der Segnende ist. Der Segen mit dem Allerheiligsten entwickelte sich aus der Fronleichnamsprozession. Diese ist eine theophorische Prozession, d.h. ein Umgang mit dem Herrn in der Hostie. An ihrem Ende wird der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt. Früher wurde der eucharistische Segen oft bei Gefahr (Gewitter, Feuersbrunst) erteilt. Bald wurde er auch bei anderen Aussetzungsfeiern gespendet. Die Kirche unterscheidet zwei Formen der Aussetzung des Allerheiligsten, das gewöhnlich im Tabernakel aufbewahrt wird, die öffentliche und die private. Die öffentliche Aussetzung geschieht mit der Monstranz. Monstranz ist der Schaubehälter für die große Hostie.

Dem Segen unterworfen werden auch Orte und Gegenstände. Die Kirche kennt heilige Orte. Darunter versteht sie jene Stätten, die durch Weihung oder Segnung gemäß den liturgischen Büchern für den Gottesdienst oder für das Begräbnis der Gläubigen bestimmt sind. Heilige Orte sind von profaner räumlicher Ordnung ausgegrenzte, befriedete Bereiche. Sie sind wirksame Zentren kultischer Handlungen. In ihnen werden segnen- und kraftspendende, heilbringende Wirkungen erfahren. Heilige Orte verlieren ihre Weihung oder Segnung, wenn sie zu einem großen Teil zerstört sind oder wenn sie für dauernd profanen Zwecken zugeführt werden. Die Profanierung kann geschehen durch Dekret des zuständigen Ordinarius oder durch faktischen profanen Gebrauch. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind in Europa Hunderte oder gar Tausende von Kirchen dem Gottesdienst entzogen worden. Ihr Geschick ist die traurige Bestätigung einer kirchlichen Katastrophe. Auch profane Orte werden gesegnet, ohne dass sie dadurch zu heiligen Orten gemacht werden. Das Haus oder die Wohnungen im Haus sind die Stätte, in der sich die Bewohner einen langen Teil des Tages, ja des Lebens aufhalten. Dieser Ort bedarf daher des besonderen Segens Gottes. Hier sollen Gesundheit, Keuschheit, siegreiche Tugend, Demut, Güte, Sanftmut, Erfüllung des Gesetzes und Dankbarkeit gegen Gott wohnen, wie es der Text der Häuserweihe am Feste der Erscheinung des Herrn aussagt. Die Kirche kennt heilige Sachen. Die heiligen Sachen (*res sacrae*) dienen unmittelbar dem Gottesdienst und sind deswegen durch einen besonderen Kultakt (Konsekration oder Benediktion) von allen anderen Dingen ausgesondert. Konsekriert (oder benediziert) werden Kirchen und Kapellen, Kreuze, Altäre, Pyxis, Kelch und Patene, die liturgische Kleidung, der Tabernakel, die Monstranz, Weihrauchfass und Schellen. Ohne dass sie zu heiligen Sachen werden, segnet die Kirche viele andere Gegenstände. Besonders ausgebaut wurden die Weihe der Kerzen, der Asche und der Palmzweige. Kerzen können jederzeit geweiht werden. Eine besonders feierliche Kerzenweihe geschieht an Mariae Lichtmess. Am Palmsonntag werden Zweige von Palmen oder anderen Gewächsen in Erinnerung an die Huldigung der Anhänger Jesu beim Einzug in Jerusalem geweiht. Die Gläubigen nehmen sie mit nach Hause und bewahren sie in ihren Wohnungen als Unterpfand göttlichen Segens auf. Am Aschermittwoch werden Palmzweige des Vorjahres verbrannt. Ihre Asche wird gesegnet und für die Auflegung auf die Gläubigen verwendet. Am Fest des Apostels Johannes wird Wein geweiht. Die Weihe erinnert an die wunderbare Errettung des Apostels, als ihm vergifteter Wein gereicht wurde. Am Fest der Erscheinung des Herrn wird Wasser geweiht. Durch seine Taufe im Jordan hat der Herr das Element des Wassers für alle Zeiten gesegnet. Am Fest Mariae Aufnahme in den Himmel werden Kräuter und Blumen geweiht. Die Gebete sollen die Kräuter für Gesunde und Kranke, für Mensch und Vieh heilsam machen. Vor Mahlzeiten wird der Tischsegner erbeten: „Herr, segne uns und diese deine Gaben, die wir nun von deiner Güte empfangen werden.“ Tischgebete vor der Mahlzeit sind so alt wie das Christentum. Sie sind regelmäßig mit einer Bitte um Segen verbunden. Das Tischgebet regelt und adelt die Nahrungsaufnahme und drängt das animalische Genießen zurück.

Der Christ führt alles, was ihm zum Leben notwendig ist, auf Gott zurück. Nahrung, Kleidung und Wohnung sind, wenn auch durch viele Zwischenursachen, Gott zu verdanken. In früheren Zeiten machte der Hausvater, bevor ein neuer Laib Brot angeschnitten wurde, mit dem Messer ein Kreuz

über dieser Gabe Gottes. Die gewachsene Mobilität der Bevölkerung macht die Benutzung öffentlicher und privater Verkehrsmittel erforderlich. Viele Einzelpersonen und manche Verkehrsbetriebe erbitten vor der Inbetriebnahme der Fahrzeuge Gottes Segen um glückliche Fahrt. Die Kirche stellt eigene Texte für die Segnung von Verkehrsmitteln zur Verfügung. Jeder Mensch weiß, dass er in seinem Leben, seinem Befinden und seinem Wirken vom Wetter abhängig ist. Die Saaten und die Früchte des Feldes, aber ebenso der Wald und der Garten bedürfen des Sonnenschein und des Regens. Der Mensch bangt vor Orkanen und Gewittern, vor Hagel und Überschwemmung. Er weiß auch, dass die Beobachtungen und Berechnungen der Meteorologen die physikalischen und chemischen Erscheinungen und Vorgänge der Atmosphäre erklären und in gewissem Umfang vorhersagen können. Die Kenntnis der meteorologischen Elemente ändert nichts daran, dass Gott der Herr der Schöpfung bleibt und seine Vorsehung das Weltall und somit unsere Erde lenkt. Wir dürfen ihn bitten um günstige Witterung und sollen ihm danken für die Ernte. Diesem Zweck dient der Wettersegen. Der Wettersegen wurde ursprünglich nur fallweise bei drohendem Gewitter gebetet, später regelmäßig von Christi Himmelfahrt bis zum Quatembersamstag im September, mancherorts von Kreuzauffindung bis Kreuzerhöhung (3. Mai bis 14. September). Der Wettersegen fleht um eine reichliche Ernte, Früchte der Bäume und (in Weinbaugebieten) um eine gesegnete Weinlese. Er bittet um Abwendung von Schaden durch Trockenheit und Überschwemmung, durch Frost und Hagel. Der Segen wird mit einer Kreuzpartikel oder auch mit dem Allerheiligsten gespendet.

Wir können segnen, und wir sollen segnen. Dabei darf nie vergessen werden, dass wir Bittsteller sind und Gott in der Verteilung seiner Gaben frei bleibt. An uns ist es, sich des Segens Gottes würdig zu machen. In einem Psalm heißt es: „Wer reine Hände hat und lauterem Herzens ist, wer seinen Sinn nicht an Eitles hängt, wer seinem Nachbarn nicht trügerisch schwört, der wird gesegnet vom Herrn“ (Ps 23,4). Das also heißt würdig werden, den Segen Gottes zu empfangen: Gott suchen, Gott fürchten, Gott dienen reinen Herzens und lauterem Sinnes. Wenn wir uns darum bemühen, werden wir Gott bitten können: Es segne uns der allmächtige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kirche des Ostens

23.01.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die genaue Sprache in der Theologie ist eine fundamentale Notwendigkeit. Sie gewährleistet zu ihrem Teil die Einheit des Glaubens. Durch das Abgehen von der einheitlichen und verbindlichen Sprache entstehen Missverständnisse, Häresien und Spaltungen. Eine der zahlenmäßig bedeutendsten und am längsten dauernden Trennungen sind die nestorianischen Christen. Gestatten Sie mir, meine lieben Freunde, dass ich Ihnen heute die Geschichte einer Sonderkirche vorstelle, von der Sie wahrscheinlich noch nie etwas gehört haben. Die nestorianische Kirche, die sich selbst Kirche des Ostens nannte, hat ihren Namen von dem Mönch Nestorius (ca. 381-453). Er lebte ursprünglich in einem Kloster bei Antiochien. Er erwarb sich einen hervorragenden Ruf als Prediger. Kaiser Theodosius II. berief ihn auf den Bischofsstuhl von Konstantinopel (428-431). Während seiner Amtszeit ging Nestorius scharf gegen seine theologischen Gegner vor, erwies sich gegenüber dem Volk als rigoros und war wenig geschickt in der kirchlichen Politik. Zum offenen Konflikt kam es, als einer der Günstlinge des Nestorius den Titel „Gottesgebäerin“ für Maria verwarf und Nestorius den Titel „Christusgebäerin“ einführte. Bischof Cyrill von Alexandrien wandte sich nun an Papst Coelestin I. Kaiser Theodosius berief am 19. November 430 ein Konzil nach Ephesus ein. Dort wurde Nestorius abgesetzt und musste in die Verbannung gehen. Sein Name und seine Schriften wurden gesetzlich verurteilt (Codex Theodosianus 16,5,66). Damit war der Streit nicht beigelegt. Er breitete sich vielmehr rasch aus und rief eine Trennung hervor, die noch bis zur Stunde anhält.

Die Lehre des Nestorius ist bis heute umstritten. Es ist zu unterscheiden, wie seine Gegner sie verstanden, und wie er selbst sie begriffen wissen wollte. Ausgangspunkt des Streites war, dass Nestorius Maria nicht *theotokos*, sondern *christotokos* nennen will; nicht Gott ist aus ihr geboren, sondern der mit Gott vereinte Christus. Im Hintergrund des Streites um die Benennung der Jungfrau Maria stand die christologische Frage nach der Einheit von göttlicher und menschlicher Natur in Jesus Christus. Für Nestorius ist Christus der vom Logos angenommene Mensch, in dem dieser wie in einem Tempel wohnt, wobei er Nachdruck auf die Eigentümlichkeit der beiden Naturen legte. Das Prosopon (Person) des Logos (als Erscheinungsweise einer konkreten Natur) macht vom Prosopon der Menschheit Christi Gebrauch, so dass beide Prosopa – Logos und Menschheit – in ihrer Verbindung wiederum ein einziges Prosopon bilden sollen. Nach der traditionellen Deutung gehören zur Christologie des Nestorius folgende Grundthesen: 1. In Christus sind „zwei Söhne“, nämlich der göttliche Logos und der Mensch Jesus, einer „von Natur“, einer „durch Gnade“. 2. Der Adoptianismus des Paulus von Samosata wird wieder aufgegriffen. Danach ist Jesus „nur Mensch“ und Tempel der Gottheit. 3. Die Einheit des Logos mit dem Menschen Jesus ist rein äußerlich verstanden als moralische oder auch gnadenhafte Einheit.

Nestorius fand entschiedene Gegnerschaft, vor allem in dem Bischof Cyrill von Alexandrien († 444). Er fragte: Wenn unser Herr Jesus Christus Gott ist, warum darf man die hl. Jungfrau nicht Theotokos nennen? Seine Theologie ist eine Einigungschristologie. Sie betont immer zuerst die Ein-

heit Christi und seine Gottheit, ohne die Menschheit aufzuheben. Er sieht die Menschwerdung als Akt des Logos-Subjektes, „der einen Natur des fleischgewordenen Wortes“. Denn auch das Menschliche ist dem Logos (-Subjekt) zu eigen. Für Cyrill ist der göttliche Logos das einzige wahre Handlungszentrum in Christus. Bei ihm ist kein Platz für ein menschliches Handlungsprinzip bzw. ein unterscheidbares menschliches Handlungsprinzip. Aus dieser Sicht heraus war er nicht fähig, Nestorius in rechter Weise zu verstehen und dessen Ansicht wiederzugeben. Auf dem Konzil zu Ephesus vermochte es Cyrill, sich gegen Nestorius und dessen Anhänger durchzusetzen. Die jetzige historische Forschung bestreitet die Angemessenheit der traditionellen Deutung der Lehre des Nestorius, wie sie von seinen Gegnern, vor allem von Cyrill, dargestellt wird. Nestorius hat immer mit Entschiedenheit die Berechtigung dieser Vorwürfe bestritten. Ihm ging es darum, die Vollständigkeit der menschlichen Natur Jesu herauszustellen. Den Vorwurf, er predige einen „doppelten“ Christus, wies er zurück. Er hielt an der ontologischen Einheit der Person Christi fest, in einem einzigen Prosopon (ein Begriff, der damals die unteilbare äußere Erscheinung meint); darin kommen die beiden Naturen zusammen. Die nestorianischen Kirchen bekennen noch heute die Christologie des Nestorius, zusammengefasst in der Formel: „zwei Naturen, zwei Hypostasen, eine Person in Christus“.

Wenn die einer abweichenden Lehre verpflichtete Partei unnachgiebig ist, kommt es zu einer Spaltung. So war es im Streit um die Lehre des Nestorius. Die theologische Kontroverse weitete sich aus zur Absonderung der Anhänger des Nestorius. Das ostsyrische Christentum grenzte sich bereits 410/424 als autokephale „Apostolische Kirche des Ostens“ (unter eigenen Katholikos-Patriarchen im babylonischen Seleukia) von der römischen Reichskirche ab, was ihr das Wohlwollen des persischen Königs eintrug. Die Nestorianer wurden nach 431 nicht mehr im römischen Reich geduldet. Sie flüchteten in das Sassanidenreich, nach Persien. Die Sassaniden waren eine persische Dynastie (224-651). Sie begründeten das persische Großreich. Mehrfach führten sie erfolgreiche Feldzüge gegen Byzanz. Von 309 bis 651 war der Zoroastrismus Staatsreligion. Unter dem Metropoliten Bar Sauma von Nisibis wurde der Nestorianismus dort förmlich eingeführt. Der Katholikos Akacius von Seleukia-Ktesiphon (484-496) löste das Band mit der Reichskirche vollends ganz. Die ostsyrische Kirche in Persien bekannte sich 486 auf der Synode von Seleukia offiziell zum Nestorianismus. Sie nahm auf der Synode von 612 die Formel Babais d. Gr. († 628) an. Diese ist weder dem Buchstaben noch dem Geist nach mit dem Dekret von Chalcedon vereinbar: Es gibt in Christus zwei Naturen (physeis, usiai), zwei Hypostasen, ein einziges Prosopon. Die Einheit in Christus ist prosopisch, nicht hypostatisch. Die nestorianische Kirche verwarf die Verurteilung des Nestorius in Ephesus. Unter den Sassaniden (d.h. bis 643) blühte diese Kirche in Persien, wenn auch bald verfolgt, bald geduldet und sogar gefördert. In den großen Städten Persiens entstanden Bischofssitze. Die Verfolgungen durch sassanidische Herrscher, besonders unter Schapur II. (337-379), forderten aber auch Hunderte von Opfern. Die Christen in Persien standen im Verdacht, mit dem Byzantinischen Reich zu sympathisieren. Mehrfach wurden Christen aus den Grenzgebieten Persiens deportiert, wodurch in ganz Persien neue Gemeinden entstanden. Zur Zeit der Ankunft des Islam (637) waren die Christen noch eine bedeutende Minderheit. Metropoliten mit mehreren Bischöfen werden vor allem in Fars und der Susiana erwähnt; Gemeinden gab es in Hamadan, Qom, Rey und in den Landschaften Kohistan, Seistan und Horasan (Herat). In der Mitte des 13. Jahrhunderts eroberten die Mongolen Persien. Die neuen mongolischen Machthaber waren den Christen zunächst freundlich gesinnt; die Frauen mehrerer Fürsten waren Nestorianer. Die Übernahme des Islam durch die mongolischen Khane (1295) führte jedoch zu Christenverfolgungen. Zu weiteren Verfolgungen kam es um 1390 unter dem Tataren Timur. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden Klöster zerstört, Gemeinden ausgelöscht und die episcopale Hierarchie beseitigt.

Die nestorianischen Christen waren fest davon überzeugt, dass sie das wahre Christentum vertreten. Damit war die Pflicht, es auszubreiten, verbunden. Die Kirche des Ostens war außerordentlich missionarisch und hatte zeitweilig große Erfolge. Diese Expansion vollzog sich im Wesentlichen ab 500 n. Chr., d.h. nach der Ausformung ihrer spezifischen Christologie, auf der Bekenntnisgrundlage der Nicaeno-Constantinopolitanum (381) und den Beschlüssen des Konzils von Chalcedon (451). Klöster bildeten für die Expansion den Ausgangspunkt und hatten die geistliche Führung inne. Die Bekehrungsarbeit wurde meistens von Kaufleuten geleistet, die auf den großen Handelsstraßen wie

der Seidenstraße nach China reisten. Zentren der Expansion waren Raij, Rew-Ardashir (für Indien), Merw (für China) und Drangtse im Ladakhgebirge (für Tibet). Weiter sind zu nennen Herat, Samarkand, Buchara, Kaschgar, Taschkent, Almalygh und Navekath. Um 550 schrieb der Alexandriner Kosmas Indicopleustes von Christen auf Ceylon, in Burma, Thailand, Cochinchina und Tongking, die mit der Nestorianerkirche in Persien Verbindung hatten. Vor der Vernichtung des persischen Sassanidenreiches durch den Islam (651) hatte die Kirche des Ostens bereits erfolgreich unter Arabern missioniert: unter den Lachmidern (im Irak) und auf der arabischen Halbinsel selbst. In Nordarabien gab es in vorislamischer Zeit nestorianische Gemeinden. Die Kirche des Ostens unterhielt Bistümer in Sana und auf Sokotra. Sana ist heute noch die Hauptstadt des Jemens. Sokotra ist eine große Insel südlich des Golfs von Aden und gehört zum Jemen. Dem Islam konnte das Christentum Arabiens jedoch nicht lange widerstehen. Ein letzter Bischof wird in Sana in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts erwähnt; um 900 lebten noch einzelne Christen im Jemen. Auf Sokotra gab es noch 1282 einen nestorianischen Bischof; letzte Nachrichten von Christen stammen aus dem späten 15. Jahrhundert. Der Islam setzte sich auf Sokotra im 15. Jahrhundert durch.

Die Kirche des Ostens entfaltete – zumal nach dem Verlust des arabischen Missionsfeldes – eine weite Missionstätigkeit in Indien, Zentralasien und China. Nestorianisches Christentum kam 635 mit dem syrischen Mönch Olopen nach China, ist 781 in Schensi und Fukien nachweisbar. 200 Jahre erfreuten sich die nestorianischen Gemeinden der Duldung und Protektion durch den kaiserlichen Hof. Besonders auf Antrieb des nestorianischen Katholikos Timotheos I. gelangte das Christentum 780-823 in das chinesische Turkestan, wahrscheinlich nach Tibet und nach Zentralchina. In Turkestan wurden Hunderte von christlichen Grabsteinen, die bis 1345 reichen, aufgefunden. Nestorianisches Christentum unter der Leitung eines Metropoliten konnte sich über weite Teile Chinas hin ausbreiten, blieb aber im Wesentlichen eine Religion vorderasiatischer Fremdlinge. Doch gab es eine umfangreiche christlich-chinesische Missionsliteratur, einschließlich einer Übersetzung der Evangelien. In China wurde eine Inschrift vom Jahre 781 entdeckt, welche die Missionstätigkeit eines Mönches Olopen und den Bau eines nestorianischen Klosters in den Jahren 635/38 bezeugt. Die Kirche in China blühte unter monastischer Führung und einem eigenen Metropoliten von 713 bis 980 n. Chr. während der toleranten Tang-Dynastie (618-907). Von Bagdad aus wurden wiederholt Missionare und Bischöfe nach China entsandt. Nach der Mitte des 9. Jahrhunderts endete diese erste Phase christlicher Präsenz in China. Der Wechsel der Religionspolitik unter Kaiser Wu Zong (845) leitete das Ende der ersten Phase nestorianischer Präsenz ein. Die Mongolen kamen im 13. Jahrhundert nach China. 1279 hatten sie ganz China besetzt. Die mongolischen Nestorianer breiteten sich rasch im Lande aus. Der Favorit der Mongolenherrscher unter den Religionen war die buddhistische Lehre, vor allem der tibetische Lamaismus. Christentum, Judentum und Islam wurden toleriert. Zwei Franziskanermönche gelangten bis Peking. Die Ming-Dynastie (1368-1644) stürzte 1368 die Mongolenherrschaft. Das nestorianische Christentum ging (kurz vor der Ankunft der Jesuiten) in einem Blutbad zugrunde.

In Zentralasien folgte die nestorianische Mission vom kirchlichen Zentrum Merw aus der alten Seidenstraße auf ihren beiden Routen nördlich und südlich des Tarim-Beckens. Im Laufe des 6. bis 8. Jahrhunderts verbreitete sich das Christentum unter Türken und Sogdern zu beiden Seiten des Oxus/Amu Darja, in Transoxanien sowie des jenseits Jaxartes/Syr Darja bis in das westliche Tarim-Becken (Taschkent, Kaschgar). Im 8. Jahrhundert hört man von je einem Metropoliten in Samarkand, für Türken und Tibeter. Um 800 gibt es Christen am oberen Indus (Drangtse) und um 900 in der Turfan-Oase. Die Thomaschristenheit in Indien stand seit dem 3. Jahrhundert unter dem Einfluss der Ostsyrer und wurde zu einer Kirchenprovinz der Kirche des Ostens. Die Christianisierung Indiens geht auf die nestorianische Mission im 5./6. Jahrhundert unter dem Katholikos Patriarchen von Seleukia-Ktesiphon zurück. 720 wurde eine eigene nestorianische Metropole des „Sitzes des hl. Thomas und der gesamten Christen in Indien“ für die Malabarküste (Kerala und Karnataka) eingerichtet.

Eine zweite und erfolgreichere Missionsperiode der Kirche des Ostens begann kurz nach 1000. Im 11. Jahrhundert bekehrten die Nestorianer den Fürsten des turkmenischen Stammes der Kerait, der als Vasall des chinesischen Reiches den Titel Owang-Khan führte, mit seinem Volk. Durch diese Bekehrung südlich des Baikalsees drang das Christentum in weite turkotatarische Stämme (Naiman) ein, die den Kern des von Dschingis-Khan im früheren 13. Jahrhundert begründeten Großreiches bildeten. In

diesem Mongolenreich erlebte das Nestorianertum Asiens seine Blüte. Als die Mongolen China eroberten, kehrte es auch nach China zurück, wo es den ersten lateinischen Missionaren begegnete. In der Mongolei spielten nestorianische Christen im 12. und 13. Jahrhundert eine wichtige Rolle in der Verwaltung und am Hof des mongolischen Großreiches. Christen gab es unter den hohen Beamten des Reiches, und sie waren einflussreich am Kaiserhof. Der Großkhan Güyük (1245-1248) war getauft. Er gestattete in der Hauptstadt Karakorum die Errichtung eines nestorianischen Bischofssitzes. Doch nahm das Christentum hier auch synkretistische Züge an. Seine Minderheitsstellung bewog die Christen zu Anpassungen an Buddhismus, Taoismus und Manichäismus. Doch jetzt kam das Ende. Die Mongolen, die zunächst im Islam ihren Hauptfeind gesehen hatten, nahmen, 1295 beginnend, diese Religion an und fielen vom Christentum ab. Sie setzten blutige Christenverfolgungen ins Werk. Am Ende des 14. Jahrhunderts war es Timur-Lenk, der von Samarkand aus die Christen dezimierte. Die Kirchenprovinzen in Zentral- und Ostasien gingen unter.

Die Kirche des Ostens breitete sich jetzt auch nach Westen aus. Um 700 hört man von einem Bischof in Ägypten. Im 9. Jahrhundert entstanden Metropolen in Tarsus und Damaskus. Nach 1000 kamen Jerusalem und Alexandria sowie ein Bistum auf Zypern hinzu. Der Katholikos-Patriarch selber hatte bereits seit Ende des 8. Jahrhunderts seine Residenz nach Bagdad (der 762 gegründeten Hauptstadt der Abbasiden-Kalifen) verlegt, an deren Hof die Nestorianer alsbald einflussreiches Ansehen genossen. Auf dem Höhepunkt ihrer Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert erstreckte sich die nestorianische „Kirche des Ostens“ über ca. 8000 km von Tarsus, Jerusalem, Damaskus und Alexandrien nach Peking und zur chinesischen Küste und über etwa 5500 km vom Baikalsee (Sibirien) bis zur Südspitze Indiens sowie in Zentral- und Ostasien von Samarkand bis Khanbalig/Peking. In einzelnen Zentren dieses riesigen Gebietes residierten mindestens 25 Erzbischöfe und 200 Bischöfe, es gab Klöster und Gemeinden, welche die Autorität des Patriarchen von Bagdad anerkannten. Kein anderer Patriarch in der christlichen Welt verfügte über so weitreichende Jurisdiktion. Alles dies wurde durch den Einfall und die Herrschaft des Timur-Lenk (1336-1405) zerstört. Er war ein turkisierter muslimischer Mongole. Er war ein grausamer Herrscher. Auf seinen weit ausgreifenden Eroberungszügen unterwarf er weite Teile Asiens und drang bis Moskau vor. Timur begann im 14. Jahrhundert eine Verfolgung der Nestorianer, in der Tausende als Martyrer starben. Der Nestorianismus wurde bis auf kleine Reste in Nordpersien, am Urmiassee, in den kurdischen Bergen (Kotschanes) und in Mesopotamien (Irak) vernichtet.

Zusammenfassend ist Folgendes festzuhalten. Die Nestorianer wirkten jahrhundertlang in Asien an der Ausbreitung des Evangeliums Jesu Christi. Die Missionsarbeit fand vor allem in zwei Epochen statt. Die erste Periode erstreckte sich von 600 bis 800 n. Chr., die zweite von 1000 bis zum Höhepunkt im 14. Jahrhundert. Für den Niedergang der Kirche des Ostens werden folgende Gründe angeführt: die Verheerungen durch die Pest in Asien 1337-1339, durch den aggressiven Islam und durch Timur-Lenk; die allzu ausgeprägte Abhängigkeit von nichtchristlichen Dynastien in China, Iran und Irak; das Fehlen einer durchgehenden einheimischen Führung in den Hauptregionen der Ausbreitung; der Gebrauch der syrischen Sprache, der das Christentum in den meisten Regionen als eine ausländische Religion kennzeichnete. Entscheidend war das Versiegen der geistlich-missionarischen Kraft der sich zersplitternden Kirche. Zum Glück verblieben nicht alle Nestorianer in der Spaltung. Es kam hie und da zur Versöhnung mit der römisch-katholischen Kirche. Mitte des 16. Jahrhunderts vereinigte sich ein bedeutender Teil der nestorianischen Kirche mit Rom und erhielt den Namen chaldäische Kirche. Sie untersteht dem Patriarchen-Katholikos von Babylon für die Chaldäer; sein Sitz ist Bagdad. In Indien schlossen sich die meisten Nestorianer der römischen Kirche an (nach 1600). Im Vorderen Orient lebten noch etwa 150000 nestorianische Christen. Die nicht unierten Nestorianer werden oft „Assyrer“ genannt und standen im 19. Jahrhundert unter starker protestantischer und orthodoxer Beeinflussung. 1891 traten 20000 zur russischen Orthodoxie über. Im Ersten Weltkrieg beschuldigten die Türken die Assyrer der Komplizenschaft mit den Russen und rotteten eine große Zahl aus. Diese nestorianische Kirche hat z.Zt. 80000 Mitglieder in Irak, Iran, Syrien, 5000 Mitglieder in Indien und 25000 in den USA.

Die Existenz und das Wirken der nestorianischen Christen ist ein Teil der Geschichte des Christentums. Ihr Aufstieg und ihr Niedergang ist ergreifend und schmerzlich. Ihre Treue zum Christentum,

zum dreifaltigen Gott, zu Jesus Christus ist unbestreitbar, vielfach erprobt und durch zahlreiche Martyrien bewiesen. Ihr Glaubenszeugnis ist ein Ruhm für den christlichen Namen. Ihre Weigerung, die Beschlüsse des Konzils von Ephesus anzunehmen, bewirkte eine betrübliche Absonderung von der römisch-katholischen Kirche. Die Nestorianer wichen in Einzelheiten der Begriffe von den Glaubensbekenntnissen der römischen Kirche ab. Aber unzweifelhaft ist, dass sie Christen waren, die den Glauben an den menschgewordenen Gottessohn festhielten und ihn mit einem beispiellosen Eifer zu verbreiten suchten. Die abendländischen Missionare des 13. Jahrhunderts sahen in den Nestorianern vollgültige Christen. Ihr unerschütterlicher Glaube an die Wahrheit und Heilskraft des Christentums trieb die nestorianischen Christen jahrhundertlang zum Zeugnis und zur Werbung für Christus in die Weiten Asiens zu zahlreichen Völkern. Von Ost nach West, von Nord nach Süd, praktisch durch ganz Asien, zogen die Boten des Evangeliums, Vertreter der eifrigsten Missionskirche, welche die Welt je gesehen hat. Händler und Handwerker wurden auf immer weiteren Wegen, Schreiber und Ärzte an fremden Höfen Träger der Nestorianermission. Dazu wanderten Scharen von Mönchen und jungen, in Klöstern ausgebildeten Männern, getrieben von den Missionsworten des Neuen Testaments, wohin Gott sie führte. Die Nestorianer waren über Jahrhunderte die räumlich bei weitem ausgedehnteste christliche Konfession, wurden aber nirgends wirklich Landeskirche und blieben wohl überall stets nur Minderheit. Ihren missionarischen Impuls bezahlten sie mit unermesslichen Mühen und ungezählten Opfern. Sie dürfen nicht vergessen werden, wenn vom christlichen Glauben, von der Kraft der Gnade und vom Segen des Evangeliums die Rede ist. Mit Zerknirschung und Scham müssen wir erkennen, wie sehr und wie weit wir hinter ihnen zurückbleiben. Wir haben die Möglichkeit, uns ihnen erkenntlich zu zeigen. Die Nachfahren der nestorianischen Christen im Iran und Irak und anderswo in der Zerstreung sollen uns anvertraut sein. Nach Kräften sollen wir ihnen durch unsere Solidarität und Hilfe zur Seite stehen. Sie sind unsere Brüder und Schwestern in Christus.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Würdig werden der Verheißungen Christi

06.02.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Dreimal am Tag sollen wir Gott für die Menschwerdung seines Sohnes danken. Das geschieht durch das Gebet „Der Engel des Herrn“. Darin begleiten wir die Empfängnis Mariens mit dreimaligem Ave Maria. Daran knüpfen wir die Versikel: Bitte für uns, o heilige Gottesgebärende, auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi. In dem letzten Halbsatz ist von zwei Gegenständen die Rede: von den Verheißungen, die Christus gemacht hat, und von unserer Würdigkeit, ihre Erfüllung zu erfahren. Was ist eine Verheißung? Das Wort Verheißung kommt in zwei Bedeutungen vor. Es kann das Verheißungswort wie das Verheißungsgut bezeichnen. Das Verheißungswort ist die Zusage eines sich durch das Wort Gottes verwirklichenden Heils. Die Heilsgeschichte ist eine Geschichte der Verheißungen. So kommt dem Begriff Verheißung höchste theologische Bedeutung zu. Im Alten Testament war das Verheißungswort Jahwes das unerschütterliche Fundament der Existenz Israels. Über eine vorläufige, zeitliche, innerweltliche Zielsetzung hinaus waren die alttestamentlichen Verheißungen offen auf eine noch ausstehende endgültige Erfüllung. Sie ist eingetroffen in Jesus von Nazareth. Darum ist in der Versikel zum Gebet „Der Engel des Herrn“ nicht von den Verheißungen Gottes im Alten Bund, sondern von den Verheißungen Christi im Neuen Bund die Rede. Auch der Offenbarer Jesus, der Sohn des lebendigen Gottes, hat Verheißungen gegeben, und zwar sehr viele. Die Christen bauen auf sie nicht weniger als die Gläubigen des Alten Bundes auf die Verheißungen Jahwes. Sie bitten darum, dass sie der Verheißungen Christi würdig werden. Würdig werden heißt: wert sein, dass die Verheißungen Christi an uns erfüllt werden. Wie wird man würdig, d.h. wert vor Gott, dass er seine Verheißungen an uns erfüllt? Bei vielen Verheißungen hat Christus selbst angegeben, wie sich ein Christ verhalten muss, wenn er die Erfüllung seiner Verheißungen an sich erfahren will. Denken wir beispielsweise an sein Wort: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote“ (Mt 19,17). Oder an das andere Wort: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist“ (Mt 7,21). Und schließlich an ein drittes Wort: „Wer in Tat und Lehre sich an die Gebote Gottes hält, wird ein Großer heißen im Himmelreich“ (Mt 5,19). Es gibt Gebote, deren Beobachtung manchen Menschen besonders schwer fällt. So eines ist das Gebot der Vergebung, also der erbarmenden Nachsicht gegen einen anderen, der uns Unrecht zugefügt hat. Doch der Herr besteht unnachgiebig auf der Erfüllung dieses Gebotes. Gott hat uns die Vergebung der Sünden verheißt. Aber er hat sie davon abhängig gemacht, dass wir Vergebung üben gegen unsere Mitmenschen. „Wenn ihr den Menschen ihre Fehler vergibt, wird auch euch euer himmlischer Vater vergeben“ (Mt 6,14). Im Gebet des Herrn wird dieser Zusammenhang deutlich gemacht: „Vergib uns, o Gott, unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“ Durch die Beobachtung der Gebote Gottes werden wir würdig, die Erfüllung seiner Verheißungen zu erfahren.

Welches sind nun die Verheißungen Christi, deren wir würdig werden sollen? Wir wollen sie nacheinander betrachten. Wenige Wahrheiten hat Christus so oft eingeschärft wie die Pflicht zum vertrauensvollen Gebet. Wer recht betet, den erhört Gott. „Bittet, und es wird euch gegeben werden.

Suchet, und ihr werdet finden. Klopft an, und es wird euch aufgetan werden“ (Mt 7,7). Der Herr verbindet sich selbst mit dem Bittgebet. „Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das werde ich tun... Wenn ihr um etwas bittet in meinem Namen, werde ich es tun“ (Joh 14,13f.). Zum vertrauensvollen Gebet gehört der Glaube, der Glaube an Gottes Allmacht und an Gottes Liebe. Der Herr sagt: „Alles, was ihr glaubensvoll im Gebete erfleht, das werdet ihr erhalten“ (Mt 21,22). Glauben muss man haben, wenn man erhört werden will. Glauben, wie der Vater des besessenen Knaben ihn hatte: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Den Geheilten bestätigt Christus wiederholt, dass sie den Glauben als Voraussetzung ihrer Heilung gehabt haben: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Wer den rechten Glauben hat, dem werden selbst Bitten, deren Erfüllung unwahrscheinlich erscheint, gewährt. „Wenn ihr einen Glauben habt wie ein Senfkorn, so werdet ihr zu diesem Berge sagen: Geh von da weg dorthin, und er wird weggehen, und nichts wird euch unmöglich sein“ (Mt 17,20).

Christus lebte ganz und vollkommen im Einklang und im Gehorsam gegen den himmlischen Vater. Er war sich gewiss und sprach es wiederholt aus: „Der Vater liebt mich.“ Nach dem Willen des Vaters ist er vom Himmel herabgestiegen und hat seinen Auftrag auf Erden erfüllt. Christus macht aber auch die Seinen der göttlichen Fürsorge gewiss. Über ihnen waltet Gottes Vorsehung. Das gilt selbst für die alltäglichen Dinge. „Fraget nicht danach, was ihr esst und was ihr trinkt, und lasst euch nicht ängstigen. Denn nach all dem trachten die Heiden der Welt. Euer Vater aber weiß, dass ihr dessen bedürft. Suchet vielmehr sein Reich, und dies wird euch dazugegeben werden“ (Lk 12,29-31). Wer um Gott besorgt ist, für den sorgt Gott. So belehrt uns der Herr: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch dazugegeben werden“ (Mt 6,33). Heilige des starken Glaubens haben oft erfahren, dass Gott in aussichtslosen Situationen mit seiner Macht unerwartet eingreift. In der Zeit der Verfolgungen schreibt der Apostel Petrus den Christen: „Werft alle eure Sorgen auf ihn, denn er sorgt für euch“ (1 Petr 5,7). Der Herr hat ein Herz für die Bedrängten und Bedrückten dieser Erde. Er nimmt sich der Niedergeschlagenen und Verzagten an. „Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken“ (Mt 11,28). Er hat einen Trost für die Trostlosen dieser Erde.

Zahlreiche Verheißungen des Herrn gelten seinen Jüngern, seinen Gläubigen, seiner Kirche. Christus ist als das Licht in die Welt gekommen. In dieser Selbstbezeichnung liegt die Verheißung: Wer zu Jesus kommt, wird erleuchtet, d.h. er findet sich zurecht in dieser Welt, weil er Gott kennt und um seinen Willen weiß. So sagt er: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis wandeln, sondern das Licht des Lebens haben“ (Joh 8,12). Christen sind Erleuchtete, sind Lichtträger. Wer einmal in die Jüngerschaft Jesu eingetreten ist, muss in ihr verharren. Das Verweilen bei Jesus zeigt sich in mehrfacher Weise. Einmal im Festhalten an seinem Wort und an seiner Wahrheit. „Wenn ihr bleibt in meinem Worte, werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein; ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch freimachen“ (Joh 8,31f.). Sodann in der unerschütterlichen Bruderliebe. Denn das ist sein Gebot: Die Liebe üben und in der Liebe verharren. Das ist Kennzeichen der Zugehörigkeit zu Christus. „Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe habt untereinander“ (Joh 13,35). Schließlich zeigt sich das Verweilen bei Christus im Festhalten am Herrenmahle. Dort vollzieht sich das Eingehen des Menschen in Christus. „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm“ (Joh 6,56).

Untrügliches Kennzeichen der Jünger Jesu ist der Besitz des Heiligen Geistes. Er will erbetet werden. „Der Vater wird vom Himmel Heiligen Geist jenen geben, die ihn (darum) bitten“ (Lk 11,13). Das Gebet um den Heiligen Geist muss das tägliche Gebet aller zu Christus Gehörenden sein. Die Gabe des Heiligen Geistes für alle Gläubigen ist aber auch das Anliegen Christi. Der Herr tritt bei dem himmlischen Vater für uns ein, dass er uns den Heiligen Geist mitteilt, und zwar als immerwährendes Geschenk. „Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten, und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Helfer geben, damit er immerfort bei euch bleibe, den Geist der Wahrheit“ (Joh 14,15-17). Das Wirken des Heiligen Geistes ist die Garantie für die Unvergänglichkeit des Werkes Christi. Der Heilige Geist wird dafür sorgen, dass die Offenbarung Christi Bestand hat. „Der Helfer, der Heilige Geist, den senden wird der Vater in meinem Namen, er wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14,26). Also: kein Abbau sittlicher Normen, keine Behauptung, einige seien überholt, wie uns der Protestantismus vorspricht

und die abtrünnigen Katholiken nachsprechen. Die Welt, die meisten Regierenden, fast alle Journalisten wundern sich über die katholische Kirche, weil sie an Lehren festhält, die sie längst aufgegeben haben und für welche die breite Masse kein Verständnis hat. Sie begreifen nicht, dass es Gott selbst, der Heilige Geist ist, der die Kirche heißt, am Offenbarungswort Jesu festzuhalten. Darum Mut, meine lieben Freunde. Es mögen Theologen sich dem Zeitgeist beugen, es mögen Papst und Bischöfe versagen, es mögen die Gemeinden dahinschmelzen, die Wahrheit Christi wird in dem heiligen Rest erhalten bleiben. Wenn die Welt die Zeugen Christi nicht durch Diffamierung, Zurücksetzung und Ausgrenzung zum Schweigen bringen kann, greift sie zur Gewalt. Christus sieht für die Christen düstere Zeiten voraus. Der Justizapparat wird gegen sie in Gang gesetzt. Sie werden ausgegrenzt, verdächtigt und verachtet, weil sie sich dem atheistischen und materialistischen Zeitgeist nicht beugen. Aber sie sind nicht verlassen. Der Heilige Geist steht den Jüngern Jesu in Nachstellungen und Verfolgungen bei. „Wenn man euch vor die Synagogen bringt und vor die Behörden und Machthaber, so habt nicht Sorge, wie oder womit ihr euch verteidigen oder was ihr sagen sollt. Denn der Heilige Geist wird euch in jener Stunde lehren, was ihr sagen sollt“ (Lk 12,11f.). Der Heilige Geist gibt den Seinen nicht nur Kraft und Weisheit, um sich zu verteidigen. Er geht vielmehr selbst zum Angriff über. Der Heilige Geist überführt die Welt von ihrer Schuld. „Der Geist wird der Welt den Nachweis bringen über Sünde, über Gerechtigkeit, über Gericht. Er wird euch hinführen zur vollen Wahrheit. Er wird mich (Jesus) verherrlichen“ (Joh 16,12-15). Wie erbringt der Heilige Geist diesen Nachweis? Er liefert den Nachweis, dass es eine Sünde gibt, beispielsweise durch jene, die „im Marsch für das Leben“ durch Berlin ziehen, ausgelacht und verspottet, angespuckt und verachtet. Er macht es auch deutlich, ja überdeutlich durch die Zerstörungen, die das Abgehen von den Geboten Gottes, welche die Kirche verkündet, hervorruft. Welche Verwüstungen hat die sexuelle Revolution angerichtet! Wie ist unsere Jugend vergiftet worden! Wie sind die Erwachsenen in den Hedonismus getrieben worden! Wie viele Millionen Ehebrüche geschehen jedes Jahr in Deutschland?

Der Herr lässt seine Jünger nicht kraftlos und hilflos ihren schweren Dienst verrichten. Er stattet sie mit Kräften und Fähigkeiten aus, die den Menschen deren Verbindung mit Gott und deren Ermächtigung durch Christus erweisen. „Als Zeichen werden denen, die glauben, diese folgen: In meinem Namen werden sie Dämonen austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen aufheben, und wenn sie etwas Tödliches trinken, wird es ihnen nicht schaden. Kranken werden sie die Hände auflegen, und diese werden gesund werden“ (Mk 16,17f.). Wenn man mich fragt, wo und wann diese Verheißung in Erfüllung gegangen ist, dann verweise ich auf die Wunder und Machttaten von Heiligen im Leben und im Sterben. Es gibt sie; sie sind wirklich. Nur werden die erstaunlichen und nicht natürlich zu erklärenden Vorgänge meistens totgeschwiegen oder heruntergemacht. Die unerklärliche Menschen- und Seelenkenntnis des Johannes Vianney wird von zahlreichen Büßern bezeugt, die sie an sich erfahren haben. Die wunderbaren Fähigkeiten und Leistungen des heiligen Johannes Bosco sind über jeden Zweifel erhaben. Pater Pio von Pietrelcina war mit außerordentlichen Gaben ausgestattet: Heilungen, Bekehrungen, Wunder, Seelenschau. Das Leben von Helena Kowalska, später Schwester Faustyna, war voller Mystik und Wunder. Am 30. April 1952 wurde Bruder Leo Schwager von der Abtei Sankt Otmarsberg in Lourdes völlig überraschend von Multipler Sklerose geheilt.

Der Herr hat seine Kirche mit den Mitteln ausgestattet, die notwendig sind, um das irdische Leben nach Gottes Willen zu meistern und um im Gericht Gottes bestehen zu können. Es sind der Glaube und die Sakramente, die Wahrheit und die Gnade. Bei seinem Abschied von der Erde wies er die Apostel an: „Gehet hin in alle Welt und verkündet das Evangelium aller Kreatur. Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden“ (Mk 16,15f.). Der katholische Glaube ist aller Verfälschung und Manipulation entzogen. Er steht fest in der Brandung der Meinungen. Mögen modernistische Theologen und anpasserische Bischöfe noch so sehr bemüht sein, den Glauben einer aus den Fugen geratenen Welt anzugleichen. In dem heiligen Rest, der sich Satan nicht beugt, wird der Glaube der Kirche zu finden sein, bis der Herr wiederkommt. Die Sakramente der Kirche bleiben heilskräftig. Sie hängen nicht von menschlichem Scharfsinn und irdischer Kraft ab, sondern von der Wirkmacht Gottes. Die Christen können sich auf die Zeichen des Heils verlassen, die von gläubigen Priestern vollzogen werden. Ob die Eucharistie in römischen Katakomben oder auf den Kartoffelfeldern von Dachau gefeiert wird, der Herr setzt sich gegenwärtig, bis er sich in seiner Macht und Herrlichkeit zeigen wird.

Christus hat eine Gemeinschaft und Anstalt gegründet, die seine Wahrheit und seine Gnade durch die Zeiten tragen soll. Wir nennen sie die katholische Kirche. Die Kirche Christi ist umfassend. Sie ist über Völker und Nationen erhaben. Der Herr hat es vorhergesagt: „Viele werden von Osten und Westen kommen und sich zu Tische legen mit Abraham, Isaak und Jakob“ (Mt 8,11). Vor wenigen Sonntagen habe ich Ihnen vom Missionswerk der (nestorianischen) Kirche des Ostens in Asien erzählt. In unseren Tagen ist nach Jahrhunderten zum ersten Mal wieder ein einheimischer Sohn der Mongolen zum katholischen Priester geweiht worden. Christus hat der Kirche die Grundlagen einer Verfassung eingestiftet. Sie ist unwandelbar dieselbe. „Du bist Petrus (der Fels), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen“ (Mt 16,18). Der Felsenmann ist kein Gummilöwe oder ein Papiertiger. Er besitzt eine Vollmacht, die ihm von Christus selbst übertragen ist. „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben. Was du binden wirst auf Erden, das wird gebunden sein im Himmel; und was du lösen wirst auf Erden, das wird gelöst sein im Himmel“ (Mt 16,19). Ob er diese Vollmacht benutzt oder schleifen lässt, er besitzt sie und wird Gott Rechenschaft legen müssen, was er damit angefangen hat. Christus entlässt die Seinen nicht schutzlos und führerlos. Er bleibt bei ihnen. „Seht, ich bin mit euch alle Tage bis an das Ende der Welt“ (Mt 28,20). Das Schiffelein der Kirche wankt und schwankt. Aber der Herr ist im Boot. Mit seiner Gnade. Seiner Kraft. Seinem Trost. „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück. Ich komme wieder zu euch“ (Joh 14,18). Der Herr hat den Angehörigen dieser Kirche kein angenehmes Leben versprochen, sondern Ablehnung und Feindseligkeit vorhergesagt. „Ihr aber werdet gehasst sein von allen um meines Namens willen. Wer aber ausharrt bis an das Ende, der wird gerettet werden“ (Mk 13,13). Das ist wahrlich eingetroffen und erfüllt sich heute mehr und mehr. Woher der Hass? Die Kirche verkündet Lehren des Glaubens, die jenen, für die es nur die gegenwärtige, sichtbare Welt gibt, unverständlich, absurd, monströs vorkommen. Die Kirche lehrt Gebote des sittlichen Verhaltens, die jenen, die tun und lassen wollen, wie es ihnen beliebt, lästig, störend, unangenehm sind. Sie meinen, dass diese Verkündigung aufhört, wenn die Kirche verschwindet. Den Gefallen wird sie ihnen nicht tun. Die Kirche kann schrumpfen, und sie wird schrumpfen. Die Stimmung, der Trend, der Mainstream ist gegen sie. Die Kirche ist dabei, das größte katholische Land der Erde, Brasilien, zu verlieren. In Lateinamerika sind viele Millionen katholische Christen zu protestantischen Sekten übergegangen. In Mittel- und Westeuropa schmilzt die katholische Kirche dahin. Frankreich und Deutschland haben aufgehört, christliche Länder zu sein. In Spanien arbeitet die sozialistische Regierung daran, die Kirche auszulöschen. Ein Rest wird bleiben. Dieser heilige Rest ist die Kirche Christi, zahlenmäßig gering, aber Empfänger und Träger der Wahrheit und der Gnade, immer noch die Stadt auf dem Berge. Für den gläubigen Rest gelten Jesu Verheißungen: „Wer ausharrt bis zum Ende, wird gerettet werden“ (Mk 13,13). Zahlen schrecken den Herrn nicht; sie dürfen auch uns nicht verzagen lassen. Denn es gilt Christi Wort: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn es hat eurem Vater gefallen, euch das Reich zu geben“ (Lk 12,32). Die ganze Fülle des Heils fällt jenen zu, die nicht umgefallen sind und ihre Knie vor Baal gebeugt haben.

Der Herr hat den Seinen die Zukunft eröffnet. Er wird wiederkommen, nicht mehr verborgen, sondern sichtbar. Er hat vor dem irdischen Gericht seine Wiederkunft angekündigt, und zwar als Richter der ganzen Welt. „Von nun an werdet ihr sehen den Menschensohn sitzend zur Rechten der Kraft und kommend auf den Wolken des Himmels“ (Mt 26,64). Der Herr wird kommen über alle, die ihn sahen und doch nicht sahen, die ihn hörten und doch nicht verstanden, über Spötter und Hasser, er, der Ausgestoßene, der Verkaufte, der Geschlagene, der Gekreuzigte, der Verachtete, der Totgeschwiegene. Die gläubigen Christen harren der Wiederkunft des Herrn. Ihre Augen spähen ab die grauen Horizonte nach dem ersten Dämmern seines Lichtes. Er kommt, um die Seinen zu retten. Nach der Drangsal der letzten Tage „werden sie kommen sehen den Menschensohn auf den Wolken mit großer Macht und Herrlichkeit. Und dann wird er aussenden seine Engel und zusammenführen seine Auserwählten von den vier Winden, vom Ende der Erde bis zum Ende des Himmels“ (Mk 13,26f.). Er wird kommen und die Seinen zu sich nehmen, die Verbannten, die das Tier nicht angebetet haben, die sich nicht preisgegeben haben um feilen Lohn. Das Endgericht bringt die große und endgültige Scheidung von Guten und Bösen. Dann erfüllt sich, was seit der Pfingstpredigt des

Petrus immer von der Kirche verkündigt worden ist: „Jeder, der den Namen des Herrn anruft, wird gerettet werden“ (Apg 2,21).

Jesus, der Geächtete und Gekreuzigte, ist nicht im Tode verblieben. Gott hat ihn leibhaftig und in verklärter Gestalt auferweckt. Jesu Auferstehung kommt nicht nur ihm zugute. Jesu Auferstehung ist ein kosmisches Ereignis. Seine Kraft der Auferstehung wird allen zuteil, die sich gläubig zu ihm bekennen und in diesem Bekenntnis das irdische Leben beschließen. Sie werden auferstehen und mit ihm sein. Der Glaube an Christus, das menschengewordene Wort Gottes, verbürgt die Unsterblichkeit und die Auferstehung. „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er starb; und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit“ (Joh 11,25). Dann wird es sich zeigen, dass der Empfang des Herrenleibes, die heilige Kommunion, ein Heilmittel der Unsterblichkeit ist. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabkam. Wenn einer von diesem Brot isst, wird er leben in Ewigkeit“ (Joh 6,51). „Wer dieses Brot isst, wird leben in Ewigkeit“ (Joh 6,59). „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat ewiges Leben, und ich werde ihn auferwecken am Jüngsten Tage“ (Joh 6,54). „Das ist der Wille meines Vaters, dass jeder, der den Sohn sieht und an ihn glaubt, ewiges Leben habe und ich ihn auferwecke am Jüngsten Tage“ (Joh 6,40). Die im Endgericht Geretteten werden des ewigen Lebens teilhaftig. Ewiges Leben ist immerwährendes Verbundensein mit dem lebendigen Wort Gottes, ist ewige Gemeinschaft mit Christus. Der Herr hat es verheißt: „Ich aber werde, wenn ich von der Erde erhöht bin, alle an mich ziehen“ (Joh 12,32). Dieses Wort gilt allerdings nur für jene, die zu ihm halten, ihn bekennen. „Wenn einer mir dient, der folge mir nach, und wo ich bin, wird auch mein Diener sein“ (Joh 12,26). Der Herr stellt die ewige Seligkeit unter dem Bilde eines Hauses Gottes vor. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch einen Platz zu bereiten“ (Joh 14,2). Das Himmelshaus ist geräumig. Dort ist viel Platz, herrscht keine Wohnungsnot. Dort haben die geretteten Wohnrecht in alle Ewigkeit. Die nur an die Erde denken und an die kurzen Jahre ihres Verweilens auf dieser Erde, sind die „Gelackmeierten“, wie sich August Bebel, der langjährige Führer der deutschen Sozialdemokraten, ausdrückte. Es gibt ein jenseitiges Leben. Jesus hat es verheißt. Dann erfüllen sich die Verheißungen, die unser Herr in seiner Bergpredigt gegeben hat.

Selig die Armen im Geist, denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.

Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land zu Besitz erhalten.

Selig, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.

Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Selig die Herzensreinen, denn sie werden Gott schauen.

Selig die Friedenstifter, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.

Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich.

Selig seid ihr, wenn sie euch schmähen und verfolgen und lügnerisch alles Böse gegen euch reden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß im Himmel.

Christus hat seinen Jüngern und Bekennern viele Verheißungen gegeben. Die Christen wissen, was sie erwartet, wenn sie zu Jesus kommen und bei ihm bleiben. Gott war treu in den Verheißungen, die er dem Volk des Alten Bundes gegeben hat. Christus ist nicht weniger treu in den Verheißungen, die er den Christen zugesagt hat. Aber wir müssen die Voraussetzungen erbringen und die Bedingungen erfüllen, an die er seine Verheißungen geknüpft hat. Wir müssen würdig werden seiner Verheißungen. Wir müssen besorgt sein, dass wir der Erfüllung der Verheißungen Christi an uns unwürdig sein könnten. Nun ist unsere Bitte schwach; sie wird von Unwürdigen vorgetragen. Darum bitten wir unsere himmlische Mutter, für uns und mit uns zu beten: Bitte für uns, o heilige Gottesgebälerin, auf dass wir würdig werden der Verheißungen Christi.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Buch meines Lebens

13.02.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In einem Buch von Gustav Frenssen wird von einer alten, blinden Frau erzählt. Wenn man sie trösten wollte über ihre blinde Einsamkeit, dann pflegte sie zu sagen: „Ich bin gar nicht einsam. Ich langweile mich nicht. Ich habe ja so viel erlebt. Mein Leben ist ein großes, starkes Buch. Es ist dunkel eingebunden. Ein Kreuz steht fast auf jedem Blatt. Auf der letzten Seite steht, so hoffe ich, eine Krone. In dem Buch muss ich so viel lesen.“ Unser ganzes Leben ist nicht bloß ein Lesen in einem Buch, sondern wir schreiben es, verfassen es. Wir sollen es mit Bedacht verfassen, wir müssen uns über den Inhalt dieses Buches klar sein. Was steht da schon drin? Und was soll noch hineingeschrieben werden? Das Buch hat einen dunklen Einband, sagte die alte, blinde Frau. Warum ist es denn so dunkel eingebunden? Weil es so schwere Dinge enthält: Dinge, die schwer zu verstehen, und Dinge, die schwer zu tragen sind.

I.

Schwer zu verstehen. Es sind so viele Rätsel in unserem Lebensbuch, die man hineingeschrieben hat und die wir selbst hineingeschrieben haben. Auf allen Blättern unseres Lebensbuches stehen Rätsel. Die Welt, sagt man, sei ein Rätsel. Man spricht von einem Welträtsel. Aber nicht die Welt, die Sterne, die Berge, die Jahreszeiten, die Blumen und die Tiere sind uns so sehr ein Rätsel wie die Menschen, die uns umgeben. Und sie werden es um so mehr, je mehr wir an Erfahrung zunehmen. Mit wachsender Lebenserfahrung werden uns auch die Menschen unverständlicher. Meistens sind diese Rätsel schmerzhaft, tun weh. Warum ist der Mensch so? So unverbindlich, so abweisend, so unzugänglich? Warum so erregbar, so reizbar, so aggressiv?

Ein Rätsel und ein Geheimnis, schwer zu verstehen, sind unsere eigenen Lebenswege. Wo ist der Mensch, dem in seiner Vergangenheit alles klar ist, der sich nicht an eine Verwirrung, eine Verworrenheit, eine Unklarheit erinnert, wo er sagen muss: „Ich verstehe nicht, wie das in mein Leben gekommen ist. Ich weiß nicht, was Gott dazu sagt.“ „Wenn ich meine Lebenswege überblicke, erscheinen mir Wege, die mir einst schnurgerade vorkamen, nun als Umwege. Wege, die ich einst frohlockend gegangen bin, sehe ich jetzt als Abwege oder Irrwege an.“ Wo war meine Überlegung, meine Selbstprüfung, mein Gewissen, als ich das tat und jenes unterließ? Warum habe ich damals nicht geschwiegen, sondern geredet und womöglich anderen geschadet, vielleicht Wunden geschlagen?

Dann meine Zukunft: Wenn ich da hinausschaue: Rätsel über Rätsel. Meist liegt die Zukunft vor uns wie ein schwarzer, dunkler Wald oder wie ein hohes Gebirge oder eine unzugängliche Schlucht oder wie ein kreuzgekrönter Hügel. Man fragt: Was wird noch werden? Was wird noch alles über mich kommen? Wie soll ich es bestehen, das Dunkel, das Bedrückende, das Zermürbende meines künftigen Lebens? Die Stunde des Todes? Den Tag des Gerichtes? „Weh, was werd' ich Armer sagen, wenn Gerechte selbst verzagen?“ Man sucht mit angeblich wissenschaftlichen Methoden zukünftige Entwicklungen abzuschätzen bzw. vorauszusagen (Prognose). Es gibt eine Zukunftsforschung. Die

Zukunft kann indes immer nur in unterschiedlichen Graden der Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden. Wir schauen mit Sorge in die Zukunft. Was wird sich die neue Bundesregierung mit ihrem Programm der Modernisierungen alles an Eingriffen in die Sittlichkeit und das Recht erlauben? Was wird aus unserer Kirche werden? Wird der Zerfall weitergehen? Werden sich die deutschen Bischöfe bekehren? Oder werden wir einen Abfall erleben, der jenen im 16. Jahrhundert übertrifft?

Unsere eigene Seele wird uns manchmal zum Rätsel. Wir verstehen uns zuweilen selbst nicht. Es gibt Erlebnisse, die der Mensch selber nicht begreift. „Wie konnte ich das tun? Wie konnte ich in jener Stunde so sein? Warum bin ich dem Rat der Vernunft, der Erkenntnis des Verstandes, dem Impuls Gottes nicht gefolgt?“ Wer kann von sich sagen: Mein Leben ist völlig geradlinig verlaufen, ohne Fehl und ohne Makel? „Was ist das alles, was da aufsteht in meiner Seele an Kleinheit, an Armseligkeit, an Wildheit? Was regt sich da in meinem Unterbewusstsein? Was sind das für Abgründe, die ich schauernd ahne?“

Man kann verstehen, dass ein Mensch sich sehnt, es möchte ein Ende haben, er möchte bald am Schlussstein seines Lebens angelangt sein. Auch der Apostel Paulus hatte den Wunsch, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein, „denn das ist bei weitem das Bessere“ (Phil 1,23), schreibt er. „Ich weiß nicht, was mir noch bevorsteht. Was noch alles aus mir wird. Ob ich standhalten werde, wenn die Trübsal und die Versuchung über mich kommt. Ob nicht einmal der Taumel und der Schwindel mich ergreifen wird, so dass ich von der Höhe stürze. Was mag da noch auf mich warten, nicht nur an äußeren Schicksalen, sondern an inneren?“ Werde ich bestehen können? Im Bekenntnis? Im Martyrium?

Ein Geheimnis kann auch Gott werden, der Schöpfer, der Unendliche, der Vater, der Herr, der mich gemacht hat, der mich ruft, der einmal über mich entscheiden wird. Wo ist mein Gott, was denkt er über mich? Wo ist mein Gott, zu dem ich beten möchte, aber nicht beten kann? Der Gott, der Gebote gegeben hat und der mich richten wird? Wo ist mein Gott in meinen Dunkelheiten, in meinen Fährnissen, in meinen Abstürzen? Warum hat er mich nicht gezwungen auf seine Wege, auf seinen Willen?

II.

Dann stehen in unserem Lebensbuch auch Dinge, die schwer zu tragen sind, Aufgaben, Entscheidungen, Verantwortungen. In unserem Leben ist eine große Erwartung und eine ungeheure Verantwortung. Es gibt jemand, der auf mich wartet, der mich braucht, zu dem ich kommen muss. Eine Verantwortung liegt auf mir. Es werden Menschen an meinem Lebensweg stehen, und nur ich kann ihnen helfen, nur ich kann ihnen dienen, um ihretwillen bin ich gesandt. Jede Entscheidung, jede Tat eines Menschen ist von unermesslicher Tragweite, und wenn es nur ein Wort ist, das wir zu einem Mitmenschen sprechen. Darum ist mein Lebensbuch von dunklem Einband. Bin ich meiner Verantwortung gerecht geworden? Oder habe ich versagt vor Gott? Oder habe ich Menschen, Anvertraute, mir von Gott Zugewiesene enttäuscht? Wie viele?

Und ein Kreuz steht fast auf jeder Seite. Das ist das Charakteristische im Lebensbuch. Das ist das Große, das unser Leben bestimmt: das Leiden. Es gibt keinen Menschen ohne Leid. Es kann keinen Menschen geben, der nicht leidet, der nicht leiden muss, der nicht leiden wird. Und wenn er jahrzehntelang zugebracht hätte ohne Leid, wird es wohl auf einmal zu ihm kommen. Für jeden ist eine Summe an Leid reserviert, das wird niemand erspart. Für manchen ist es äußerlich: äußere Schwierigkeiten, Berufsschwierigkeiten, Arbeitsschwierigkeiten, Gesundheitsschwierigkeiten, menschliche Verhältnisse, Umgebung, Familie, Kollegen. Für viele sind es innere Leiden. Dieses sind die schwerer Tragenden, die Menschen, deren Leid sogar bitter geworden, die am Leid sogar vergiftet worden sind. Die mangelnde Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst. Die Unentschlossenheit. Das Hin- und Hergerissenwerden. Der Zweifel an sich selbst. Die Bitterkeit des Ungenügens. Der Schmerz, versagt zu haben. Das Nichterreichen der Ziele. Das Verfehlen der Tugend. Solange wir auf dieser Erde leben, können wir nicht ohne Trübsal und Versuchung durchkommen. Als Mensch von allen Versuchungen frei bleiben, das ist schlechterdings nicht möglich. Zu leiden gibt es für uns immer etwas. Denn das große Gut unserer Seligkeit ist verlorengegangen. Wir wollen das einzige tun, was man zum

Leid sagen kann. Da hilft keine Philosophie, keine Theorie; da hilft nur eine Weisheit: das Leid anerkennen und das Leid annehmen. Anerkennen, dass es so sein muss. Und dann annehmen, tragen, tapfer tragen, beharrlich tragen, ja, wenn möglich, freudig und stark tragen. Das ist die einzige Lösung. „Trägst du das Kreuz, trägt dich das Kreuz.“ Wenn du dein Kreuz willig trägst, wird dich das Kreuz hinwieder tragen und dich zum er-wünschten Ziel hingleiten, wo alles Leiden sein Ende haben wird.

Dann steht auf der letzten Seite, so hoffen wir, eine Krone, die Himmelskrone. Und darum ist das Leben schön, weil es gut ausgeht, gut ausgehen kann. Wenn es eine Wanderung durch das Dunkel ist, so ist es doch eine Wanderung zum Licht. Wenn es eine Wanderung durch die Nacht ist, so ist es doch ein Weg zum Tag. Der Sinn des Lebens ist positiv. Nicht ein großer Unsinn, sondern ein herrlicher Sinn, das ist des Lebens Eigenart. Daran müssen wir glauben, fest glauben, unbezweifelt glauben, auch wenn es anders scheint. Der Schein trügt. Es geht aufwärts, es geht heimwärts, es geht lichtwärts trotz allem, ja, trotz allem. Denn der, welcher unser Leben begleitet, der unser Leben lenkt, der uns führt, ist der allheilige und allgütige Gott. „Mein Gott bist du. In deiner Hand sind meine Geschicke.“ Und darum soll allmählich alle Lebensangst, aller Lebensüberdruß, alle Lebensbitterkeit von uns abfallen. Es ist merkwürdig, wie viele Menschen unter Angst stehen. Das ist die große Epidemie der Menschheit: die Angstepidemie, die Angstkrankheit: Angst vor sich selbst, Angst vor den Menschen, Angst vor einer Aufgabe, vor einer Verantwortung, vor dem Tod, vor Gott. Lebensangst: Das Leben in der Unbestimmtheit und Unberechenbarkeit seiner Möglichkeiten ängstet. Weltangst: Die Wurzellosigkeit und Ungeborgenheit des Menschen in der entfremdeten Natur ängstet. Binnenangst: Das ungelebte und verfehlte Leben, die innere Unstimmigkeit des personalen Ganzen ängstet. Die Bedrängnis des in Hast und Eile verlorengegangenen Daseins, des verängstigten Gewissens, der nicht ausgelasteten oder überlasteten Person ängstet. Es ist unheimlich, wie viele Menschen mit Besorgnis und Beunruhigung an ihr vergangenes Leben denken. Man spricht flapsig davon, sie hätten eine Leiche im Keller, eine geheime Schuld, ein nicht aufgearbeitetes Versagen, eine nicht vergebene Sünde. Habe ich alles gebeichtet? War ich aufrichtig? Aber es soll keine Angst sein! Nichts Lähmendes, nichts Zitterndes! Keine Angst vor der Vergangenheit! Und wenn da noch etwas wäre in unserem Leben, was uns bitter macht, woran wir kaum zu denken wagen, ein dunkler Punkt, auf den wir starren: das muss weg! Was tot ist, sollen wir versenken in eine unendliche Tiefe. Es ist die Tiefe der Barmherzigkeit Gottes. „Ob eure Sünden auch rot sind wie Scharlach, weiß sollen sie werden wie Schnee. Ob sie auch rot sind wie Purpur, weiß sollen sie werden wie Wolle“ (Is 1,18). Wir sollen uns befreien von aller Furcht vor der Vergangenheit und der Zukunft. Wir brauchen Freude, brauchen Sicherheit, brauchen Mut. Wir brauchen Freude in unserem Beruf, denn wir sollen anderen Freude geben. Darum müssen wir selbst gefestigt sein, müssen selbst Brunnen der Freude sein. Wir brauchen Freude in der Religion. Der allmächtige ewige Gott lebt. Er hat nicht abgedankt und ist nicht müde. Er regiert das unermessliche All, das er geschaffen hat. Er blickt auch auf unsere Erde. Wir brauchen Freude in der Kirche. Wie sind wir glücklich, dass wir uns täglich um den Altar versammeln können, auf dem unserem Vater im Himmel das erhabene Opfer seines Sohnes dargebracht wird! Wie dürfen wir uns freuen, wenn der Beichtvater über uns das *absolvo te* – Ich spreche dich los von deinen Sünden – sagt! Wir brauchen Freude in der Religion. Als dem Priester Zacharias die Geburt seines Sohnes Johannes angekündigt wurde, sagte ihm der Engel: Dieser Sohn wird dir Freude sein, und viele werden sich über seine Geburt freuen. Der Engel auf den Halden von Bethlehem verkündete den Hirten eine große Freude, die allem Volk widerfahren wird: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, der Messias und Herr. Der Herr hatte siebzig Jünger ausgesandt, die in die Häuser gehen und dort den Frieden verkünden sollten. Als sie von ihrer apostolischen Unternehmung zurückkehrten, berichteten sie voller Freude: Herr, auch die Geister sind uns in deinem Namen untertan. Der Oberzöllner Zachäus in Jericho, bei dem sich Jesus selbst eingeladen hatte, stieg vom Maulbeerfeigenbaum und nahm ihn mit Freude auf. Der Hirt, der sein verlorenes Schaf findet, legt es freudig auf seine Schultern und ruft seine Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir, ich habe mein Schaf, das verloren war, gefunden. Im Himmel ist Freude über jeden Sünder, der sich bekehrt, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Bekehrung nicht bedürfen. Als Jesus in Jerusalem einzog, fing die ganze Schar der Jünger an, voll Freude Gott mit lauter Stimme zu preisen ob all der Wundertaten, deren Zeugen sie gewesen waren. Die Jünger waren auch Zeugen der letzten

Erscheinung des auferstandenen Herrn und erlebten seine endgültige Auffahrt in den Himmel. Mit großer Freude kehrten sie nach Jerusalem zurück. Das Christentum ist, recht verstanden, die Religion der Freude. Darum ruft uns Paulus, der Leidgeprüfte, zu: Freuet euch allezeit im Herrn. Noch einmal sage ich: Freuet euch.

Es ist wahr: In dieser Welt geschieht Schreckliches. Wir werden Zeugen schlimmer Dinge. Auch unser eigenes Leben zwingt uns Tränen der Reue aus den Augen. Die Angst steht mit uns auf und geht mit uns schlafen. Doch wir gehören einem Herrn, der gelitten hat und gekreuzigt wurde, der aus dem Grab gestiegen ist und Platz neben Gott genommen hat. Er, der Sieger und König, ruft uns zu: „In der Welt habt ihr Bedrängnis. Aber habt Mut. Ich habe die Welt überwunden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Berufungen Jesu

20.02.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Von Christus sind Berufungen ausgegangen. Er hat zu seiner Nachfolge aufgerufen, denn das war der Zweck seines Kommens. Er hat sein Volk berufen, die Führer des Volkes, einzelne Menschen, Männer und Frauen. Wir wollen sehen, wozu er sie berufen hat und wie sie ihm folgten. Die Berufungen sind verschieden. Die Angehörigen seines Volkes hat er nur berufen, damit sie ihn erkennen, an ihn glauben, auf seine Gesinnungswelt eingehen. Er begnügt sich damit, dass sie von ihm und mit ihm das Reich Gottes erwarten, nicht ein politisches Reich, sondern ein Reich innerer Gesinnung, ein Reich der Herzensumwandlung, in dem sie Gott dienen, in dem Gott herrscht. Einzelne aus dem Volk hat Christus berufen zu einer näheren Nachfolge. Sie sollten mit ihm gehen und mit ihm leben, alles mit ihm teilen. Durch ihre innere Gesinnung, ihren Charakter und ihre Tätigkeit sollten sie etwas Besonderes bilden. Nur ganz wenige hat er zu einer allernächsten Gemeinschaft, einer innigen Freundschaft mit ihm, zu einer menschlichen Verschmolzenheit berufen. Manche Berufungen bleiben erfolglos, andere waren erfolgreich.

I. Die erfolglosen Berufungen

Erfolglos waren Jesu Berufungen beim jüdischen Volk im Ganzen. Wie immer und überall ist das Volk zu seiner Zeit gewesen: lebendig, beweglich, empfänglich, vor allem für Neues, Sensationelles, leicht begeistert, aber die Begeisterung flaut außerordentlich rasch wieder ab. Tritt etwas Neues in den Gesichtskreis des Volkes, so fesselt das Neue seinen Sinn. Was gerade kommt, begeistert oder erschreckt es. Es ist etwas Triebhaftes im Volk, wenig durchgearbeitet von den Kräften des Geistes, der Sittlichkeit. So ist es nicht zu verwundern, dass das Volk im Ganzen nicht dauerhaft für Christus gewonnen werden konnte. Es fehlt dem Volk an Sachlichkeit. Sie wollten Wunder haben, Schauwunder, Sensationswunder. Nicht die Sache Jesu an sich hat sie gefesselt, sondern das Neuartige, Aufsehenerregende, Unerhörte. Dann fehlt es dem Volk an Geistigkeit. Die Persönlichkeit Jesu und seine Lehre stellten hohe Anforderungen an die Masse der Menschen, setzten geistiges Interesse, geistige Neigungen und geistiges Verständnis voraus. Doch das Volk ist beschäftigt mit dem aufreibenden Kampf ums Dasein, mit der ständigen Mühe und Plage, mit der Sorge für das tägliche Brot. Was nicht unmittelbar Nutzen bringt, weckt nicht auf Dauer sein Interesse. Die Masse als Ganzes ist für Geistiges nicht dauerhaft zu haben. Es fehlte dem Volk auch an Opferwilligkeit. Als die Sache Jesu ernst und gefährlich wurde, fielen sie ab; auch die bis jetzt noch zu ihm gehalten hatten, zogen sich zurück. Sie wollten es mit den Mächtigen, mit den Herrschenden nicht verderben. Sie hatten doch Rücksicht zu nehmen, Rücksichten auch geschäftlicher Art: Sie waren abhängig von vielen Menschen, die sich nicht für Jesus erklärten; so fielen sie ab. Das lässt sich leicht begreifen. Jesus hat sich darüber nicht gewundert; er ließ das Volk gehen, als es gehen wollte. Auch die Opferscheu ist etwas, was jedem Menschen anhaftet. Die Masse und auch der Einzelne können sich nur schwer zu den Opfern aufschwingen, welche die Nachfolge Christi verlangt. Und sie verlangt

Opfer, die prosaischen, alltäglichen, widerwärtigen Opfer. So ist es immer geblieben, so wird es immer sein. Es fehlt der großen Masse meist an Sachlichkeit. Darum muss sie geführt werden; sonst verläuft sie sich wie eine Herde, die hin und her schwankt, zwischen Begierde und Schreck. Auch die mangelnde Geistigkeit ist ein allgemeines Merkmal der Volksmassen. Das ist heute nicht anders als damals. Selbst einzelne Menschen, soweit sie einer solchen Masse anhängen, teilen diese Schwäche. Selbst im religiösen Leben gibt es eine Sensationslust. Man möchte das Wunder sehen, das Außerordentliche, das Seltsame, das Erlebnis, die Ekstase, den Rausch. Die trockene Arbeit des Alltags, das gleichmäßige Vorantrappen, das mühselige Sichhocharbeiten, das ist sehr schwer. Müdigkeit, Mutlosigkeit, Mattigkeit ist eingetreten.

Erfolglos berufen waren auch die Eliten, die Führer des Volkes, die Pharisäer, die Schriftgelehrten, die Hohenpriester. Auch sie sind Jesus nicht gefolgt. Warum nicht? Weil sie von anderem erfüllt waren. Sie waren die Herrschenden, die Tonangebenden. Das Volk richtete sich nach ihnen; sie hatten die Massen vollkommen in ihrer Hand. Das hätten sie aufgeben müssen; dann wäre Jesus der Führer des Volkes geworden. Sie hätten zu seinen Füßen sitzen müssen, ihn anhören, seine Grundsätze annehmen müssen; sie hätten ihre gewohnte Denkweise aufgeben müssen. Ihre Schulstreitigkeiten der verschiedenen Gesetzesauslegung wären illusorisch geworden; kein Mensch hätte sich noch um ihren Buchstabendienst gekümmert. So wären sie geistig brotlos geworden, abgesetzt von ihrer Herrschaft im geistigen Sinne. Deshalb mussten sie Gründe haben, Jesus abzulehnen. Da zeigte es sich, dass ein Menschenherz, das schon von etwas voll ist, nichts Neues aufnehmen kann, auch nicht das Beste. Wenn ein Mensch von Leidenschaften beherrscht ist, ist es unmöglich, ihm etwas beizubringen, solange er nicht Platz schafft.

Als Beispiel von Einzelnen, die erfolglos berufen wurden, steht im Evangelium der reiche Jüngling. Er zeichnete sich durch viele gute Eigenschaften aus. Er war ein vorzüglicher junger Mann. Er hatte wirklich die Gebote Gottes gehalten. Er war beseelt von einem hohen Idealismus, war ohne Zweifel sachlich und geistig interessiert. Er war wie geschaffen für die Nachfolge Jesu. Und trotzdem konnte er nicht folgen und folgte nicht. Es war ein Hindernis in ihm. Er war ein reicher Mann. Vermutlich hatte er eine Villa, ein schönes Heim, er war gebildet, hatte viel gelesen, war ein kultiviertes Leben gewöhnt. So war er, und das liebte er. Nun ist das keine Sünde. Gott hat nirgends verboten, feinere Kultur des Lebens zu pflegen. Aber der junge Herr liebte diesen Lebensstil. Auch das ist noch nicht schlecht. Aber es hat seiner Seele den großen, heroischen Schwung genommen. Er war kein mutiger Mensch, und große Wagnisse waren ihm fremd. Er war mit seiner hohen Kultur einigermaßen verweichlicht. Das weiß Jesus; darum sagt er zu ihm: „Wenn du vollkommen sein willst, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen. So wirst du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach.“ Das war zu viel für den jungen Mann. So mit einem Mal alles hinzugeben, sich in ein solches Risiko zu stürzen, ins Leere zu fallen. Dazu war er nicht fähig. Es war diese Schwäche, die ihn hinderte. Alles auf einmal hingeben, das konnte er nicht. Es fehlte ihm das, was zu einem heldenhaften Menschen gehört. Das hat ihn gehindert, auf seine Höhe zu kommen und seine Berufung zu erreichen. Jesus wurde traurig, als er das sah: diese Tragik, diese Unmöglichkeit, dieses Steckenbleiben in den Anfängen, diesen Torso eines Lebens.

II. Die erfolgreichen Berufungen

Unter den Menschen, die Jesus nachfolgten, sind zwei Typen deutlich zu unterscheiden, zwei Arten von Menschen und zwei Arten von Nachfolge. Eine Gruppe von Menschen folgt Jesus einfachhin nach, weil er sie ruft, weil er sagt: „Folge mir!“ Das tun sie mit der Selbstverständlichkeit ihrer unbefangenen, reinen Seele. Wo ihnen das Große begegnet, nehmen sie es, erkennen es, würdigen es; es sind empfängliche, bereitwillige Naturen. Gott braucht sie nur an der Hand zu nehmen, und sie gehen mit, ohne sich zu sträuben. Wir sehen es an den ersten Jüngern, deren Berufungen Johannes erzählt. Eines Tages stand der Täufer Johannes mit seinen Jüngern am Jordan, und Jesus ging vorüber. Der Täufer sah ihn und sprach: „Seht, das Lamm Gottes!“ Da gingen Jesus zwei Jünger nach, ganz schüchtern. Jesus hörte ihr Geflüster und fragte lächelnd: „Was sucht ihr?“ Sie waren etwas verlegen und fragten: „Meister, wo wohnst du?“ Immerhin schon etwas, das zu wissen. Jesus sagt: „Kommt

und seht!“ Und sie gingen mit und waren den ganzen Tag bei ihm. Das war der entscheidende Tag ihres Lebens. Der eine von ihnen war Johannes, der Evangelist. Als er nach Jahrzehnten diese Erinnerung niederschrieb, bemerkte er: „Es war die zehnte Stunde.“ Eine unvergessliche Stunde, wohl die größte Stunde seines Lebens. Das ist das Entscheidende: Sie brauchten Jesus nur kennenzulernen, dann waren sie schon gewonnen. Kein Wunder, keine Weissagung war nötig. Ihre Seele war so empfänglich, so bereitwillig, so hingeeben. Wo einer großmütigen Seele das Große begegnet, da nimmt sie es an. Am nächsten Tag traf Jesus den Philippus. Das war eine einfache, kindlich fromme Seele, voller Bereitwilligkeit, gutmütig. Jesus sieht ihn und sagt: „Komm mit!“ Da ging er mit. Mehr braucht es nicht; es leuchtet ihm sofort ein, wer ihn beruft. Nathanael, sein Freund, war anderer Art. Ein kritischer Geist, vorsichtig misstrauisch und spöttisch; vielleicht hatte er etwas Überlegenes in seinem Wesen. „Du“, sagt Philippus zu ihm, „wir haben den gefunden, der in den Büchern der Heiligen Schrift als Messias verheißen ist.“ Nathanael entgegnet: „Das ist schön, das freut mich. Woher ist er denn?“ „Aus Nazareth.“ „Ach so, aus Nazareth. Da kann doch nichts Gutes herkommen.“ „Nun komm halt mit, sieh selbst.“ Philippus weiß, das ist die beste Art der Widerlegung. Nathanael kam. Jesus sah ihn kommen und sagte: „Seht, ein wahrer Israelit, am dem kein Falsch ist.“ Vermutlich hat ihn Jesus zum ersten Mal gesehen. Nathanael ist erstaunt. „Woher kennst du mich?“ Das Lob kommt ihm verdächtig vor. Kritisch und misstrauisch lässt er sich nicht so leicht einfangen. Da sagt Jesus sehr ernst: „Ich habe dich unter dem Feigenbaum gesehen, noch ehe dich Philippus rief.“ Da ist Nathanael verblüfft, hingerissen und gewonnen. Er war überzeugt, dass Gott allein dieses Erlebnis unter dem Feigenbaum kannte, und nun weiß es Jesus. Da bricht es aus ihm heraus: „Wahrhaftig, du bist der Sohn Gottes, du bist der König von Israel!“ Wir sehen an diesen Berufungen, dass diese Jünger außerordentlich aufrichtige, ehrliche Menschen waren. Es kam ihnen auf die Sache an: auf den Messias. Was der Anschluss an ihn an Konsequenzen für ihr Leben hat, das wird sich von selbst ergeben. Sie waren auch demütig, bereit, das Große anzuerkennen. Was groß ist, das soll man auch groß nennen und anerkennen, sich ihm beugen und unterwerfen. Solcher Art sind die Menschen, die in der Gefolgschaft Jesu gute Jünger und Jüngerinnen werden, treue Arbeiter und Helfer, brauchbare Werkzeuge, mit denen das Reich Gottes aufgebaut wird, Bausteine der Kirche.

Es gibt noch eine andere Gruppe von Menschen, die in abweichender Weise dem Herrn folgen: die beiden Zöllner, der Schächer am Kreuz und Maria Magdalena. Die beiden Zöllner: Levi war ein Zöllner und saß in seinem Zollhäuschen an der Straße, und alle Karawanen und Handelszüge, die vorüberkamen, mussten ihren Zoll entrichten. Er hatte den Zoll gepachtet, musste dafür eine beträchtliche Summe an die Behörde abführen und sehen, wie er das Geld wieder hereinbekam. Das war seine Sache. Die Zöllner waren als Sünder verschrien, weil sie mit der Behörde, mit der Obrigkeit in Verbindung standen und die Handelsleute bedrückten. Sie waren verdächtig und verachtet. Levi war einer von ihnen und hat wohl viel unter dem Verdacht und der Verachtung gelitten. Aber was wollte er machen? Er hatte diesen Beruf, konnte nichts anderes finden, wurde von den Volksgenossen boykottiert. In seinem Herzen aber lebte eine Sehnsucht nach Geistigem, Göttlichem, nach dem Reiche Gottes, dessen er sich doch vollkommen unwürdig fühlte. Er war so einer wie der Zöllner, von dem Jesus im Gleichnis sprach, der hinten im Tempel stand, sich kaum seine Augen zu erheben traute, vielmehr tief gebeugt stand und sagte: „Herr, sei mir armen Sünder gnädig.“ So saß Levi in seinem Häuschen und schaute hinaus. Da ging Jesus mit den Jüngern vorüber. Levi hat vielleicht brennend gewünscht, mit ihm reden zu dürfen, aber er war ein Zöllner, das durfte er nicht, er musste in der Ferne bleiben. Sehnsüchtig schaute er hinaus, und siehe, als Jesus vor dem Häuschen angekommen war, sagte er: „Komm du auch mit!“ Da sprang Levi auf, ließ alles zurück, seinen Zoll, seine Rechnungen, sein Geschäft, seine Wohnung. Das war der Tag, den er ersehnt, aber nie für möglich gehalten hatte.

Ähnlich ging es dem Zachäus in Jericho. Auch er ein Gedrückter, ein Verachteter. Trotzdem trug er in seiner Seele eine Hoffnung, eine Sehnsucht außerordentlicher Art. Da kam Jesus in die Gegend von Jericho, und Zachäus hörte es. Es erwachte in ihm der glühende Wunsch, Jesus zu sehen. Er hielt sich nicht für würdig, mit Jesus zu reden, aber sehen wollte er ihn. Aber da war eine Schwierigkeit. Zachäus war körperlich klein; er fürchtete, man werde ihn nirgends vorlassen, man werde ihn zurückstoßen. Was soll er tun? Nun war da ein Sykomorenbaum, den Zachäus gut kennt, den man mit etlicher Mühe ersteigen kann. Das versucht er zum großen Missvergnügen der Gassenjungen. Jetzt

kommt auch noch der Zachäus herauf. Vermutlich hat er allerhand üble Bemerkungen einstecken müssen; es war ziemlich blamabel für den erwachsenen Mann, in seiner Stellung, hinaufzuklettern. Aber er tat es, um Jesus zu sehen. Jesus kommt inmitten einer Volksschar. Und siehe, gerade unter dem Baum bleibt er stehen. Dem Zachäus droht das Herz zu stocken. Gerade da muss Jesus hinaufschauen und sieht den Zachäus. Was wird er tun? Zachäus sieht die Augen der Menge auf sich gerichtet. Wird Jesus sagen: „Du alter Wucherer, du ungerechter Zöllner! Du gehörst nicht zum Reiche Gottes! Geh weg, du gehörst nicht zu den Söhnen des Hauses Israel!“ Wird Jesus das sagen? Zachäus traut seinen Ohren nicht, als Jesus sagt: „Zachäus, steig schnell herab, denn heute muss ich in deinem Hause weilen.“ Was er nie für möglich gehalten hätte, dass Jesus ihn sieht, dass er ihn kennt, dass er ihn anredet, dass er sich sogar in sein Haus einlädt. Dieses Wunder ist geschehen. Levi und Zachäus, die beiden Zöllner. Ihre Ausgestoßenheit im Volke war das große Leid ihres Lebens. Daher ihr Durst nach Teilnahme am Reiche Gottes, ihre Demut, ihre Anspruchslosigkeit, in der sie sich selbst für unwürdig hielten, obwohl sie ein so großes Verlangen trugen. Sie waren sich gewiss, dass ihre Sehnsucht für immer ungestillt bleiben müsse, und darunter litten sie schwer. Aber gerade dieses Leiden hat sie bereit gemacht, hat sie empfänglich gemacht, hat in ihnen die Sehnsucht erzeugt, die sie Jesus entgegentreib. Sie hätten das Unmögliche getan, um ihn nur zu sehen und gar ihm folgen zu dürfen.

Unter den Berufenen, die gesegnet wurden, war auch jener Schächer am Kreuz. Ein armer Mensch, ein Verbrecher. Man kann ahnen, wie sein Leben verlaufen war. Weiß Gott, woher er stammte, aus welcher Verbrecherfamilie. Vielleicht kannte er seinen Vater nie, vielleicht war seine Mutter eine schlechte Frau. So gab es in seiner Jugend nichts, was ihn hätte freuen können, nichts zu essen, keine Liebe, keine Zärtlichkeit, herumgestoßen und getreten von allen, darum gewitzigt und mit allen Wassern gewaschen, tüchtig, die Leute zu betrügen, ein rechter Verbrecherjunge. So ging es dann weiter in späteren Jahren. Die Verbrechen wurden größer, er kam in schlechte Gesellschaft. So fiel er schließlich herein, wurde verhaftet, zum Tode verurteilt. Er hatte von Anfang an nichts vom Leben gehabt, keine Freude, keine Liebe, keine Heimat, keine Achtung. Dennoch war in dieser Seele etwas geblieben. Etwas Göttliches. Ein Gerechtigkeitssinn. Er selbst empfand sein Schicksal als gerecht, wie er zu dem anderen Schächer sagt: „Hast du denn keine Furcht vor Gott, obwohl du doch die gleiche Strafe erleidest? Wir freilich mit Recht, denn wir empfangen die gerechte Strafe für unsere Taten. Dieser aber hat nichts Böses getan.“ Der Gerechtigkeitssinn lässt ihn sein Schicksal als etwas Gebührendes hinnehmen; er lässt ihn sogar das Unrecht erkennen und verabscheuen, das einem anderen geschieht. Der Mitgekreuzigte ist so still. Der Schächer ist ein Erfahrener, ein Menschenkenner. Er sieht auf den ersten Blick: Der Mann in der Mitte ist nicht wie ich und der andere; er ist unschuldig und wird unschuldig gehasst und verfolgt. Das empört ihn, das erfüllt ihn mit Zuneigung, mit Liebe zu diesem Unschuldigen. Wir sehen aus diesem Gerechtigkeitssinn, der in ihm geblieben ist, dass trotz allem Schlimmen ein Idealismus in ihm wohnt. Das wäre nicht möglich, wenn nicht in seiner Seele all die Jahre hindurch ein Verlangen nach Licht, Freiheit und Liebe geblieben wäre. Vielleicht hat er versucht, aus seinem schlechten Leben herauszukommen, und hat es nicht geschafft. Sein Leben lang hat er sich die Hände blutig gerissen an den Kerkermauern, die ihn einschlossen, aber er ist nicht herausgekommen. Was mag er gelitten haben unter all diesen Zuständen, unter dieser Gedrücktheit und Armseligkeit! Und dabei hatte er dieses große Ideal von Gerechtigkeit, von Freiheit und Liebe in seiner Seele. Es gibt wohl zuweilen diese Menschen, welche die Gesellschaft als Verbrecher brandmarkt; dürstende Seelen, denen niemand es ansieht, dass in ihnen eine heimliche Güte wacht, die nicht erfüllt wird. Nun kann er es nicht mehr ansehen, nicht mehr hören, dass der Mitschächer den gekreuzigten Heiland lästert. Schließlich wagt er es, sich an Jesus zu wenden: „Herr, gedenke meiner, wenn du in deine Königsherrlichkeit kommst.“ Nur ein Gedenken will er, nicht mehr; auch nicht, dass er aufgenommen wird in dieses Reich. Gedenke meiner, sagt er. Ich komme in die Hölle, das ist klar; aber wenn ich unter den Verdammten bin, soll wenigstens ein guter Mensch meiner gedenken. Auch das ist etwas Großes, was er verlangt: dass man im Himmel seiner gedenkt. Aber er weiß nicht, ob es groß oder klein ist; er hat nur den einen Wunsch, dass ein Herz ihm einmal gut ist. Da wird ihm das Reich Gottes zuteil. „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein.“ Wir sehen bei diesem Mann: Da ist das große Leid seines Lebens, der furchtbare Schmutz der Verwahrlosung, die Verachtung, das Ausgestoßensein. Aber alles, was er durchgemacht hat, hat nicht das Göttliche in seinem Herzen bis

zum letzten auslöschen können. Das ist der Funke der Liebe zur Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit, ein Rest von Idealismus. So hat er gleichsam nach der Hand Jesu gegriffen wie ein Versinkender, hat sich mit der ganzen Leidenschaft seiner gedrückten, misshandelten Seele zu Jesus geschlagen und ist gerettet worden.

Dann war da ein Mädchen, eine junge Frau, Maria Magdalena. Sie hatte in ihrer Seele ein großes, leidenschaftliches Verlangen von Jugend auf. Sie war sinnierend veranlagt, hatte nicht viel Sinn für äußere Dinge, aber war erfüllt vom Gefühl eines großen Ungenügens. Alles, was sie umgab, konnte ihre Seele nicht sättigen. Sie wartete auf etwas ganz Großes, wofür es der Mühe wert wäre, zu leben, auf ein Wunder. Maria von Magdala war eine schwer geprüfte Frau. Die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas berichten, dass der Herr aus ihr sieben Geister (Dämonen) ausgetrieben hatte. Es ist völlig verkehrt, Maria Magdalena mit der bei Lk 7,36ff. eingeführten öffentlichen Sünderin gleichzusetzen. Die beiden Frauen hatten nichts miteinander zu tun. Ebenso falsch ist es, Maria Magdalena mit Maria von Bethanien (Lk 10,39) zu identifizieren. Als Maria Magdalena dem Herrn begegnet, erkennt sie, dass er das ist, was sie sucht. Seitdem gehört sie ihm mit ganzer Kraft und Glut ihrer Seele. Sie diente ihm und war ihm restlos ergeben, mit jeder Faser ihres Herzens, zu jedem Opfer bereit. So ist sie die große Frau der Urkirche geworden. Die beiden Zöllner, der Schächer und Maria Magdalena, sie sind Menschen, die aus einem großen Leid aufsteigen. Mit der ganzen Kraft ihrer gedrückten Sehnsucht, ihrer aufgestauten Liebe stürzen sie zu Jesus hin. Es sind die Menschen, die zum Größten fähig und bereit sind, die Helden, die großen Opfernden, die sich verbluten für Jesus und mit Freuden alles für ihn hingeben; die sich nicht genug tun können, die immer und auf jeden Fall verdursten: zuerst verdursten sie, weil sie Jesus, ihr Ideal, nicht haben; und dann verdursten sie, weil sie ihrer Liebe nicht genug tun können, sie, die großen Leidenden und Leidtragenden. Aber Jesus sagt: Selig sind sie, denn sie werden gesättigt werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kirche (1)

Die Kirche ist etwas Göttliches

27.02.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche ist nie, in keinem Zeitpunkt der Geschichte, unangefochten gewesen. Weder in der Urzeit, der Periode der offenen Verfolgungen, noch im Mittelalter, der Epoche der Häresien, noch in der Neuzeit, der Ära der Aufklärung. In der Gegenwart wird die Kirche von allen Seiten mit Kübeln der Häme, mit Tiraden der Missbilligung, mit Kanistern von Anwürfen überschüttet. Wir wollen versuchen, uns einen Weg zur Kirche zu bahnen, sie zu sehen, was sie ist und wie sie ist; wir wollen ihre Wirklichkeit sehen in positivem und negativem Sinn und wollen vor nichts die Augen verschließen. Wir können alles, was man über die Kirche sagen kann, in zwei Worte zusammenfassen: Die Kirche ist etwas Göttliches und sie ist etwas Menschliches. Heute soll das Thema unserer Überlegung sein: Die Kirche ist etwas Göttliches. Das heißt: Sie stammt von Christus, dem Sohne Gottes, und hat bestimmte Einrichtungen und Funktionen, seinen Willen zu erfüllen. Darum und dazu hat sie göttliche Aufträge, göttliche Kräfte und göttliche Wirkungen in sich. Sie stammt von Christus. Er hat sie gegründet. Daran scheidet die Bibelkritik. Alle ihre Aufstellungen und Ausstellungen lassen sich ohne Voreingenommenheit wissenschaftlich zurückweisen. Ich habe sie geprüft. Wenn sie stichhaltig wären, stünde ich nicht vor Ihnen. Christus hat eine Kirche gewollt. Er hat besondere Jünger ausgewählt, denen er bestimmte Kräfte und Vollmachten gegeben hat. Er hat sie ausgesandt mit seinem Auftrag. Die übrigen seiner Anhänger sollten diese Jünger, die Apostel, hören, gerade wie sie ihn selbst hören sollten. Die Apostel sollten auch die Kraft seiner Erlösung spenden, das Geheimnis des Kreuzesopfers gegenwärtig setzen zu seinem Andenken. Es ist kein Zweifel: Christus hat einen Verband, eine Organisation, eine religiöse Organisation, eine hierarchisch gegliederte Organisation gewollt. Sie ist sein Werk, und noch mehr als sein Werk: Sie ist sein Werkzeug. Er selbst will durch sie arbeiten und auf die Menschheit wirken. Sie ist sein lebendiges Werkzeug, wie Paulus sagt: Sie ist sein Leib. Darum ist die Kirche etwas Lebendiges. Ein Zeichen von Leben ist es, wenn ein Körper sich aus sich selbst erhält und erneuert, durch allen Wechsel des Stoffes hindurch, und wieder Leben hervorbringt. Das tut dieser Organismus, dieser Körper der Kirche. Er erhält sich; die Stoffe gehen durch ihn hindurch seit zweitausend Jahren. Die Menschen, die diesen Leib bilden, wechseln, doch es ist immer die gleiche Kirche. Es gab diese Kirche von Rom im Wesentlichen schon, als Konstantin das Toleranzedikt erließ. Es gab die Kirche schon, als im Zirkus von Rom die Gladiatorenspiele stattfanden. Es gab die Kirche schon, als Johannes in Ephesus sein Evangelium verfasste; als Paulus die Briefe nach Korinth schrieb; sie reicht bis an Christus heran: immer das gleiche individuelle Gepräge, das gleiche individuelle Ich, etwas Lebendiges und darum auch Lebensschaffendes, etwas Lebenerzeugendes. Und wie hat diese Kirche trotz allen Anstürmen von Tod und Erstarrung lebenszeugend gewirkt im Lauf der Geschichte! Immer wieder gingen aus ihr Menschen von unglaublicher Lebendigkeit hervor, die lebenszeugend hinauswirkten! Sie ist trotz aller Mängel und Schwächen auch heute lebendig und erzeugt Leben nach dem Willen Christi. Sie erzeugt objektives und subjektives Leben.

Das objektive Leben ist der Anschluss an Christus. Christus nimmt uns auf und mit in seine Kirche. Das Christentum besteht, kurz gefasst, in nichts anderem als der Bitte (und ihrer Erhörung): „Jesus, mein Heiland, nimm mich mit zu deinem Vater!“ und dass Jesus das tut, den Menschen ergreift, an die Hand nimmt, ihn zu einem Kind seines Vaters macht, ihn hinführt zu Gott und sagt: „Siehe, Vater, das sind die, welche an deinen Namen glauben; sie sollen deine Kinder sein.“ Das ist es, was in der Kirche und durch die Kirche geschieht. Sie ist gleichsam der Raum, in dem man Christus trifft, in dem man sich an Christus angliedert, wo er die Seinen um sich sammelt, die er zum Vater führen will. Alle, die überhaupt je zum Vater kommen, gelangen zu ihm durch die Kirche. Das ist der Sinn des Wortes: „alleinseligmachend“. Das soll nicht heißen, dass ohne die äußere Zugehörigkeit zu ihrem Verband keine Seligkeit möglich ist; sondern: alle, die überhaupt je selig werden, werden es in der Kraft dieser Kirche; durch Kräfte, die von dieser Kirche ausgehen, von Christus aus und durch sie hindurch. Irgendwie hat sie gewirkt auf alle Seelen, die je zu Gott kommen; selbst wenn sie vielleicht nichts von der Kirche wussten, sie waren doch von ihr berührt. Jeder Mensch empfängt etwas von ihr, je nach seiner Empfänglichkeit und je nach den Verhältnissen, in denen er geboren wurde. Objektiv gibt sie Anschluss an Christus. Das Wort „Außerhalb der Kirche kein Heil“ ist richtig, stimmt. Man muss es nur richtig verstehen. Es besagt nicht, wer gerettet wird, sondern wodurch man gerettet wird; durch die Kirche.

Die Kirche ist die neue, von Christus auf die Erde gebrachte übernatürliche Wirklichkeit, die in irdischen Hüllen sich bezeugende göttliche Wahrheit und Gnade. Die übernatürliche Wesenheit der Kirche wirkt sich in erster Linie in ihren ursprünglichsten Schöpfungen aus, in Dogmen, Sitte und Kult. Das Dogma ist nichts anderes als die von der Kirche in unfehlbarem Lehrentscheid zu glauben vorgestellte Offenbarungswahrheit Christi. Alle Dogmen der Kirche tragen den Namenszug Christi. Sie wollen irgendeine Seite seiner Verkündigung ausprägen. Sie wollen den lebendigen, erlösenden, regierenden und richtenden Christus nach allen Werken seiner geschichtlichen Entfaltung uns vor Augen stellen. Die Dogmen der Christologie beschreiben die Person des Gottmenschen. Die Dogmen von der Erlösung beschreiben sein Heilswirken im Leben, Leiden und Sterben sowie zur Rechten des Vaters. Die Dogmen von der Dreifaltigkeit führen in das Innere des göttlichen Lebens. Die marialogischen Dogmen beschreiben die leiblichen natürlichen Zusammenhänge der Menschheit Jesu und sein Erlöserwirken gegenüber der eigenen gebenedeiten Mutter. Die Dogmen von der Gnade begründen die neue Grundstimmung der Erlösten: Liebe, Friede, Freude im Heiligen Geist. Die Dogmen von der Kirche und den Sakramenten beleuchten die Vermittlung des neuen Lebens an die Menschen. Die Dogmen von den Letzten Dingen beschreiben Jesus als den Richter und Vollender.

Untrennbar von der Glaubenslehre und gleichberechtigt mit ihr ist die Sittenlehre. Die kirchliche Sittlichkeit hat das Ziel, die Gläubigen christusförmig zu machen. Die Nachfolge Christi steht im Mittelpunkt der kirchlichen Sittenlehre. Die Kirche aller Jahrhunderte ringt um die Verwirklichung des Bildes Christi, um die Umsetzung seines Geistes im einzelnen Menschen. Die christliche Sittenlehre ist genauso Ausdruck der göttlichen Wahrheit wie die Glaubenslehre. Das Konzil von Trient hat ein für allemal festgestellt: Das Evangelium Christi ist die Fundstelle sowohl der Glaubenslehre wie der Sittenlehre. Sie wird allen Menschen und allen Zeiten durch die Heilige Schrift und die mündliche Überlieferung zugänglich gemacht. Der Alte Bund ist abgelöst durch den Neuen Bund, das alte Gesetz durch das neue Gesetz. Das neue Gesetz ist wesentlich ein inneres Gesetz. Es liegt in der heiligmachenden Gnade, in der Gnadengemeinschaft mit Christus und seinem mystischen Leib, sofern dieser (durch den Glauben, die Hoffnung und die Liebe) zur Norm und Triebkraft des Handelns wird. Das neue Gesetz ist wesentlich nicht ein Gesetz der Worte und der Schrift, sondern eine innere Lebenskraft. Der Christ ist befähigt und von ihm wird erwartet, dass er sein Leben im Heiligen Geiste lebt. Das neue Gesetz ist auch das in Worten verkündete Gesetz Christi. Hierher gehören positive Gesetze z.B. über den Empfang der Sakramente. Außerdem hat Christus die grundsätzliche Vorschrift gegeben, der sichtbaren Kirche (und ihren Gesetzen) Gehorsam zu leisten. Die sittlichen Gebote des Neuen Bundes sind weithin mit dem Naturgesetz identisch. Das Moralgesetz des Alten Bundes ist in seinem Kern die normative Definition des natürlichen Menschen. Weil dieser nicht mit jenem Bunde endet, so gilt sein Moralgesetz für alle Zeiten fort, aber in der Seins- und Lebensordnung Christi in neuer, erfüllter Weise. Die in Schrift und Überlieferung enthaltenen sittlichen Normen sind genauso

verbindlich als göttliches Recht wie die Sätze der Dogmatik. Die wichtigste Erkenntnisquelle für die christliche Sittenlehre bilden die unfehlbaren Lehrentscheidungen der Päpste und der Allgemeinen Konzilien. Sie erstrecken sich zunächst auf die geoffenbarten Wahrheiten, können aber auch Wahrheiten der natürlichen Ethik entscheidend festlegen. Auf gleicher Stufe stehen die durch das ordentliche Lehramt der Kirche (z.B. durch die einstimmige Lehre aller Katechismen) als christliche Sittenlehre verkündeten Wahrheiten. Die Kirche kann nur erklären, dass eine Handlung als schwere Sünde verboten ist, wenn sie dieses Verbot in der Offenbarung findet. Dass geschlechtliche Betätigung außerhalb der Ehe eine Sünde ist, das ist ein moralisches Dogma.

Der kirchliche Kult ist christusverwoben und christuserfüllt. Jede gottesdienstliche Handlung ist ein Hinweis auf Christus, ein Erinnern an ihn. Ja, noch mehr. Der kirchliche Kult ist nicht bloß ein Erinnern an Christus, sondern ein Teilhaben an Jesus und seiner Erlöserkraft, ein erquickendes Berühren des Saumes seines Gewandes, ein befreiendes Betasten seiner heiligen Wunden. Das ist der tiefste Sinn der kirchlichen Liturgie, den Erlösersegen Christi als heilige Wirklichkeit gegenwärtig und fruchtbar zu machen. Im Mittelpunkt der gottesdienstlichen Handlungen der Kirche stehen die sieben Sakramente. Die Sakramente sind nichts anderes als die sichtbare, durch das Wort Christi und den apostolischen Gebrauch verbürgte Gewähr, dass Jesus mitten unter uns wirkt. Im Sakrament der Taufe strömt Christi Opferblut in die Seele, reinigt sie von allen Schwächen der Erbschuld und durchtränkt sie mit seinen eigenen heiligen Lebenskräften, auf dass ein neuer Mensch daraus werde, der wiedergeborene Mensch, der Mensch der Gotteskindschaft. Im Altarsakrament teilt Jesus sein Innerstes mit, sein Ich, seine gottmenschliche Persönlichkeit. So sehr liebt Jesus seine Gemeinde, dass er sie nicht nur mit seinem Segen und seiner Kraft erfüllt, sondern dass er sie mit seinem wahrhaften gottmenschlichen Ich durchlebt, dass er sie mit seinem Wesen verbindet. In der Handauflegung der Priesterweihe überträgt Christus seine messianische Vollmacht, seine Sendegewalt an die von ihnen berufenen Jünger, um durch sie (fortzeugend) die neuen Menschen zu erwecken. Dogma, Sitte und Kult offenbaren das Bewusstsein der Kirche, übernatürlichen Geblüts, Christi Leib zu sein. Wir können Jesus nicht vergessen, ob die Jahrhunderte und Jahrtausende dahingehen. Immer ist er in unserer Mitte, in unserem Bewusstsein, in unserem Herzen, der lebendige, der ewige Christus.

Die Form, in der das übernatürliche Leben der Kirche dargeboten wird, ist das Amt. Christus, der Verklärte, ist der Quellgrund der Vollmachten in der Kirche. Alle diese Vollmachten werden in seinem Namen geübt, gehören im eigentlichen, tiefsten Sinn ihm an. Die Autorität der Vollmachten kommt nicht von unten, von der Gemeinde, sondern von oben, von Christus. Sie können also nicht umgekrempelt, umgemodelt werden. Das kirchliche Amt ruht auf der Nachfolge der Apostel, auf der durch Handauflegung erfolgenden Fortleitung jener Sendegewalt, welche die Apostel von Christus empfangen haben. Diese apostolische Sendegewalt ist, nach ihrem inneren Wesen betrachtet, nichts anderes als die messianische Vollmacht Jesu. Hinter dem kirchlichen Amt steht Jesus selbst. Er ist die Hauptursache aller kirchlichen Funktionen, ihr letzter Kraftquell und Wirkungsgrund. Der Mensch ist nur Werkzeug von all dem, was Christus selbst in der Kirche lehrt und heiligt und anordnet. Das Amt ist wesentlich Dienst Christi, das heißt ein Dienst, der im Namen und Auftrag Christi allein vollzogen wird und von der Autorität Christi her ausschließlich seine Bedeutsamkeit hat. Das heißt im Einzelnen: Das kirchliche Lehramt ist an das Wort des Herrn gebunden: Nur einer sei euer Lehrer, Christus (Mt 23,10). Wenn der katholische Priester das Wort verkündet, so verkündet, wie Christus es gewollt hat, dann predigt Christus selbst durch ihn. Weil die Verkündigung an Christus ausschließlich gebunden ist, darum hält die Kirche unerbittlich an der überkommenen Christusbotschaft fest. Die Geschichte der kirchlichen Lehrverkündigung ist nichts anderes als die Geschichte ihres zähen Festhaltens am Evangelium Jesu. Wenn sie deswegen des Starrsinns geziehen wird, so ist diese Beschimpfung in Wahrheit die Anerkennung ihres göttlichen Wesens. Noch unmittelbarer steht Christus hinter dem sakramentalen Wirken der Kirche. Die sakramentale Gnade wird nicht durch die persönlichen, sittlich-religiösen Bemühungen des Sakramentenspenders oder des Sakramentenempfängers erzeugt, sondern durch den bloßen Vollzug des sakramentalen Zeichens. Der sakramentale Akt vermittelt tatsächlich die Gnade des Erlösers. Die Wirkursache der Gnade ist ausschließlich Christus selbst. Christus ist der einzige und eigentliche Gnadenspender. Nicht das Menschliche an der Kirche heiligt, sondern die Kraft Christi allein. Da gibt es keine menschlichen Mittler. Da ist Christus allein

am Werk. Ähnlich ist die Hirtengewalt der Kirche eine Stellvertretungsgewalt. Alle Maßnahmen der menschlichen Hirten sind, wenn sie ihre Stellung richtig verstehen, von dem Bewusstsein der Kirche getragen, im Namen und in der Kraft Christi zu entscheiden. Das leuchtende Ziel, die leitenden Grundsätze und die entscheidenden Mittel der Ordnung in der Kirche sind Geist Christi, in seiner Wahrheit, Liebe und Kraft geborgen. Das Band, das die Kirche und ihre Glieder zusammenhält, ist vom Herrn der Kirche geschlungen, von dem, der unser Leben ist.

Die Kirche erzeugt subjektives Leben, das wir in unserem Bewusstsein fühlen. Sie gibt erstens Führung durch ihre Verkündigung, ihre Glaubens- und Sittenlehre. Diese Führung ist vielen ein Stein des Anstoßes, sie widerspricht dem Prinzip der Autonomie. Aber realistisch ist dieser Einwand nicht. Denn das meiste, was wir geistig haben, beruht nicht auf selbständiger Forschung, sondern ist empfangen von anderen. Wir müssen übernehmen, was andere geschaffen haben. So können wir übernehmen, was Christus geschaffen hat, also die Verkündigung der Kirche und die Folgerungen, die daraus gezogen wurden. Die Kirche führt mehr von innen heraus als durch äußere Proklamationen. Sie führt durch das gesamte Bewusstsein des Glaubens, durch die Luft, die im Bereich des kirchlichen Glaubens herrscht, die wir einatmen, die uns eingepägt ist. Das Wesentliche ist der gesamte Geist, der in ihr herrscht.

Die Kirche ist zweitens eine Gemeinschaft und bietet Gemeinschaft. Sie wirkt gemeinschaftsbildend. Wo immer eine Vielheit von Seelen unter dem gemeinsamen Gnadeneinfluss Christi steht, da wird aus der Vielheit die Einheit, Christus wird das Haupt, die Glieder wachsen zusammen. Ein einziger nährender Gadenstrom kreist durch sie, von Seele zu Seele, ein unzerreißbares Gewebe von Bruderliebe schließt sich um alle ihre Glieder. Man kann faktisch in ihr immer Menschen von gleichartiger Gesinnung, von gleichartiger Herzensbildung finden, Menschen, mit denen man zusammen gehen kann. Je mehr die Glieder der Kirche dem Herrn der Kirche treu sind und im Heiligen Geiste wandeln, desto inniger ist ihre gegenseitige Verbundenheit. Die Apostelgeschichte konnte von der Urgemeinde in Jerusalem schreiben: „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ (Apg 4,32). Aber auch Einsamkeit kann man in der Kirche finden. Es lässt sich ein Winkel finden, wo man für sich ist, mit Gott allein, so wie man auf dem Höhepunkt der Opferfeier, in der heiligen Wandlung, faktisch immer mit Gott allein ist. Da schweigt der Chor, da verstummt der Volksgesang, da stellen die Menschen das gemeinsame gesprochene Gebet ein, da ist nur noch Jesus und ich. Das ist das Glück der heiligen Messe, die wir feiern. Schon mancher Gläubige hat mir gesagt: In dieser heiligen Messe kann ich beten. Die Kanonstille ist von der Kirche in Schutz genommen worden. Das Konzil von Trient erklärte in seiner 22. Sitzung: Wenn jemand sagt, der Ritus der römischen Kirche, wonach die Konsekrationsworte und ein Teil des Kanons der Messe mit leiser Stimme gesprochen werden, sei zu verwerfen, der sei ausgeschlossen.

Die Kirche gibt uns drittens Innerlichkeit und sichtbaren Ausdruck und umfasst damit unser ganzes Wesen. Sie hat eine innere Welt und baut sie uns auf. Der katholische Christ weiß sich mit Gott verbunden, ja geeint. Er vermag allein und in der Einsamkeit sich Gott zuzuwenden, ihn zu fragen, auf ihn zu hören. In der Innerlichkeit wird er Gottes inne. Selbst die einfachsten katholischen Menschen und vielleicht gerade sie tragen eine innerliche Wirklichkeit in sich. Ein katholischer Christ kann nicht ein ganz oberflächlicher Mensch, ein ganz äußerlicher Mensch werden; er hat immer etwas Inwendiges. Die Innerlichkeit immunisiert gegen die Außenlenkung des Menschen. Die Inwendigkeit des katholischen Menschen ist nicht ins Unsichtbare verbannt; sie sucht sich Ausdruck, sie ist sichtbar geworden im Lauf der Geschichte, in der Kunst der Kirche, in ihren Gottesdienststätten, in ihren Gottesdiensten und Zeremonien, in ihren Festen und Feiern, in allen katholischen Menschen. Wenn man in unserem religiös zerrissenen deutschen Land durch die Städte und Dörfer fährt, erkennt man den katholischen Charakter häufig an den Weg- und Feldkreuzen, an dem Marienbild unter der Linde, an den Kapellen der Heiligen.

Die Kirche ist etwas Göttliches. Man soll an sie glauben, wie man an ein Werk Gottes glaubt. Wir brauchen uns nicht irremachen zu lassen durch das Menschliche an der Kirche. Wir sind in der Kirche und wir bleiben in der Kirche, weil sie etwas Göttliches ist und Göttliches enthält. Vor dieser Kirche gibt es kein Ausweichen, von ihr gibt es keine Flucht, für sie gibt es keinen Ersatz. Glieder können den Leib nicht verlassen. Sie können abgeschnitten werden. Aber dann müssen sie sterben. Christus,

der Herr, ist das eigentliche Ich der Kirche. Die Kirche ist der von den Heilandskräften Jesu durchrieselte Leib. Die Wahrheit des Gottesreiches ist in den kirchlichen Glaubenslehren verkörpert, die Gnade des Himmelreiches in den heiligen Kultushandlungen. In beiden lebt Christus fort, um als die Wahrheit und Gnade des Heiles den Gläubigen zuteil zu werden. Die Kirche ist die Menschwerdung des Evangeliums, die mystische Verkörperung Christi. Wir können sie lieben, wie man etwas Göttliches liebt, etwas, was von Gott kommt, etwas, was Jesus Christus gemacht hat; sie ist sein Lebenswerk.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kirche (2)

Das Menschliche an der Kirche

06.03.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Kirche ist auch etwas Menschliches, sogar etwas Allzumenschliches. Das Allzumenschliche ist mehr, als es sein sollte, unermesslich viel mehr. Für jemand, der die Kirche liebt, ist es schmerzlich, dass so viel Staub an ihr ist. Darum steht der katholische Christ der Kirche trauernd gegenüber und weint um sie. Es hat niemand gegeben, der mehr um die Kirche getrauert hätte als die Heiligen. Mit welcher Vehemenz hat der heilige Bernhard die Schäden seiner Zeit beklagt! Mit welcher Schärfe hat Katharina von Siena dem Papst ins Gewissen geredet! Also die Heiligen haben um die Kirche getrauert, aber es war eine liebende Trauer, keine nörgelnde, hasserfüllte oder ressentimentgeladene. Die richtige Trauer um die Kirche weint, weil sie die Kirche in der Gestalt sehen möchte, wie Christus sie gewollt hat.

Allzu menschlich sind ihre Klöster, ihre Priester, ihre Bischöfe, ihre Päpste. Die katholischen Christen waren oft stolz auf die Männer und Frauen, die Beruf, Familie und Besitz verlassen hatten, um Gott und den Menschen, losgelöst von den Banden der Erde, zu dienen. Benediktiner, Dominikaner und Franziskaner erneuerten die Kirche durch ihren Mut, mit dem sie daran gingen, die Christen zur Liebe Gottes und zum Eifer für den Nächsten zu gewinnen. Im 16. Und 17. Jahrhundert ruhte die Hoffnung der gläubigen katholischen Christen auf den Orden der Jesuiten und der Kapuziner. Sie stellten Heilige wie Ignaz von Loyola und Fidelis von Sigmaringen. In unserer Zeit richteten sich große Erwartungen auf das Opus Dei und die Legionäre Christi. Die Anfänge aller Orden waren stets vielverheißend, begeisternd, mitreißend. Doch dabei ist es meistens nicht geblieben. Allzu oft ist der erste Eifer verblüht, ist der Alltag oder gar der Schlendrian eingezogen. Der Mann, der im 16. Jahrhundert den Abfall von der Kirche bewirkte, war ein Augustinermönch. In unserer Zeit hat der nachkonziliare Zusammenbruch schlimme Verheerungen in den klösterlichen Verbänden angerichtet. Die Ordensdisziplin ist vielerorts erschlaft. Tausende von Ordensleuten sind seit dem Konzil von den Missionsfeldern und Einsatzorten geflohen. Der Jesuitenpater Mertes hat mit seiner Aufforderung zur Bekanntmachung aller Missbrauchsfälle seit 75 Jahren einen Tsunami der Kirchenaustritte ausgelöst. Ruhige Beobachter des Jesuitenordens fragen, ob die Gesellschaft Jesu weiter auf der Bahn des begeisterten Selbstmordes abwärts gleiten will.

Allzu menschlich sind die Priester der Kirche. Im Ritus der Priesterweihe steht die Aufforderung: Ahmt nach, was euren Händen anvertraut ist. Es ist den Priestern aufgetragen, die Tugenden zu erwerben, die für ihren Stand erforderlich sind: Gläubigkeit, Reinheit, Demut, Armut, Gehorsam, Abtötung, Liebe, Frömmigkeit. Nicht alle kommen dieser Aufforderung nach. Ihr Streben nach Tugend und Vorbildlichkeit ist wenig ausgebildet. Gläubige klagen über schlampige Zelebration und schlecht vorbereitete Predigten. Manche von der kirchlichen Autorität bestellten Verkünder des Wortes Gottes halten nicht an dem fest, was sie von gläubigen Lehrern empfangen haben. Sie passen die Botschaft Christi an die vom Glauben abgeirrten Massen an, verraten ihre Sendung und führen die

Gläubigen in die Irre. Dazu kommen sittliche Verfehlungen. Manchem ist mit dem, was er an einem Priester erleben musste, ein ganzer Himmel eingebrochen. Viele Menschen entrüsten sich über Schwächen, Fehler und Sünden von Priestern. Sie vergessen, dass die Kirche nur jene Männer zu Priestern weihen kann, die ihr vom Volke Gottes zur Verfügung gestellt werden. Es liegt an den Familien, den Schulen, den Pfarreien, was für Personen den Schritt in das Priesterseminar wagen. Das Menschliche im Priestertum darf den Blick nicht für das Göttliche verstellen. Die Priester bleiben auch in ihrer Schwäche der Kanal, durch den Gott seine Gnade fließen lässt. Der heilige Thomas fordert seine Zeitgenossen auf: Man soll den Blick nicht auf das persönliche Leben der Priester richten, ob sie etwa manchmal zum Bösen neigen, sondern auf die Kraft Christi, wodurch die Sakramente ihre Wirksamkeit haben. Der heilige Johannes Vianney erinnert an den Unterschied von Werkzeug und Inhalt: Ihr lasst eine Flüssigkeit durch einen Trichter gehen. Mag dieser Trichter von Gold oder von Kupfer sein, ist die Flüssigkeit gut, so bleibt sie immer gut.

Allzu menschlich sind nicht selten die Bischöfe. Die Bischöfe sind die Nachfolger der Apostel. Von jedem rechtmäßigen Bischof führt eine gerade Linie zurück in die Hände der ersten Apostel und durch diese in die Hände Christi. Sie werden aus der Zahl der Menschen genommen und für die Menschen aufgestellt in ihren Angelegenheiten bei Gott. Sie sollen Gaben und Opfer darbringen für deren Sünden. Die Bischöfe sollen den Priestern und dem Volk voranleuchten an Tugenden. Sie sollen gläubig und fromm, selbstlos und bescheiden, freimütig und furchtlos, uneigennützig und enthaltsam, asketisch und aufopfernd sein. Sind sie es? Können sich die Priester und Gläubigen an ihnen ein Beispiel nehmen? Können sie ihre Hirten hochschätzen, die zwar die Presse fürchten, aber nicht Gott? Nicht jeder, dem das Bischofsamt übertragen wird, ist dafür geeignet. Es fehlen ihnen Fähigkeiten, die erforderlich sind, das Volk Gottes eines Bistums zu leiten und zu nähren. Sie empfangen die Bischofsweihe, ohne dass sie jemals gebührend für ihr hohes Amt vorbereitet und ausgebildet worden sind. Einige von ihnen sind von einem tiefstehenden Ressentiment gegen den Heiligen Stuhl erfüllt. Mancher versagt auch vor den sittlichen Forderungen seines Amtes und Standes. Sittliche Verfehlungen von Bischöfen sind nicht ganz selten. Das Ungenügen und die Pflichtvergessenheit von Bischöfen schlägt der Kirche tiefe Wunden. Weder die Priester noch die Gläubigen können zu den meisten Bischöfen als ihrem Vorbild anschauen, finden an ihnen einen Halt.

Allzu menschlich sind auch manche Päpste. Die katholische Kirche ist die Papstkirche. Der römische Bischof hat den Primat über den gesamten Erdkreis inne. Er ist der Nachfolger Petri, der Stellvertreter Christi, das Haupt der Kirche, der Vater und Lehrer aller Christen. Ihm ist von Christus im heiligen Petrus die Vollgewalt übergeben, die gesamte Kirche zu leiten. Leitet der gegenwärtige Papst die Kirche? Warum lässt er Zweifelsfragen, die ihm vorgelegt werden, unbeantwortet? Warum schweigt er zu den schweren Sünden gegen die Gebote der geschlechtlichen Sittlichkeit? Haben Sie von diesem Papst jemals eine klare Verurteilung homosexueller Betätigung vernommen? Ich nicht. Darf man fragen: Steht er noch hinter der Sittenlehre der Kirche?

Allzu menschlich ist oft das Leben der katholischen Christen. Zu sehr angepasst ihrer Umgebung, zu wenig gebildet nach dem Herzen Jesu. Unterscheiden sie sich noch deutlich in ihrem Handel und Wandel von den anderen? Ist das Salz schal geworden? Zu allen Zeiten hatte die Kirche zahlreiche gläubige, fromme, opferwillige Glieder aufzuweisen. Nicht selten übertrafen sie ihre Hirten an Eifer für Gottes Sache und an Liebe untereinander. Ja, es gab Zeiten, in denen die Ohren der Laien heiliger waren als der Mund der Priester. Heute aber ist die Zahl der vorbildlichen Laien auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Tonangebend bei den Laien sind die protestantisierten Superlaien vom Zentralkomitee und die widersetzlichen Emanzen von Maria 2.0.

Welches sind die Gründe für das Ungenügen, die Unzulänglichkeit, für die Erschlaffung, für die Erstarrung, für das Absinken in die Alltäglichkeit, in das Spießertum von Hirten und Herde? Der erste Grund dieser betrüblichen Tatsache liegt im Wesen der Offenbarung selbst. Sie reicht die göttliche Wahrheit und Gnade in irdenen Gefäßen. Die Offenbarung Gottes ist an Menschliches geknüpft, das Unaussprechliche, das ganz Andere kleidet sich in sichtbare Formen und Zeichen. Das Göttliche muss in menschliche Formen und Formeln gefasst werden, um überhaupt aussagbar zu sein. Bei diesem Bemühen können Ungeschicklichkeiten, Versehen und Missgriffe unterlaufen. Über unserer Glaubenserkenntnis und über unserem Glaubensleben liegt ein Hauch des Unvollkommenen, des Rätsel-

haften. Unser Glaube ist nicht nur eine Gotteskraft und Gnade, sondern auch eine harte Aufgabe. Jene Organe, die uns den Glauben vermitteln, sind Menschen, also raumzeitlich bedingte Vernunftwesen, eingeengt von den Schranken ihrer Zeit und ihrer Eigenart. Hirt und Herde, Bischof, Priester und Gläubige, sind nicht immer würdige Vermittler und Empfänger des göttlichen Segens. Durchschnittsmenschen, Mittelmäßige tragen die göttliche Wahrheit und Gnade durch die Welt. Die Spannung, die aus diesem Gegensatz des Menschlichen, Allzumenschlichen zu der Erhabenheit der göttlichen Offenbarung erwächst, wird für den tiefer sehenden Christen schmerzlich fühlbar. Die ernstesten Gläubigen ersehnen gotterfüllte, gnadetragende, geistgetriebene Apostel. Sie treffen nicht selten müde Gewordene, Er kaltete, aus ihrer ersten Liebe Gefallene, die Eifer und Bereitschaft für das Evangelium vermissen lassen. Jesus hat sie als Menschenfischer ausgesandt, jetzt fristen sie ihr Dasein als Selbstversorger. Noch fühlbarer und schmerzlicher wird die Spannung zwischen der Kraft Gottes und der Schwachheit der Menschen durch Sünde und Laster, wenn Christus durch den Staub der Straße und über Berge von Unrat geschleift wird. Das ist die tiefste Tragik, die Tragik des Heiligen selbst, wenn unwürdige Hände es spenden und unwürdige Lippen es empfangen. Sittlich verderbte Gläubige, schlechte Bischöfe und Priester – sie sind die schmerzvollsten Wunden am Leib des mystischen Christus. Das macht den ernstesten Gläubigen traurig, das ist sein Karfreitagsleid, diese Wunden zu sehen und nicht helfen zu können.

Der zweite Quellgrund der Spannungen liegt nicht im Wesen der Offenbarung im allgemeinen, sondern in der Eigenart der Kirche. Der katholische Christ ist in seinem Glaubensbewusstsein gebunden an das autoritative Lehrwort seiner Kirche. Das Ja zum Lehrwort der Kirche muss ein überzeugtes inneres Ja sein. Nicht vom Theologen und Historiker holt sich der katholische Christ seinen endgültigen Bescheid über die Offenbarungswirklichkeit, sondern von den ursprünglichen Zeugen und Bürgen dieser Offenbarungswirklichkeit. Wo das Ja zum übernatürlichen Glauben von Menschen abhängig gemacht wird, die den kirchlichen Sinn verloren haben, greift die kirchliche Autorität ein und spricht ein Lehrverbot aus. Als gottbestellter Hüter des Glaubens der Christen kann und darf das Lehramt nicht ruhig zusehen, dass die Gemeinde mit umstürzenden Äußerungen von Theologen beunruhigt wird. Damit ist der Skandal da. Denken Sie an die Fälle Drewermann und Küng! Allzu lange haben sie Abfall und Aufruhr in die Kirche getragen, den Gläubigen den Glauben zerstört, sie gegen das Lehramt aufgehetzt. Denn die Abweichler geben keine Ruhe, beharren bei ihren Irrtümern und tragen Verwirrung und Spaltung in die Herzen und in die Gemeinden. Welchen Schaden haben irrelührende Theologen über die Kirche gebracht!

Die Kirche ist weiterhin ihrem Wesen nach Gemeinschaft, die im menschgewordenen Gott gesetzte Einheit der erlösungsbedürftigen Menschheit. Aus der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe saugt die Persönlichkeit ihr neues Leben. Wo Gemeinschaft ist, da muss auch gemeinsames Leben, Gemeinschaftsform, Gesetz, Symbol, gemeinsamer Kult sein. Die Individualitäten sind reich und mannigfaltig. Sie können und wollen sich nicht immer und überall völlig reibungslos dem Gemeinschaftsorganismus einordnen. Hier geht es nicht ohne innere Schwierigkeiten und Hemmungen, ohne Opfer und Verzichte, ohne entsagende Liebe. Je reicher eine Persönlichkeit ist, desto mehr leidet sie an der Gemeinschaft, zumal an dem mit der Gemeinschaft notwendig gegebenen Massenniveau und seinen Forderungen. Die Gemeinschaft wirkt erzieherisch, denn sie nötigt zu Demut und Schlichtheit, zu Liebe und Opfersinn. Nicht alle mögen sich einfügen, stille sein, durch Demut dem Ganzen dienen. Sie begehren auf, klagen an, werben Anhänger. Das Ende ist Spaltung und Trennung.

Die dritte Spannung besteht zwischen der lebendigen Frömmigkeit und dem kirchlichen Amt. Beides ist für das kirchliche Leben notwendig. Immer muss der Heilige Geist neues Leben wecken. Aber damit diese Bewegungen nicht versanden, müssen sie vom kirchlichen Amt in feste Ordnungen und Einrichtungen eingefangen werden. Im richtigen Zusammenwirken beider liegt das Geheimnis der kirchlichen Lebensbewegungen. Wo dieses Zusammenwirken nicht oder nicht hinreichend gewahrt ist, da leidet der Christ. Allzu viele meinen, es besser als das Amt zu wissen, was ihnen und der Kirche dient, begründen Gruppen, verfassen Proklamationen und erzeugen Spaltungen, Misslichkeiten und Verdross. Mit dem Heraustreten des Göttlichen in das Zeitliche ist seine Erniedrigung durch das Zeitliche, seine Selbstentäußerung, wesensmäßig gegeben. Im Aufstieg und Niedergang der irdischen Kirche belohnt und bestraft Gott Verdienst und Missverdienst der Gläubigen. Wie ihr

Meister und Herr geht die Kirche durch die Zeiten mit blutenden Füßen und einer Dornenkrone auf dem Haupt, verkannt und gelästert, und trotzdem eine Königin.

So ist das Menschliche in der Kirche, so notwendig, ja unentbehrlich es ist, auch eine schwere Last. Die Kirche vermag jene geheime himmlische Herrlichkeit, die ihr urtümlich zu eigen ist, nur unvollkommen, nur in gebrochenem Strahl widerzuspiegeln. Die Kirche in der Geschichte bleibt hinter ihrer Idee weit zurück. Auch die Urkirche war keine Kirche ohne Makel und Runzel. Auch im altchristlichen Kirchenbild sind tiefe Schatten zu entdecken. Und so blieb es durch die Jahrhunderte. Die ideale Kirche war noch nie in der Geschichte da. Christus warnt geradezu vor der Erwartung, dass die Diesseitskirche ohne Makel und Runzel sein werde. Das Leiden in allen seinen Formen ist ein Wesenszug der Diesseitskirche.

Die Spannungen lösen sich im Licht der Letzten Dinge, im Licht der Tatsache, dass die Vollendung der Kirche noch aussteht, dass die Herrlichkeitskirche erst am Ende der Tage erscheinen wird, dass es darum im Heilsratsschluss Gottes gelegen ist, dass die Gegenwartskirche noch unfertig, unvollendet, unvollkommen bleibe bis zur Wiederkunft des Menschensohnes. So deutlich Christus Sünde und Not, Schwäche und Unvollkommenheit der irdischen Kirche voraussagt, so bestimmt verheißt er uns, dass sie nicht vom Erdboden verschwinden werde, dass sein Geist bis ans Ende bei uns verbleiben werde. Was vom kirchlichen Leben allgemein, das gilt von der kirchlichen Wahrheitsverkündigung im besonderen. Der Geist der Wahrheit bleibt bei der Kirche in Ewigkeit. Er wird die Wahrheit immer wieder ans Licht bringen, und zwar die Wahrheit in ihrer ganzen Fülle. Immer wird der Heilige Geist bei ihr sein, auf dass sie ihrer gottgeschuldeten Wesensform treu bleibt. So ist die Kirche, menschlich gesehen, eine imponierende Erscheinung, schon durch ihre Dauer. Imponierend auch durch ihre Regenerationskraft. Von allen Schlägen, die sie bekommt, rafft sie sich immer wieder auf, erholt sich von allen Niederlagen. So manches Mal hat man gemeint, es sei um sie geschehen. Und doch stand sie wieder auf. Die wahrhaft Gläubigen haben immer um diese Kraft gewusst. Die Kirche der Katakomben klagte nicht; sie hoffte.

Die Irrlehrer aller Zeiten haben ihre Vorstellungen von der Kirche als Reformen ausgegeben. In der Kirche kann Reform nichts anderes bedeuten als Annäherung an den Willen Gottes über Lehren, Personen und Einrichtungen. Die erste und notwendigste Reform ist stets die Umwandlung und Besserung der Menschen. Man kann der Kirche helfen, sie zu reformieren, und zwar in unserem eigenen Leben, in unserer eigenen Seele. Schmücken wir die Kirche mit unserer eigenen Persönlichkeit, mit unserem heiligen Leben und Wandel, mit unserer Liebe. Wenn alle Christen die Kirche schmücken würden mit der Liebe der heiligen Elisabeth oder des heiligen Franz, dann wäre sie ein Weltwunder. Schmücken wir sie mit unserem Glauben, unserer Demut, unserer Gottesehnsucht, unserer Pflichttreue. Wenn wir die Kirche lieben, müssen wir ihre Schwächen an uns selbst verbessern. Das Allzumenschliche liegt ja an den einzelnen und gerade an solchen, die sich am meisten über sie ereifern. Der katholische Christ bejaht seine Kirche so, wie sie ist. Denn so, wie sie ist, ist sie ihm Offenbarung der göttlichen Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte. Der katholische Christ begehrt keine Ideal- oder Ästhetikkirche. Ist auch seine Mutter von langer Wanderung bestaubt, ist auch ihr Antlitz von Sorge und Not durchfurcht, es ist doch seine Mutter. In ihrem Herzen flammt die alte Liebe. Aus ihrem Auge strahlt der alte Glaube. Von ihrer Hand strömt immerfort der alte Segen. Was wäre der Himmel ohne Gott? Was wäre die Erde ohne diese Kirche? Ich glaube an die heilige, katholische und apostolische Kirche.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was ist der Mensch?

13.03.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das tägliche Leben und die öffentliche Tätigkeit der Bürger ist bestimmt von der Auffassung, die ein jeder vom Menschen hat. Man verhält sich so, wie das Bild, das man vom Menschen hat, es gebietet oder zulässt. Das maßgebliche Urteil über den Menschen aber hat nur einer: der Schöpfer. Wir wollen fragen, wie Gott den Menschen sieht, als was er ihn bestimmt. Die Antwort lautet: Der Mensch ist ein Bote Gottes, ein Knecht oder eine Magd Gottes und ein Pilger Gottes.

I. Der Mensch ein Bote Gottes

Die Worte Bote, Botschaft, ausgesendet werden, sich senden lassen werden in der Heiligen Schrift häufig gebraucht. Alle Geschöpfe werden als Boten Gottes bezeichnet. Im Buch des Propheten Baruch heißt es: „Gott sendet den Blitz, und er enteilt. Er ruft ihn, und jener gehorcht ihm mit Zittern. Froh leuchten die Sterne auf ihren Warten. Er ruft sie, und sie sprechen: Hier sind wir. Sie leuchten mit Freude für den, der sie schuf.“ Der Blitz, das Licht, die Sterne: Sie sind Wesen, denen von Gott die Bewegung eingesenkt ist. Sie laufen gehorsam zitternd ihren Weg. Ähnlich sind alle Geschöpfe ausgesandt. Selbst der Gründer des Neuen Bundes heißt beim Propheten Malachias „der Bote des Bundes, nach dem ihr verlangt“. Die ersten Jünger Jesu werden von ihm Apostel genannt, d.h. Gesandte, Abgesandte. Auch die ersten Geschöpfe, die Gott geschaffen hat, heißen Engel, d.h. Gesandte, Gottesboten.

Warum sind sie gesandt? Was sagen sie aus, was verkünden sie? Alle Geschöpfe vermehren etwas von der Herrlichkeit Gottes. Ein Strahl göttlichen Lichtes ist ihnen anvertraut, ihn tragen sie durch Raum und Zeit. Sie sollen erzählen, dass ein Gott existiert, dass er Licht und Leben ist, dass er sie geschaffen hat. Sie sollen Boten sein und andere einladen, zu Gott zu kommen: Kommt, lasset uns anbeten! Das ist der einmütige Chor aller Geschöpfe. Dieses Losungswort läuft durch die gesamte Schöpfung, wie es im Psalm 18 anschaulich geschildert wird: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes. Vom Werk seiner Hände kündigt das Himmelsgewölbe. Ein Tag sagt es dem andern, eine Nacht bringt der andern die Botschaft.“ Sie alle sagen, dass Gott groß ist, dass er gut ist, dass er Licht ist.

Auch der Mensch ist ein solcher Bote. Es ist ausgesandt zu sagen, dass er von Gott kommt, dass Gott ihn gesandt hat, eine Botschaft auszurichten. Er soll sagen, dass Gott Licht ist und nicht Finsternis; dass er Schöpfer und Erlöser ist. Er soll sagen, dass Gott der Herr Himmels und der Erde ist; dass der Mensch ihm unterworfen ist; dass er ihm gehorchen soll; dass er ihn anbeten und ihm dienen soll. Er soll sagen, dass Gott gut ist und barmherzig, dass er den Menschen liebt und ihn an sich ziehen will. Dass er aber auch das Böse verabscheut und gerechter Richter ist über alle Taten und Versäumnisse des Menschen. Der Mensch, der die Botschaft Gottes richtig, vernehmlich, anziehend ausrichtet, ist der schöne Mensch. Wo die Schönheit des Menschen zu einer frei gewollten, zu einer sittlichen geworden ist, in einem guten, einem vollkommenen, einem heiligen Menschen ist etwas so

Entzückendes, dass die Welt, auch die ungläubige Welt, diesem Heiligen nachfolgt, dem einzigen, dessen Andenken in Segen steht, auch noch Jahrhunderte nach seinem Tode. Ein paar Menschen hat es gegeben, von denen wir wissen, dass wir ihnen gern begegnen würden: Franz von Assisi, Elisabeth von Thüringen, Hedwig von Schlesien, Vinzenz von Paul, Mutter Teresa. Das sind Menschen, denen unsere Herzen entgegenschlagen, die auf den Gipfel gestiegen sind, weil es ihnen gelungen ist, das, was Gott ihnen anvertraut hat, richtig auszudrücken. Umgekehrt ist es, wenn der Mensch in seinem Leben und Wirken das nicht aussagt, was Gott in ihn gelegt hat. Da ist die Unordnung unabsehbar. Dann gibt es nichts Abscheulicheres als den Menschen, nichts, was größeres Leid und Unglück über die Welt bringen kann als der Mensch. Da kann es geschehen, dass Menschen an Gott irre werden. Da kann es sein, dass man es als schwerstes aller Dogmen empfindet: Gott hat alles zu seiner Ehre geschaffen – auch den Menschen? Ist auch er zur Ehre Gottes geworden? Hat sich Gott Ehre eingelegt mit dem Geschöpf Mensch?

Da sehen wir die große Verantwortung, die über unserem Leben liegt: dass wir wahre Boten Gottes seien. Ein jeder muss sich fragen: Was sehen die Menschen, wenn ich ihnen begegne? Werden sie den Vater preisen, der im Himmel ist? Werden sie bei meinem Anblick wissen, dass Gott Licht ist, dass Gott schön ist, dass Gott liebenswürdig ist? Was sagen die Menschen, wenn sie mich sehen? Wer von uns kann mit dem Apostel Paulus sprechen: „Mit Christus bin ich gekreuzigt worden. Nun lebe nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20)? Werden sie durch mich zu Gott geführt? Sagen sie: Ich möchte den Gott kennenlernen, den dieser Mensch bekennt? Oder geschieht das Gegenteil: Werden die Menschen durch mich irre an Gott? Sagen sie: Ich möchte nichts zu tun haben mit dem Gott, zu dem dieser Mensch betet? Das wäre furchtbar.

II. Der Mensch: ein Knecht, eine Magd Gottes

Gott ist der Herr und der Herrscher. Er nimmt jedes Geschöpf in seinen Dienst und gibt ihm ein bestimmtes Werk zu tun. So kann es sein, dass Gott uns zu etwas geschaffen hat, was uns langweilig erscheint, zu einem jahrzehntelangen Mühen und Tragen. Es kann sein, dass er uns für ein sehr kurzes Werk geschaffen hat. Er kann den Menschen schaffen bloß um eines Kreuzes willen, das er tragen soll, um eines Leides willen. Vielleicht wollte Gott aus einem von uns ein leidgereiftes Wesen machen. Vielleicht hat er uns nur für die Sterbestunde geschaffen, dass wir in unserem Tod das leisten, wofür wir da sind. Der Mensch Jesus Christus war vor allem um seines Sterbens willen geschaffen.

Wie erkennen wir, was Gott uns aufgetragen hat? Wir erkennen es, indem wir in uns und um uns schauen und erblicken, was Herkunft und Anlage, Gewohnheit und Sitte, Umstände und Verhältnisse, Beruf und Verantwortung uns zu tun gebieten. Tun wir das, was augenblicklich gerade zu tun ist, dann werden wir unfehlbar das tun, was Gott uns zugedacht hat. Immer das tun, was gerade getan werden kann, was getan werden muss. Etwa im Frühling: säen und pflanzen, jäten und düngen, hacken und graben. In der Zeit der Dürftigkeit und Not: das mit anderen teilen, was wir besitzen. Der Apostel Paulus gibt den Rat: Sich freuen mit den Fröhlichen, weinen mit den Weinenden. Die Kirche empfiehlt die Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit. Traurige trösten, Verzagte aufrichten. Immer das tun, was die Notwendigkeit von uns verlangt. Nichts verschieben auf später, denn wir wissen nicht, ob es für uns ein Später geben wird. Nicht warten auf bessere, gelegeneren Zeiten, die vielleicht niemals kommen.

Wir haben viele Mittel, um den Willen Gottes zu erkennen. Die Natur, die Naturgesetze sind Äußerungen Gottes, die sich in unserem Leib, in unserer Seele, in unseren Anlagen und Neigungen zeigen. Ein schwächtiges Männchen eignet sich nicht für den Beruf eines Möbelpackers. Dann ergibt sich der Wille Gottes aus den Verhältnissen, in die wir hineingeboren wurden. Ich hatte einen Schulkameraden, dessen Vater Landwirt war. Er hatte keinen anderen Wunsch, als Bauer zu werden. Nach der Vertreibung aus der Heimat erwarb er einen Bauernhof in einer öden Gegend der Eifel und war glücklich. Dass ein Handwerksmeister den Wunsch hat, eines seiner Kinder möge ihm in seinem Beruf folgen, ist berechtigt und verständlich. Ich kenne einen Herrn, der diesem Wunsch seines Vaters gefolgt ist, aber seinen Unwillen über diesen Entschluss sein ganzes Leben über mit Bitterkeit bewahrt hat. Er träumt noch in hohem Alter von dem Beruf des Arztes, den er angeblich verpasst hat. Wir

haben heute in mehreren Studienfächern unserer Universitäten ein Überangebot an Studenten. Sie können nach Vollendung ihres Studiums nicht alle untergebracht werden. Es gibt an den Universitäten eine große Zahl studierunfähiger Studenten. Viele bringen es gar nicht zum Abschluss. 25 Prozent der Studierenden belasten die Universitäten und den Staatshaushalt, ohne je ein Examen abzulegen. Schauen Sie einmal auf unsere Politiker, wie viele Studienabbrecher unter ihnen sind. Waren sie unfähig oder unwillig, ihre Anlagen und ihre Kraft richtig zu beurteilen?

Schauen wir die Menschen an, mit denen wir zusammen sind; in ihnen steckt der Auftrag Gottes. Sie schauen auf uns, sie brauchen uns. Für jeden von ihnen hat uns Gott eine Aufgabe gegeben: ihn zu tragen und zu trösten, zu mahnen und zu warnen, zu bilden und zu erziehen. Schließlich haben wir die Gebote Gottes. Da können wir immer sehen, was Gott von uns haben will. Die Gebote sind Richtschnur und enthalten Maßstäbe. Was Gott verbietet, ist für uns unerreichbar. Niemand sollte versuchen, das Verbotene auf krummen Wegen zu erlangen. Aber das Schummeln fängt schon beim Abitur an. Es setzt sich fort bei der Doktorarbeit. Denken Sie an die vielen Plagiatsfälle von Politikern! Sie geben sich als Urheber einer Dissertation aus, die sie in Wahrheit aus fremdem geistigen Eigentum erstellt haben.

Doch unlautere Praktiken sind nicht vonnöten, um die Stelle einzunehmen, die Gott für uns vorgesehen hat. Denn es ist ein wunderbarer Gedanke: Wir alle haben etwas Brauchbares an uns, wir sind nicht unbrauchbar. Es gibt keine unbrauchbaren Menschen, denn ein jeder hat einen Auftrag von Gott, für den er da ist. Also ist er für etwas anstellig, für etwas, das sogar für Gott Wert hat, was Gott für wertvoll hält, wofür er sogar diesen Menschen geschaffen hat. Das ist ein wahrhaft gesundmachender Gedanke. In dem, was Gott uns aufgetragen hat, gibt es keine Minderwertigkeit. Das kann jeder, selbst der Mensch, dem niemand etwas zutraut. Eine Brauchbarkeit haben wir alle, und darum auch eine Verantwortung. Wir sollen in Freiheit das schaffen, was Gott uns zugedacht hat. Es ist uns überlassen, ob wir es schaffen oder nicht, ob wir es ausführen oder versäumen. Eine Verantwortung liegt über uns. Darum auch eine Belastung. Es ist unter Umständen nicht leicht, Gott als Knecht oder Magd zu dienen. Gott ist ein ernster Herr. Das Leben hat eine ernste Bedeutung. Eine Erwartung ist über jedem Menschen, ob er das aufgetragene Werk schaffen wird oder nicht. Angefangen von Gott im Himmel durch alle Chöre der Engel und die Scharen der Heiligen bis zu den Dämonen der Hölle ist alles gespannt. Was wird der Mensch tun? Was wird aus ihm werden? Licht oder Finsternis? Leben oder Tod? Schönheit oder Schmutz? Seligkeit oder Unheil für zahllose andere? Der Mensch, das ist der Knecht, die Magd Gottes, die Gott für ein Werk bestimmt hat.

III. Der Mensch ein Pilger Gottes

Das Leben ist ein Pilgerweg. Der Pilger ist ein Christ, der eine Wallfahrt nach einer religiösen Gedenkstätte oder einem Gnadenort macht. Die Motive der Sühne, der Buße, der Devotion und der Hoffnung auf Hilfe führen gläubige Menschen an die Ziele der Wallfahrt. Das Pilgern ist dem Menschen im ganzen Leben, nicht bloß für eine gelegentliche Pilgerfahrt aufgetragen. Das Leben ist ein Pilgerweg. Wohin wollen wir denn? Wohin rufen die Geschöpfe, und warum eilen sie so? Weil sie zu Gott müssen, und Gott ist weit, weit. Ein langer Pilgerweg ist unser Leben, zu Gott, zum Licht, zur Heimat. Das Leben ist ein Weg, nicht das Ziel; ein Durchgang, nicht der Bestimmungsort, etwas Unfertiges, ein mühseliger Heimweg. Ein Pilgerweg ist unser Leben. Daraus folgt, dass wir gehen müssen und nicht stille stehen dürfen, dass wir nicht erstarren und nicht aufgeben dürfen. Die Unrast ist uns angeboren. Sie darf nicht zum Stillstand kommen. Es darf nicht geschehen, dass ein Mensch sagt: Ich mag nicht mehr, jetzt bleibe ich sitzen und liegen, ich gehe nicht mehr weiter. Solange der Pilger nicht am Heiligtum angekommen ist, muss er gehen und gehen, wenn seine Wallfahrt nicht sinnlos sein soll. Unser Leben ist ein Pilgerweg, ermüdend, aber ein Pilgerweg. Nicht der Weg eines verworfenen Volkes, das nach Babylon geschleppt wird. Nicht der Weg von Verbannten, die nach Sibirien geschafft werden. Sondern der Weg von Pilgern, die zu Gott gehen. Darum gehen wir diesen Weg geduldig, betend und dankbar. Im Psalm heißt es: „Ich habe mich gefreut, nur gefreut habe ich mich, da man mir sagte: Wir gehen zum Heiligtum des Herrn.“ Es ist ein Weg zu Gott.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Sünde zweier Menschen (1)

Judas Iskariot

20.03.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das katholische Weltbild ist ernst, aber auch beglückend. Gott erschafft Geschöpfe, denen er sich mitteilt, denen er einen Strahl seiner Herrlichkeit schenkt. Da liegt eine große Verantwortung auf den Geistwesen, die Gott geschaffen hat, die Verantwortung, Gott aufzunehmen, sich ihm ähnlich zu machen, soweit das Geschöpfen möglich ist. Doch in diesem Weltbild fehlen nicht die tiefen Schatten, die Finsternisse, die Widersprüche. Nicht alle Geschöpfe werden von Gott erfüllt. Manche stürzen in ewige Gottesferne. Gerade die höchstgeschaffenen Geschöpfe, die Geistwesen, haben solche in ihren Reihen, die von Gott weggehen in die ewige Unseligkeit. Es gibt das Böse in der Welt, die Sünde. Wir können es verstehen, dass man alles versucht, die Existenz der Sünde einzuschränken oder vielleicht gar aufzuheben. Aber es geht nicht. Die Erfahrung zwingt uns, das Böse anzunehmen, und ebenso der christliche Glaube. Das Christentum enthält die Offenbarung der Existenz der Weltsünde, das Geheimnis der Bosheit. So müssen wir die Finsternisse der Welt zur Kenntnis nehmen.

Wir wollen eine geschichtliche Sünde betrachten, ein Böses, das sich unbezweifelbar zugetragen hat. Eine Sünde, die als Schulbeispiel für die Entwicklung des Bösen dienen kann. Wie wächst das Böse aus der Menschenseele heraus? Welche Wurzeln hat diese furchtbare Saat? Wir betrachten die Sünde eines Menschen, der sehr hoch stand, der sehr begabt war: außerordentlicher Verstand, starker Wille, gewaltige Schwungkraft seiner Seele und eine große Leidenschaft; etwas Glühendes, allerdings auch etwas Dämonisches; die Sünde eines Menschen, den Gott sehr hoch begnadet hatte, den er berufen hatte zum Höchsten; die Sünde eines Menschen, den Jesus „Freund“ nannte, die Sünde eines Apostels, des Verräters Judas Iskariot. Wir können diese Sünde nach den Andeutungen des Evangeliums deutlich verfolgen. Wir betrachten den Weg dieses Menschen, seinen Fall und seinen Untergang.

I. Der Weg des Menschen

Wir können fragen: Warum hat Jesus den Judas überhaupt in seine Gemeinschaft berufen? Er hat doch gewusst, was das für ein Mensch ist und was aus ihm werden wird. Aber Jesus sagt, er habe alle angenommen, die „der Vater ihm gab“, und der Vater hat ihm auch den Judas gegeben. Er ist ja auch nicht der einzige dieser Art geblieben. Es sind viele solche, die das Heiligste verraten haben. Aber Jesus nimmt sie alle an, wie der Vater sie ihm gibt. Warum sollte er nicht auch ihn nehmen?

Judas war damals, als er zu Christus kam, nicht schlechter als die übrigen Apostel, vielleicht auch nicht besser. Es könnte sogar sein, dass er sich in manchem von den übrigen auszeichnete. Jedenfalls war nichts Besonderes an ihm zu sehen, was besonders anstößig war. Er hatte sicher eine weltliche Auffassung vom Reich des Messias. Im Wesentlichen dachte er sich das so: Eines Tages wird der Messias zum Aufstand aufrufen, die Revolution verkünden, er wird die Fremdherrschaft beseitigen und das Volk Israel wird herrschen vom Zweistromland bis Gibraltar. Dann werden die Cäsaren kommen und den Staub vom Messias König lecken. Und zu den Seiten des Messias Königs werden seine

ersten Würdenträger sitzen, Judas und die übrigen Apostel. So dachten sie alle. Wir brauchen es ihnen nicht vorzuwerfen; denn eine weltliche Auffassung vom Gottesreich erhält sich durch die Jahrtausende.

Nun war allerdings in der Seele des Judas eine gewisse Anlage, die sich schlimm auswachsen konnte. Nichts gerade Abnormes, etwas, was vielleicht in allen Menschen mehr oder weniger das gleiche ist. Zuerst ein gewisser Mangel an Liebesfähigkeit. Er kann nicht eigentlich lieben, d.h. er kann sich nicht ausgeben. Er kann nicht aus Liebe sich verschwenden. Es war ihm schon unverständlich, wenn andere das taten. Das tat ihm weh, das war gegen seinen gesunden Menschenverstand, es war „überspannt, übertrieben, verschwenderisch“. Alles Große, schwunghaft Begeisterte schien ihm nicht ökonomisch, nicht rationell, nicht angemessen. Da war diese Frau in Betanien, die mit ihrem kostbaren Alabastergefäß hereinkam und den ganzen kostbaren Inhalt über das Haupt des Meisters ausgoss. Das ärgert Judas maßlos. Wir können fragen: Warum ärgert ihn das? Es geht ihn doch gar nichts an, es ist nicht sein Öl, das hier ausgeschüttet wird, er hat keinen Verlust. Aber er gehört zu den Menschen, die den anderen die Freiheit nicht lassen können. Und dann ärgert ihn das auch, weil es ihm so nutzlos erschien, weil es ihm überschwänglich vorkam; er kann sich da nicht hineindenken. Bei anderen Menschen ärgert es ihn, und für ihn selbst ist es völlig undenkbar, dass er sich je so ausgibt. Denn sein Mangel an Liebesfähigkeit hat etwas Kleinliches und Engherziges. Er ist ein Vertreter des Pfennig-Egoismus, der jeden Heller in der Hand zehnmal umdreht, bis er ihn ausgibt; der überall schaut, wo er etwas erraffen kann; der nichts umsonst tut und nirgendwo zu kurz kommen will. Judas war vom Meister und von den Mitaposteln zum Kassenwart bestellt worden. Nun war ja nicht gerade sehr viel zu verwalten. Es waren kleine Summen in der Kasse. Immerhin, Judas eignete sich für den Posten, vermutlich verstand er etwas von Geld, Einkauf und Rechnungen. Deshalb war er wohl dazu bestimmt worden. Vielleicht hatte er sich selbst gemeldet.

Judas hatte sich wohl gedacht, das Reich des Messias werde sehr bald kommen; es werde eine Sache von Tagen oder Wochen sein. Aber Jesus tat nichts dergleichen. Übers Jahr ist schon vergangen, dass er wartet, und es sieht nicht danach aus, dass er in nächster Zeit den Aufruf zur Erhebung ergehen lassen wird. Die Maßgebenden in Jerusalem ignorieren Jesus vollständig; die Sache sieht nicht hoffnungsvoll aus. Indessen verliert Judas Zeit. Vielleicht hat er daheim einen Kramladen. Da kann man doch nicht verlangen, dass er umsonst seine Zeit opfert. So hält er sich schadlos an seiner kleinen Kasse; er stiehlt daraus heimlich die paar Pfennige, die man dem Herrn und seinen Jüngern gegeben hat. Das Schlimmste ist, dass er sein Tun und Verhalten noch rechtfertigt. Er ist ein Mensch, der vor seinen Augen alles rechtfertigen kann. Seine hässliche Gesinnung gegen die Frau von Betanien ist für ihn nicht hässlich; das ist für ihn der gesunde Menschenverstand, das ist die Sorge für das Armenwesen, das nennt er soziale Gesinnung; das rechnet er sich hoch an. Er ist ein Mensch, der niemals an sich irre geworden ist, der niemals an sich gezweifelt hat. Er ist der Korrekte, der Loyale, der weiß, dass er gerecht ist. Sonst will er nichts: gerecht muss man sein! Nun sind das alles nicht Sünden. Das ist eben sein Charakter. Er ist nicht großartig und erhebend, aber so sind halt die Menschen im Durchschnitt alle. Das ist das durchschnittliche Menschenmaß. Etwas davon steckt in jedem Menschen: dieser Egoismus, diese Neigung zur Selbstbeschönigung.

Nun wollte der Herr die Jünger erziehen, dass sie weiter vorankämen, brauchbar würden für seine Zwecke. Es sieht so aus, als hätte er seine Pädagogik vor allem auf Judas berechnet. Auf ihn scheint sie zugeschnitten. Er wollte die Apostel zu einem großzügigen Denken über zeitliche Dinge erziehen. Sie legten zu viel Gewicht auf irdische Dinge wie Geld und Gut, Nahrung und Auskommen. Wenn er sie aussandte, sagte er: „Habt nicht so viel Sorge und Angst um Essen und Trinken. Man gibt euch schon das Nötige. Und was man euch gibt, das dürft ihr nehmen. Aber seid anspruchslos; der himmlische Vater ernährt euch schon.“ Das fand Judas ziemlich verstiegen und auch riskant. Sich so auf die Güte der Menschen verlassen – das kann schief gehen. Er hat noch nie erlebt, dass ihm jemand etwas gegeben hätte. So hat er sich bei dieser apostolischen Reise eingedeckt und gut versehen; auch seinen Beutel hat er mitgenommen und gedacht: „Ich will klug sein; wollen wir mal sehen, ob mir jemand etwas schenkt; im Notfall bin ich versorgt.“

Dann suchte der Herr die Jünger zu dem Gedanken zu erziehen, dass sie für andere da seien. Der Naturmensch, der gesunde Naturmensch, wie er aus der Erde herauswächst, ist für sich da. Vielleicht

noch für seine Frau, für sein Kind, für einen Kumpel, aber dann hat es ein Ende. Die übrigen Menschen sind ihm schnuppe, man muss sie umgehen oder aus dem Weg drängen. Der Herr Jesus Christus schuf einen neuen Beruf: den Beruf für andere Menschen. Diesen Beruf braucht das Reich Gottes. Und so berief er Menschen, die zu allererst und wesentlich für andere da sind; die selbst erst in zweiter und letzter Linie kommen, deren eigene Interessen nur dadurch erfüllt werden, dass sie anderen dienen. Sie sollten für die anderen zur Verfügung stehen, hinausgehen, Kranke besuchen, heilen, die Volksmenge mit Nahrung versorgen, die Kinder zulassen, auch wenn sie noch so müde sind. Judas war dies alles unsympathisch. Dass Jesus sich mit den Kranken abgab; dafür sind Ärzte zuständig. Dass er die Kinder annahm; die sollen daheim bleiben. Was man braucht, das sind seiner Meinung nach Männer, Krieger, Soldaten. So hat ihm die vom Herrn auferlegte Tätigkeit der Apostel sehr missfallen. Wenn er je Kranke besuchte, wird er ihnen kaum besonders herzlich zugeredet haben. Es ist schwer vorstellbar, dass viel Trost von ihm ausgegangen ist.

Jesus suchte die Apostel zu erziehen zu einer Einkehr in sich selbst. Sie sollten innerwerden, dass da noch manches Allzumenschliches in ihnen war. Sie sollten die innere, letzte Demut lernen, die sich der eigenen Schwäche bewusst wird, aber in Überwindung dieser Schwäche zum Großen und Starken geht. So hat er sie bei Gelegenheiten aufmerksam gemacht, dass manche unlauteren Regungen in ihnen waren, die er wohl bemerkte. Wenn sie so leidenschaftlich miteinander zankten, wer den ersten Platz bekomme, wer Ministerpräsident werde, lässt er sie zunächst ruhig werden; später aber macht er sie aufmerksam und stellt ein Kind in ihre Mitte: „Seht, wie arglos, wie harmlos es ist! Keine Streberei ist im Kind, aber es ist dem Himmelreich näher als die anderen Menschen.“ Judas hat das alles ohne Zustimmung aufgenommen. Er blieb in seinen Augen schon der rechte Mensch. „Wer kann mir etwas nachweisen! Niemand.“ So entstand da allmählich eine Kluft. Da er bei seiner Art blieb und die übrigen Apostel sich dem Meister anpassten, entstand eine Entfremdung, eine Trennung. Judas verstand die Gemeinschaft nicht mehr recht. Er fühlte sich fremd, unbehaglich. So entsteht eine Enttäuschung, dann eine gewisse Abneigung.

Nun hätte er ja gehen können. Ein aufrichtiger Mensch hätte gesagt: „Meister, wir verstehen uns nicht mehr. Ich glaube, es ist besser, wenn wir getrennte Wege gehen. Mach du es nach deiner Art, ich nach meiner. Leb wohl!“ So hätte ein aufrichtiger Mann gesprochen. Aber daran hinderte ihn sein Streben nach Gewinn und Sicherheit. Er sagte sich: „Wenn ich jetzt fortgehe und morgen kommt das Reich Gottes doch durch Jesus, bin ich der Gelackmeierte. Nein, Judas, sei schlau. Warte lieber noch eine Weile. Lieber mehr Eisen als keines im Feuer haben.“ So wartete er, aber er ärgerte sich jeden Tag mehr. Aus dem Ärger entstand eine gewisse Wut, ein Ingrim. Er musste heucheln. Judas spürte, dass er zu weit gegangen war, so dass man es merken konnte. Er musste diesen Eindruck verwischen. Wenn er fortgewesen war und zurückkam, fiel er den Jüngern um den Hals, küsste den Meister, war er die Herzlichkeit und Überschwänglichkeit selbst. Aber das war Heuchelei. Und die tut auf die Dauer weh. Aus diesem schmerzlichen Gefühl entstand ein großer Hass, ein glühender Hass gegen den Herrn und die anderen Apostel. Es entstand in Judas der Wunsch, bei passender Gelegenheit loszukommen. Die Gegenpartei gefiel ihm jetzt immer besser. Er fand, das sind auch keine üblen Leute. Man sollte nicht gegen sie so reden, wie Jesus es tat. Er ging immer häufiger zu ihnen und berichtete ihnen. Er fand sich drüben immer wohler. Nun ist er reif geworden zu seiner Sünde. Die Idee ist da: Ich will ihn den Feinden ausliefern. Wie sie zum ersten Mal entstand, wissen wir nicht. Vielleicht hatte er auch hierfür eine Rechtfertigung, dass er meinte, er handele aus einem rechten Motiv. Vielleicht sagte er sich: Ich will ihn zwingen, aus sich herauszugehen. Oder er legte sich zurecht, dass er der Sache des Volkes, der Priester, einen Dienst erweisen müsse. Er besann sich auf seine Loyalität, auf seine Gesetzestreue, auf die Pflichten eines guten Untertans: Eigentlich muss ich ihn anzeigen. Ich kann mir das kaum verzeihen, dass ich ihn nicht schon längst angezeigt habe. Jesus ist der Mann, der das Volk auf falsche Wege bringt. Ich muss ihn anzeigen; das ist meine Pflicht, es tut mir leid, aber ich muss es tun. Wir sehen in seinem Verrat die Wurzeln seines Charakters, aber in einem enormen Maße ausgewachsen.

II. Sein Fall

Zuerst war da ein Mangel an Liebesfähigkeit. Das bedeutet, dass er sich nicht lieben lassen konnte. Wer anderen nicht Liebe geben kann, kann sie auch nicht empfangen. Das zeigt sich bei dem Letzten Abendmahl. Der Heiland ist gedrückt, tieftraurig. „Einer von euch wird mich verraten.“ Judas zuckt zusammen: „Aha, er weiß es! Wenn er mich nur nicht nennt!“ Es kommt zu der Fußwaschung. Auch vor Judas kniet Jesus nieder. Vielleicht hat er ihm da auch einen Blick geschenkt wie hernach dem Petrus, einen Blick der Güte und Liebe, des Wohlwollens, der Freundschaft. Den Judas hat es nicht berührt. Es gibt keine Liebe mehr, die ihn warm anspricht, die an sein Innerstes dringt. Diese Zeremonie der Fußwaschung ist ihm nur lästig, ein Zeitverlust. Er hat Wichtigeres vor. Und Jesus gibt ihm noch eine Auszeichnung, die damals der Gastgeber besonders lieben Gästen und Freunden zu geben pflegte: Er tunkt einen Bissen in die Schüssel und gibt ihn dem Judas, zu seiner besonderen Auszeichnung. Judas fühlt: Er wirbt um mich; er weiß, dass ich ein Verräter bin, er möchte mich gewinnen, er will mich nicht aufgeben. Aber das ärgert ihn, das erzeugt noch größere Wut, noch größeren Hass. Als er den Bissen genommen hatte, „da fuhr Satan in ihn“. Es war, als ob das böse Prinzip vollkommen über ihn Herr geworden wäre. Ein unbändiger Hass flammte in ihm auf. Je mehr er fühlt, dass Jesus ihm nachgeht, um so stärker bäumt er sich dagegen auf. Er will nicht, er will nicht! So stürzt er hinaus. Es war Nacht. In diesem Augenblick waren alle Lichter in seiner Seele erloschen. Es war keine gute Regung mehr in ihm. Kein guter Wille, nichts Gütiges, nichts Herzliches, nichts Verzeihendes, nur Härte und Hass. Es war Nacht in seiner Seele geworden. Und einmal war es doch auch hell gewesen in seiner Seele. In seiner Jugend hatte er doch einen Idealismus gehabt und einen Glauben; hatte etwas von Liebe wenigstens für das Volk, wenn es auch eine missverstandene Liebe war. Er hatte doch einmal etwas Gutes gewollt. Er war auch einmal ein entzückendes Kind gewesen, voll von Vertrauen, Aufgeschlossenheit und Empfänglichkeit. Jetzt ist er wie zugemauert. Kein Lichtschein mehr erhellt diese Seele. Das ist der Mangel an Liebesfähigkeit. Aber auch sein kleinlicher Egoismus zeigt sich da. Er will nicht einmal den Verrat umsonst begehen. Er fragt: „Was gebt ihr mir? Dann will ich ihn euch ausliefern.“ Er tut auch das nicht umsonst. So geben sie ihm dreißig Silberlinge. Er ist sehr böse und schimpft, nimmt sie aber doch an. Und sie schauen ihm verächtlich nach und denken: So ein Lump! Dann sehen wir in seinem Verrat die Unehrllichkeit seiner Gesinnung, die jetzt den Höhepunkt der Heuchelei ersteigt. Er weiß, wo sich der Meister aufhält und führt das Verhaftungskommando auf den Ölberg. Dort verrät er mit einem Kuss den Menschensohn. Er hätte den Feinden Jesu sagen können: „So sieht er aus.“ Er hätte mit der Hand auf ihn zeigen können. Aber nein, mit dem Zeichen der Freundschaft, der Liebe muss er es tun. Das ist das furchtbarste Gesetz der Heuchelei, dass sie ganz unnützlich Heuchelei begeht, aus innerer Verworfenheit. Das ist sein Fall, sein Verrat.

III. Sein Untergang

Nun sehen wir den Untergang des Judas. Im 111. Psalm heißt es am Schluss: „Der Sünder wird schon sehen. Dann wird er ergrimmen, dann wird er mit den Zähnen knirschen. Er wird vergehen vor Verlassenheit, und die Sehnsucht des Sünders wird zuletzt umsonst sein.“ Das ist die letzte Psychologie der Sünde: „Er wird es sehen.“ Eines Tages fährt ein Blitz vom Himmel und erleuchtet die dunkle Seele, so lange hatte sie in Selbsttäuschung und Selbstbeschönigung dahingelebt; jetzt wird ihr die letzte Maske vom Gesicht gerissen. So ist es auch Judas ergangen. Vielleicht als Jesus hinaufwankte auf den Kalvarienberg; oder als Jesus am Kreuze starb. Plötzlich packte es ihn, wie ein Blitz: So bist du, so einer bist du! Das ist dein Werk. Du hast ihn ausgeliefert. Die erste Regung, die bei solchen Naturen kommt, ist die Regung einer unheimlichen Wut, eines Ingrimms gegen sich selbst und gegen die Menschen, gegen die Welt, gegen Gott, gegen den Beruf, gegen das Geld. Sogar das geliebte Geld, er kann es nicht mehr ansehen, er mag es nicht mehr spüren, es brennt und ärgert ihn. Wie er es manchmal von den römischen Tyrannen gesehen, dass sie alles ärgerte, was ihnen begegnete, so geht

er in den Tempel und schleudert die dreißig Silberlinge vor die Priester hin: „Ich habe unschuldig Blut verraten!“

Wenn ein stolzer Mensch sich blamiert hat, dann ärgert ihn das maßlos. Und wenn er dann an die Blamage denkt, macht er unwillkürlich Ausdrucksbewegungen: Er malmt mit den Kiefern, er ballt die Fäuste. Das ist die Psychologie der inneren Scham des eingebildeten Menschen. Das tut nun auch Judas: „Ich habe unschuldig Blut verraten!“ Ich, Judas. Und was habe ich auf mich gehalten! Und dann fühlt er sich verlassen. Er vergeht vor Verlassenheit. Er ist endlich allein mit sich selbst und merkt es. Er hat das Geld, aber es gibt nichts, was ihn jetzt irgendwie trösten könnte. Von den Aposteln hat er sich ausgeschlossen, von den Priestern wird er weggejagt. Kaltherzig sagen sie: „Was geht das uns an? Da sieh du zu!“ Sie wollen nicht einmal mehr mit ihm reden. Wohin soll er gehen? Er hat niemand mehr, an den er sich halten könnte. So kommt der letzte Akt der Verzweiflung. Die furchtbarste Psychologie, zu der eine Seele fähig ist. Wir erleben manchmal in dieser Welt Ausbrüche der Verzweiflung; aber sie sind eigentlich mehr Krankheit als Verzweiflung. Wenn wirklich ein Mensch verzweifelt, ist das ganz unausdenkbar furchtbar. Wenn er alles, alles aufgibt für immer. Und das tat Judas. Er läuft hin und erhängt sich. Er gibt alles auf – und hat es zu früh aufgegeben. Noch zu früh! Der alles bis in die letzten Augenblicke behalten und erraffen wollte, der sein ganzes Leben lang gerechnet hat, jetzt hat er alles auf einmal aufgegeben, und es war zu früh. So geht es solchen Naturen immer. Zu früh! Es wäre noch nichts verloren gewesen. Wenn er hinausgelaufen wäre auf den Kalvarienberg und hätte sich niedergeworfen neben Maria Magdalena, neben der Mutter des Herrn, hätte das Kreuz umklammert und hinaufgerufen: „Heiland, Meister, Vater im Himmel“ – er wäre wieder in Gnaden aufgenommen worden. Er wäre ein Apostel geblieben, er wäre noch ein Heiliger geworden. Es wäre nichts verloren gewesen. Noch stand ihm alles offen. Und wenn er so hinüberging in die Ewigkeit, flieht er jetzt in alle Ewigkeit von Gott weg. Er türmt einem Abgrund von Verzweiflung um den anderen auf zwischen Gott und sich. Und seine ganze Ewigkeit ist nur wachsende Gottesferne, wachsende Gottesleere, wachsender Gotteshass und wachsender Hass gegen sich, gegen alle Menschen, gegen alles Gute, gegen alle Liebe. Das ist der Untergang eines Menschen. Und er war einmal ein Mensch, zu dem Jesus gesagt hatte: „Freund“! Ein Mensch, den Gott begnadet hatte, den Gott erwählt hatte. Es war einmal eine Morgenstunde gewesen, in der Jesus zwölf Jünger auswählte und sie mit ihrem Namen rief, und diese Namen klingen durch alle Ewigkeit. Die Namen dieser Zwölf. Und da war auch Judas Iskariot darunter gewesen – und nun ist es so geworden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Sünde zweier Menschen (2)

Fall und Aufstieg des Petrus

27.03.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir wollen noch einmal eine Sünde betrachten, die ein Mensch begangen hat. Judas wurde von seiner Sünde in die Tiefe gerissen, Petrus, auch er ein Apostel, kam durch seine Sünde in die Höhe. Sie half ihm zur Reife, zur vollkommenen Gestaltung seiner Persönlichkeit. Die Sünde war dazu Anlass, nicht Ursache. Denn jede Sünde ist Ursache einer Zerstörung. Aber der Fall kann Anlass zu einer großen Kraftentfaltung und zur Wirkung der besten Kräfte in einem Menschen werden. Wir betrachten den Fall, die seelischen Wurzeln dieses Falles und den Aufstieg, die Umkehr, den Bußweg.

I. Der Fall

Die Verleugnung Jesu durch Petrus ist auf den ersten Anblick ein sehr schwerer Fall, und man könnte fragen: Wenn ein Mensch so fallen kann, auf wen kann man sich noch verlassen? Denn wer war der Verleugner? Ein Apostel, und zwar der erste, den Jesus bevorzugte, dem er eine vorzügliche Stellung eingeräumt, den er besonders mit seiner Achtung ausgezeichnet, dem er hohe Vollmachten versprochen hatte. Schon als er zum ersten Mal zu Jesus gekommen war, geführt von Andreas, schaute ihn Jesus an und sagte: „Du bist Simon, Sohn des Jonas; du wirst Kephas (Fels) heißen.“ Auch später zeichnete er ihn aus. Wenn etwas Wichtiges zu erledigen war, musste es Petrus besorgen. Er hatte die Steuer zu bezahlen, er wurde zu Rate gezogen. Wenn Jesus allein sein wollte mit nur wenigen Jüngern, nahm Jesus Petrus mit zwei anderen mit. Auch hatte sich Petrus selbst schon Verdienste erworben. Er konnte mit Recht sagen: „Siehe, Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ Wer kann das so ohne weiteres sagen? Dann war er vom himmlischen Vater besonders begnadet worden mit jener großen Stunde vor Cäsarea Philippi. Jesus fragte: „Für wen halten die Leute den Menschensohn?“ Die Apostel wiesen auf die unterschiedlichen Meinungen hin. Dann fragte Jesus die Apostel ganz ernst: „Für wen haltet ihr mich?“ Da ergriff Petrus das Wort und bekannte mit überströmender Begeisterung: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Da pries ihn Jesus: „Simon, das hat dir nicht Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein himmlischer Vater hat es dir gesagt.“ Petrus war erleuchtet, mit Einsicht von oben begnadet.

Man sollte meinen, wenn jemand Jesus so gefunden hat, der müsste feststehen wie kein anderer. Als einmal nach einer entscheidenden Rede des Meisters viele aus dem Jüngerkreis abfielen und Jesus die Apostel fragte: „Wollt auch ihr weggehen?“, da erklärte Petrus im Namen der übrigen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir glauben und wissen, dass du der Heilige Gottes bist.“

Und nun, im Vorhof des Hohenpriesters, erklärt derselbe Petrus, diesen Mann nicht zu kennen. Man sollte es nicht glauben. „Ich kenne ihn gar nicht, was meinst du eigentlich?“ Da man in ihn drängt und ihm das Gegenteil nachweisen will, wird er böse, wütend, gebraucht Kraftausdrücke: „So wahr mir Gott helfe“ – „Ich will verdammt sein, wenn ich ihn kenne.“ Ja, Petrus, du kennst ihn nicht

mehr und hast ihn einmal als Sohn des lebendigen Gottes bezeichnet, hast noch vor wenigen Stunden gesagt: „Ich werde mit dir auch in den Kerker gehen, ja, in den Tod gehe ich mit dir.“ Das war vielleicht vor ein, zwei Stunden; jetzt kennt er ihn nicht. Warum? Weil eine Magd sagt: „Du warst auch dabei.“ Vielleicht sagte sie es nur aus Wichtigtuerei; sie wollte ihm gar nichts Böses. Es konnte ihm auch gar nichts passieren; die Jünger wurden nicht belästigt. Aber Petrus hatte Angst. Er versagte vollkommen. Und da er einmal darin ist, findet er aus dem Lügen nicht mehr heraus. Das war der Mann, den Jesus zum „Felsen“ bestimmt hat: „Auf dich will ich meine Kirche bauen.“ Diese stolzesten Worte, die im Petersdom zu Rom in eine Wand geschrieben stehen, werden hier, wo sie zum ersten Mal bewährt werden sollten, gleichsam schon bloßgestellt. Da ist der Petrus, der Felsenmann, schon gefallen, da ist er umgesunken und hat versagt. Das eröffnet schöne Aussichten auf die Kirchengeschichte: Wenn das so weitergeht, wenn der Fels so wenig haltbar ist, wie soll die Kirche bestehen können? Wird sie nicht taumelnd ihren Weg gehen, von einem Abgrund in den anderen gerissen? Und das war am Abend der ersten heiligen Kommunion des Petrus, der ersten Kommunion, die ein Mensch empfangen hat, und Petrus hat sie empfangen. Bald nach die ersten Kommunion erklärt er: „Ich kenne ihn gar nicht.“ Das ist furchtbar. Wenn man das bedenkt, möchte man irre werden an den heiligsten Gelübden und an den größten Gnaden Gottes, wenn sie nicht mehr ausrichten können.

II. Die seelischen Wurzeln des Falles

Lässt sich das begreifen und erklären? Nun, wir haben ein ziemlich genaues Bild von Simon, dem Sohn des Jonas, dem armen Fischer vom See Genesareth. Er war ein Mensch der Arbeit, ein getreuer, biederer Mann. Aber auch einfache Seelen haben ihre schwachen Stellen. Petrus war ein Augenblicksmensch, ein Stimmungsmensch, ein Gefühlsmensch. Was ihm gerade in den Sinn kam, wurde gleich getan, ohne lange Überlegung. Jede Stimmung, die ihn packte, trug ihn hoch, wenn es eine steigende Welle war; aber wenn es eine fallende Welle war, trug sie ihn nieder. Ehe sein Wille überhaupt etwas zu sagen hatte, war er schon droben oder drunten, und dann begriff er selber nicht, wie er dahin kam. Die Impulsivität ist ein Talent, eine gute Eigenschaft; aber in einem Stimmungswesen lauert etwas Gefährliches.

Soweit die Evangelien es gestatten, sehen wir: Petrus war sich immer gleich. In einer Nacht auf dem See Genesareth, als die Jünger von den Wellen bedroht wurden und sie Jesus irgendwo auf dem Berge wussten, da sehen sie ihn auf einmal über das Wasser wandeln. Sie schreien vor Entsetzen auf, und da sie ihn erkennen, sind sie voll Glück und Freude. Und Petrus kann sich nicht mehr halten und fassen. „Herr“, sagt er, „lass mich zu dir kommen über das Wasser!“ Warum? Ein völlig sinnloses Begehren. Er kann doch warten, bis Jesus in das Boot steigt. Aber nein, er muss etwas Besonderes haben. Er ist so begeistert, dass er meint, über das Wasser gehen zu können. Und gleich verlangt er, auf das Wasser hinausgehen zu dürfen. Jesus kennt ihn schon, wie er ist, und lässt ihn anlaufen. Man muss die Menschen ihre Fehler machen lassen, damit sie Vernunft annehmen. So lässt er auch den Petrus kommen, vermutlich mit einem leisen Lächeln in seinen Zügen: „Komm nur!“ Petrus stürzt sich hinein, und wirklich: das Wasser trägt ihn, und er ist selig. Aber auf einmal sieht er eine große Woge; er erschauert: Jetzt, jetzt wird er sinken. „Herr, Herr“, schreit er, „rette mich!“ Gleich wieder das Übermaß. So schlimm wird es nicht gewesen sein, von Ertrinken keine Rede. Aber nein: „ich gehe zugrunde!“ So groß vorher sein Mut, so groß jetzt sein Kleinmut; gar kein Vertrauen, gar keine Zuversicht mehr.

Und jetzt im Vorhof des Hohenpriesters. Noch vor wenigen Stunden hatte der Herr ihn gewarnt: „Petrus, in dieser Nacht wirst du mich dreimal verleugnen.“ Er hatte nichts darauf gegeben. „Nein, das geschieht nicht.“ Er widerspricht ganz kaltblütig. Es scheint ihm undenkbar. Ihm kann so etwas nicht passieren. Er schlägt jede Warnung in den Wind. Einem solchen Menschen kann man nichts sagen; er glaubt es einfach nicht. „Wenn die anderen dich verraten, ich nimmermehr!“ So gehoben ist er, dass er die anderen herabsetzt; sie kommen ihm spießbürgerlich, langweilig vor, sie sind schwunglose Menschen. Da bin ich schon ein anderer. „Ich werde dich nicht verleugnen!“ Ich gehe in den Kerker, in den Tod mit dir. So trägt ihn die Stimmung. Er schlägt alles aus, was man ihm sagt. Bei

der Gefangennahme, wo das Verhaftungskommando und die Diener des Hohen Rates kommen, übermannt ihn wieder der Mut: „Herr, sollen wir mit dem Schwert dreinschlagen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fängt er schon an zu schlagen. Warum fragt er dann? So wartet er die Antwort seines eigenen Verstandes nicht ab. Bevor sein Wille in Aktion treten kann, hat er unter dem Eindruck seines Gefühls schon etwas angerichtet.

Petrus ging dem Zug mit dem gefangengenommenen Jesus aus der Ferne nach und fand sich im Vorhof des Hohenpriesters ein. Er wollte sehen, wie es dem Meister ergehen würde. Die Anhänglichkeit an ihn trieb ihn wahrhaftig. Er konnte sich nicht trennen. So kommt er mit Hilfe von Bekannten in den Vorhof hinein. In diesem Augenblick verlässt ihn sein Mut. Da ist alles so fremd, wilde Gestalten mit Spieß und Schwertern, viele Leute gehen hin und her, führen gemeine Reden, es wird geflücht, gezecht, gespielt. Da verliert er seine Stimmung. Alles ist so fremd, furchterregend. Das Herz beginnt zu klopfen; es ist alles anders als vorher. Er gibt die Sache Jesu verloren. „Ich werde ihn nie wieder sehen. Er wird vielleicht hingerichtet. Alles ist aus, aus.“ Jetzt kommt gar noch die Magd daher und redet ihn an. Sein Mut sinkt ins Nichts zusammen. Jetzt ist er erst recht eingeschüchtert. Und wieder kommt eine. Sogar die Knechte reden auf ihn ein, lachen, puffen, machen seinen Dialekt nach. Da fängt er an zu fluchen und sich zu verwünschen, er wisse von nichts. Das Verhalten des Petrus war eine innere Überrumpelung. Nachher begriff er selbst nicht, wie das geschehen konnte. Die Schuld lag eigentlich nicht in dieser Nacht, sondern in vielen Stunden vorher. Vielleicht war ihm das schon oft gesagt worden: „Petrus, gib acht! Gib acht und handle nicht vorschnell. Lass erst Ruhe eintreten, und dann rede.“ Wie oft war ihm das wohl schon vorgehalten worden, aber es hatte ihn nicht tiefer gerührt. Es musste zu einem wirklichen Fall kommen, bis er das endlich begriff. Seine Sünde war nicht eine Sünde der Bosheit, sondern der Gefühlsschwäche und der Feigheit. Wir sehen, wie notwendig es ist, die Sünde in ihren psychologischen Wurzeln zu begreifen. Man muss wissen, wie es dazu gekommen ist. Wir sehen, wie vorsichtig man im Urteil über Menschen sein muss. Man fällt über einen Menschen her, obwohl man gar nichts vom Leben dieses Menschen und der Vorgeschichte der Tat weiß.

III. Der Aufstieg

Die Umkehr vollzieht sich in drei Stufen. Die erste Stufe kann Petrus selbst nicht ersteigen, die wird er von Jesus emporgeführt. Er würde den Anfang nicht finden. Gott weiß, wohin er käme, wenn er ihn sich selbst überließe. Wie er noch dasteht, wird Jesus vorbeigeführt. Als der Meister an seinem Jünger vorbeikommt, wendet er sein Haupt und schaut Petrus an. Da geht ihm ein Licht auf. Jetzt sieht er, was er getan hat. Was mag das für ein Blick gewesen sein! Verwunderung? Eine Frage? Ein Vorwurf? Jesus schaute den Petrus an, gütig, liebevoll wie immer, und das traf den Petrus wie ein Blitz. Nun gingen ihm die Augen auf; nun sah er, was er angerichtet hatte. Das hätte er schon vorher einsehen können, aber da sah er nichts, er entfernte sich nicht einmal aus der Gefahrenzone. Zuerst war die Magd da. Dann ging er hinaus, kam aber wieder herein. Warum blieb er nicht draußen? So kommt der zweite Zusammenstoß. Er sieht: Es ist überall gleich, ich falle immer auf. Und noch ein drittes Mal ist er da. Er kommt gar nicht auf den Gedanken fortzugehen. Ähnliches passiert zuweilen uns allen. Die anderen sehen unsere Gefahr, warnen uns, nur wir selbst sehen es nicht, wollen es nicht sehen. Da kann nur die erleuchtende Gnade helfen; sie muss die Blindheit von uns nehmen. Es muss eine innere Berührung der Seele erfolgen, die nur die Gnade bewirken kann. Sie hat Petrus zur Erkenntnis geführt. Die erste Stufe wurde er emporgeführt.

Die zweite Stufe ist schwerer; sie muss er selbst besteigen. Es trifft ihn die Erkenntnis, was er getan hat. Da geht er hinaus und weint bitterlich. Er hätte auch anders reagieren können. Er hätte sich versteifen können, er hätte die Wut bekommen können und zornig werden können: „Gut, ich bin hereingefallen, schlimm genug. Er braucht mich nicht anzusehen, er soll mich in Ruhe lassen, er braucht mir nichts zu sagen.“ So ein Trotz kann kommen, in dem man selbst die liebsten Hände zurückstößt. Man ärgert sich so über das Missgeschick, dass man gar nichts mehr annehmen will, und fällt gerade über die Menschen her, die es gut meinen. Petrus ist dieser Gefahr entgangen. Er macht keinen Versuch, seinen Fall zu entschuldigen, ihn zu erklären, sich gegen Vorwürfe zu schützen. Nein,

er weint, wie nur ein Mann in tiefem Leid weinen kann. Es ist immer etwas Ungewöhnliches, wenn ein Mann weint, und gar einer aus dem einfachen Volk, eine nicht komplizierte Seele, die nicht gewohnt ist, viel von inneren Bewegungen zu äußern.

Die dritte Stufe ist die schwerste. Auf sie kommt alles an. Jetzt ist die Gefahr nahe, dass er sagt: „Nun ist es aus mit mir; jetzt kann ich nicht mehr Apostel sein; jetzt darf ich nicht mehr der Felsenmann sein, auf den die Kirche gebaut wird; ich darf Jesus nicht mehr unter die Augen treten, ich bin es nicht wert. Ich darf dem Meister nicht mehr nahe kommen.“ Das ist die große Gefahr; gerade die vornehmen Naturen, die feinen Herzen, die guten Seelen sind dieser Gefahr ausgesetzt. Petrus ist der Gefahr entgangen. Das ist das Wunder der Gnade und das unvergängliche Vorbild. Wir sehen es in seiner ferneren Lebensgeschichte. Er ging wieder zu den Aposteln, aber er ist still geworden. Als Maria Magdalena am Ostermorgen meldet: „Der Herr ist auferstanden“, da laufen die zwei ersten Apostel gleich zum Grabe, und das Wunder begibt sich, dass Petrus nicht der erste sein will. Er lässt Johannes vorangehen und folgt hinterdrein. Er ist stiller, nachdenklicher geworden. Wir können uns vorstellen, was er sich auf dem Wege zum Grabe gedacht hat. Er muss dahin, das fühlt er, er muss es tun; er will Jesus wieder unter die Augen kommen. Vielleicht hat er auf dem Weg mit sich gekämpft. „Soll ich es wagen? Wie werde ich dastehen? Werde ich vor Scham wagen, ihn anzuschauen?“ Es ist vielleicht der schwerste Weg, den er je gegangen ist. Wenn er in Rom auf den Hügel zum Kreuz geführt wird, wird das ein leichter Weg sein. Er eilt zum Grabe, er will den Herrn sehen, den er verleugnet hat. Er hat die Versuchung bestanden. Er kommt ans Grab, später als Johannes, der auf ihn gewartet hat. Petrus ist still geworden, aber er ist nicht zerbrochen.

Als dann Jesus zu den Jüngern am See Genesareth kam, an jenem wundervollen Morgen, da der reiche Fischfang geschah, war es Jesus selbst, der ihnen am Ufer das Frühstück bereitete. Sie saßen da, ein bisschen still und scheu. Es war ihnen ganz ungewohnt, Jesus wieder unter sich zu sehen, wie es früher war, und doch war es nicht mehr wie früher. Als sie gegessen hatten, fragte Jesus plötzlich: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr als diese?“ Da wurde Petrus ganz still, bis er bescheiden, aber auch sachlich und wahrhaftig antwortete: „Ja, Herr, du weißt, dass ich dich liebe.“ Jesus fragt ein zweites Mal: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ Da wurde Petrus nachdenklich, und ein Schatten fiel auf seine empfängliche Seele: „Ja, Herr, ja, du weißt, dass ich dich liebe.“ Und noch einmal fragt Jesus, ein drittes Mal: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ Da wurde Petrus traurig; er erinnerte sich an seine Verleugnung und wusste: Jesus hat darauf angespielt. Er hat es noch nicht vergessen. Er will mich daran erinnern. Das war bitter. Es war seine Buße, dass er daran erinnert und so gefragt wurde. Damals, im Hofe des Hohenpriesters, war er nach „diesem Menschen“ gefragt worden. Damals sagte er: „Ich kenne ihn nicht.“ Jetzt wird er von Jesus selbst gefragt: „Liebst du mich?“ Wenn eine Spur von Selbstsucht in ihm gewesen wäre, eine Spur von falscher Scham, von Trotz, dann hätte er sich gekränkt zurückgezogen, hätte den Beleidigten gespielt und gesagt: „Ich weiß, du kannst es nicht vergessen, was ich dir angetan habe. Ich kann nicht mehr bei dir bleiben. Du kannst mir kein Vertrauen mehr schenken, kannst mich nicht mehr achten. Du kannst nichts auf meine Worte geben. Ich weiß, was du mir sagen willst: ich sei nicht mehr zuverlässig – ich gehe von dannen.“ So hätte Petrus gedacht, wenn noch eine Spur von falschem Stolz in ihm gewesen wäre. Aber seine Seele war reif geworden, ganz selbstlos, ganz still, ganz echt demütig. Er wird traurig, er empfindet die Bedeutung der dreimaligen Frage, aber er antwortet: „Ja, Herr, du weißt es doch.“ Er sagt ja, er verweigert keine Antwort. Man kann ihn fragen, soviel man will. Er ist bereit, alles zu tragen. Er wird nicht mehr irre, er wird nicht mehr böse, nicht mehr trotzig. Jesus kann mit ihm tun, was er vorhat, und er antwortet so wahrhaftig, wie es ihm jetzt in der Seele ist. Früher hätte er gesagt: „Ja, Herr, das tue ich.“ Und er hätte es gegen jeden Zweifel Jesu aufrecht erhalten. Jetzt ist das nicht mehr der Fall. Jetzt stützt er sich nicht mehr auf seine Meinung und sein Wissen, sondern auf das Wissen Jesu: „Herr, du weißt alles.“ Die Wahrhaftigkeit zwingt ihn zu sagen: „Du weißt, dass ich dich liebe.“ Er überlässt jetzt anderen das Urteil über sich, dem allwissenden, dem allerbarmenden Gott. Wann werden wir so weit kommen? Wann werden wir endlich zu Gott sagen: „Herr, du weißt alles. Du weißt auch, was in mir ist. Du weißt es besser als ich selbst. Dir und deinem Urteil überlasse ich mich, Herr, du weißt alles.“ Das ist wahre Demut, das ist echte Liebe, das ist volle Wahrhaftigkeit.

So ist dieser Petrus nun reif geworden. Nun kann ihm Jesus seine Lämmer und seine Schafe übertragen, seine ganze Herde. Er ist jetzt sein rechter Vertrauensmann. Derselbe, der zusammengebrochen war, derselbe, der versagt hatte, jetzt ist er der rechte Jünger. Er ist endlich von sich selbst losgekommen; es ist nichts mehr da von Eigenliebe und Selbstsucht, von Einbildung und Hochmut, von Gekränktheit und Anspruchmachen. Jetzt ist er gefügig geworden, ein Werkzeug in der Hand Gottes. Jetzt verlangt er nichts mehr, außer zu dienen. Weil er keine Ansprüche mehr erhebt, ist er ein Dienstbereiter geworden, ein Mann, der eine Kirche regieren kann. Jeder Mensch, der für andere sorgen, andere betreuen, der andere erziehen, retten, der andere führen und leiten will, muss so ein Petrus werden, völlig anspruchslos, völlig selbstlos, völlig vertrauend auf das Allwissen und die Erbarmung Gottes.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Unser Jesus

03.04.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Bewusstsein Jesu hat sein Verhältnis zum himmlischen Vater die Hauptrolle gespielt. Wir wollen sehen, was Gott Vater von Jesus, seinem Sohn, den er zur Erde gesandt hat, erwartet hat, was Jesus geleistet hat, welches unser Verhältnis zu Jesus ist.

I. Was Gott Vater von Jesus, seinem Knecht, erwartet hat

Im Buch des Propheten Isaias findet sich ein Lied, das Gott selbst in den Mund gelegt wird (Is 42). Es ist eine der schönsten Weissagungen des Alten Testaments. Ihr steht die Erfüllung auf der Stirn geschrieben. Es kann kein Zweifel bestehen, wer mit dem dort vorgestellten Knecht Gottes gemeint ist. „Seht da, mein Knecht, so spricht der Herr, ich stütze ihn. Er ist mein Auserwählter, auf dem meiner Seele Wohlgefallen liegt. Ich habe meinen Geist auf ihn gelegt, und er wird das Reich meines Willens aufrichten über das Volk. Er wird nicht schreien, er wird seine Stimme nicht erheben, man wird ihn nicht auf den Gassen hören. Das gebeugte Rohr wird er nicht brechen und den glimmenden Docht nicht auslöschten. Aber gerade so wird er die Wahrheit zur Erfüllung bringen. Er wird nicht müde werden und nicht zusammenbrechen, bis er die Wahrheit durchgeführt hat auf Erden, denn die Inseln harren seines Gesetzes. So spricht der Herr, der die Himmel erschafft, der die Erde grundlegt, der Atem gibt allem Volk auf der Erde und Lebensgeist allen, die auf ihr wandeln. So spricht er: Ich, Jahwe, habe dich berufen zur Aufrichtung der Gerechtigkeit. Ich habe dich bei der Hand genommen und gehalten und ich bestimme dich, dass du öffnest die Augen der Blinden, dass du Gefangene aus der Gefangenschaft führst und ihnen sagest: Kommt hervor! und den Blinden: Tretet ans Licht! Aus dem Haus der Gefangenschaft sollen treten, die in Finsternis sitzen. So spreche ich, Jahwe ist mein Name.“ Das ist die Unterschrift des Herrn unter sein Lied. Es ist das Lied der göttlichen Freude, des göttlichen Triumphes. Es zeigt die Freude Gottes über ein Werk außer ihm. Dass er sich darüber freuen kann, ist nur dadurch begreiflich, dass dieser Knecht ihm selbst gehört, ihm persönlich eigen ist.

Sehen wir, was von diesem Knecht erwartet wird: Gott, dem Herrn, wird er das Reich der Wahrheit aufrichten. Er wird die Herrschaft des göttlichen Willens begründen, des Willens Gottes über alle seine geistigen Geschöpfe, über die Menschen, über das Volk der Erde. Dieser Wille Gottes wurde von Anfang an nicht vollkommen durchgeführt wegen der Schwäche und Sündhaftigkeit der Menschen. Ihr Fall und ihr Abfall hat die Erde in Anarchie gestürzt, in Unordnung, Lüge, Mühsal und Bedrängnis. Nun soll der Wille Gottes auf Erden von allen Menschen durchgeführt werden. Und das soll der Knecht Gottes leisten. Indem er den Willen Gottes aufrichtet, soll er die Menschen herausführen aus ihrer Unfreiheit, aus der Finsternis ihrer Herzen, aus ihrer inneren Enge und ihren inneren Nöten ans Licht, in die Freiheit, in die Ordnung, in die Schönheit, in das Leben. Wir sehen hier deutlich, worauf es Gott ankommt, wenn er einen Menschen zu seinem Knecht oder seiner Magd macht, wenn er einen Dienst von ihm oder ihr erwartet. Jeder Dienst, der Gott erwiesen wird, geht

auf Geschöpfe. Jeder Gottesdienst ist auch Menschendienst, jede Anbetung Gottes ist eine Befreiung und Erlösung des Menschen.

So wird dieser Knecht ein schweres Amt haben. Er wird sich nicht selbst gehören dürfen, er wird nur für andere da sein. Wenn ein Mensch Menschen befreien, wenn ein Mensch Seelen erlösen, wenn ein Mensch die Kerker der Erde öffnen will, dann kann er sonst nichts mehr tun. Das ist so etwas so Großes und Schweres, etwas, was den Einsatz der ganzen Persönlichkeit verlangt; etwas, in dem man sich verströmen muss, wobei nichts mehr übrig bleibt, kein Gedanke der Seele, keine Faser des Leibes, kein Blutstropfen, der nicht in dieses Werk hineinströmt. Dieses Werk ist so groß und so schwer, dass da nichts gespart werden kann und da nur die großen verschwenderischen Menschen etwas erreichen werden. Und so wird es mit ihm, dem Gottesknecht, sein. Er wird nur dem Volk, den Menschen gehören und darum für sich selbst nichts verlangen und nichts erwarten. Und so wird es für ihn bezeichnend sein, dass er selbstlos sein wird. „Man wird seine Stimme nicht auf den Gassen hören, er wird nicht schreien.“ Dort, wo man streitet und um die Güter der Erde kämpft; dort, wo die Menschen mit großem Geschrei einander alles wegzunehmen suchen; wo der Wettkampf um das Geld und die Güter, um Mammon und Genuss tobt, da wird man seine Stimme nicht hören; da wird er sich nicht einmengen; er wird keinen Anteil begehren von dieser Erde. Aber gerade indem er für sich selbst nichts verlangt, geradeso wird er die Wahrheit und das Recht zur Erfüllung bringen. Weil er für sich nichts verlangt, wird er eine reiche Hand haben, die auch das geknickte Rohr nicht bricht; wird er ein sanftes und gütiges Wort haben, das auch den glimmenden Docht nicht auslöscht. Selbst etwas so Hoffnungsloses wie ein geknicktes Rohr und einen glimmenden Docht, das von den Menschen für immer aufgegeben wird, das wird er nicht aufgeben. Er wird auch das noch mit zarter Hand betreuen. Es gibt für ihn nichts, was er verachten, nichts, was er verstoßen würde. Er wird von sich selbst sagen: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben als Lösepreis für viele zu geben.“ Das ist das Geheimnis der schöpferischen Güte, der lebendigmachenden Güte, hinter der die Selbstlosigkeit steht. Solange der Mensch etwas für sich behält, solange man seine Stimme auf den Gassen hört, so lange hat er keine pflegerische Hand, kein schöpferisches Wort, kein verstehendes Herz. Er ist nicht ganz frei, kann also auch nicht freimachen. Der Knecht Gottes aber wird ein ganz Freier sein, ein vollkommen Freier, der die Kerker der Erde öffnen kann. Obwohl er eine so schwere Aufgabe hat, wird er nicht müde werden und zusammenbrechen, bis er es durchgeführt hat. Welch rührendes Wort, das Gott siebenhundert Jahre ausdrücklich vorhervorkündet hat: Er wird nicht müde werden. Denn das ist die große Versuchung aller Heilande und Menschenerlöser: das Müdewerden, das Mutloswerden, das Hartwerden. Der Gottesknecht wird nicht müde werden, so wie alle anderen Knechte, wie die Propheten müde geworden sind. Dieser Knecht wird es nicht werden, bis er einmal sagen kann: Es ist vollbracht. Dann wird er sein Haupt neigen und schweigen – dann erst. Bis dahin „harren die Inseln seines Gesetzes“, er darf nicht zusammenbrechen. Das ist die Erwartung, die Gott an seinen Knecht geknüpft hat.

II. Was Jesus geleistet hat

Es gibt in der Weltgeschichte keine einzige Gestalt, auf die das Lied vom Gottesknecht passt, und alles, was man an Deutungen sucht, ist so gekünstelt und unnatürlich, dass es sich von selbst richtet. Es ist nur einer gekommen, auf den es passt: Jesus. Das Lied vom Gottesknecht erfüllt sich zunächst im Wesen Jesu. Er ist mit Gott hypostatisch verbunden. Das Menschentum in ihm, alles in ihm gehört persönlich Gott, dem Sohn Gottes, dem Wort Gottes (Logos), der zweiten Person in der Gottheit. Der Leib und die Seele dieses Menschen sind persönlich von Gott getragen. Etwas Einzigartiges, weil es sich so in keinem anderen Geschöpf wiederholt und wiederholen kann. Daraus folgt, dass jeder Gedanke dieser Seele um Gott kreisen muss, dass Gott in diesem Bewusstsein stehen muss wie ein einziges ungeheures Feuergewölbe. Die Seele Jesu ist ausgefüllt von Gott. Jesus ist erfüllt von dem Gedanken an den Vater; dieser ist die beherrschende Idee in ihm. „Ich bin nicht gekommen, meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat.“ „Es ist meine Speise und mein Trank, dass ich seinen Willen tue.“ Der Auftrag des Vaters ist der Trost seines Lebens, die lebendige Kraft, aus der er lebt.

Wie hat sich die Erfüllung dieses Auftrags konkret gestaltet? Man könnte vermuten, dass das Leben eines solchen Menschen ein Leben in Licht und Glanz, in Kraft und Schönheit sein müsste. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Wie Jesu Leben geworden ist, wird geschildert in dem zweiten Lied vom Gottesknecht beim Propheten Isaias (Is 53). „Seht da, meinen Knecht! Der handelt, wie es sich gehört. Er steigt empor wie ein Reis vor Gott, wie ein Wurzelspross, aber aus dürstendem Land. So verwelkend sieht er aus, so schwach und hilflos. Es ist nicht Schönheit an ihm oder Zierde zu schauen. Sein Aussehen ist nicht so, dass wir Verlangen nach ihm trügen, dem Verachteten und Letzten der Menschen, dem Mann der Schmerzen, der vertraut ist mit Siechtum. Wie einen Gezeichneten, vor dem man so sein Antlitz verhüllt, so war er verachtet, wir haben unsere Augen von ihm abgewendet. Er aber hat unsere Leiden getragen, unsere Schmerzen auf sich geladen. Wir hielten ihn für einen Aussätzigen, der von Gott geschlagen ist und niedergebeugt. Er aber ist verwundet unserer Missetaten wegen, zerschlagen wegen unserer Vergehen. Zu unserem Heil lag Strafe auf ihm, durch seine Striemen wurden wir geheilt. Wie Schafe irrten wir alle umher, jeder ging seinen eigenen Weg. Der Herr hat die Schuld von uns allen auf ihn gelegt. Er wurde misshandelt, doch gab er sich willig darein. Er tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird.“ Das ist die Erfüllung, das erschütternde Bild eines Menschenlebens, des letzten aller Menschen. Wenn wir das Leben Jesu daraufhin durchsehen, schauen wir die Erfüllung. Es begann schon in Dunkelheit. Er musste der Verheißung wegen stammen von einem Königsgeschlecht, vom Hause Davids. Aber Maria und Joseph haben nichts mehr gespürt vom Glanz der alten Krone und der königlichen Herrlichkeit, die einmal in der Familie war. Es war ein verarmtes und entthrontes Königsgeschlecht. Arm war seine Mutter, arm war sein Nährvater. Gleich die Stunde seiner Geburt hatte den entsprechenden Charakter: Er fand keinen Platz auf dieser Welt, keinen Platz. Er, der gekommen ist, die Kerker der Erde zu öffnen, er, der Raum schaffen will für die Gedrückten dieser Erde, er selbst hat keinen Platz. Und so wird es weitergehen jahrtausendlang: Es ist kein Platz für ihn. Für alle hat die Erde Raum, nur nicht für ihn, nicht für das Beste, für das Wesentliche, für seine Religion, für seine Ethik, für seine Innerlichkeit, für sein Werk. Es wird immer ein kümmerliches Leben sein, das er auf Erden führt.

Und er hatte doch nichts gespart, er hatte alles eingesetzt, seine Kraft, seine Zeit, seine Ruhe, sein Gebet, seine Wundermacht, sein Bitten und Flehen, sein Lieben und Drohen. Er hatte Tag und Nacht gewirkt, er hatte mit glühender Seele gewirkt, mit seiner hinreißenden Persönlichkeit, mit einer Kraft, die niemand mehr zur Verfügung steht. Und das war der Erfolg! Ist es möglich, dass ein Einsatz von so ungeheurer Kraft erfolglos bleibt, dass, nach außen hin, nichts dabei herauskommt? Und als er starb, im Zusammenbruch, am Ende, da starb er verlassen von allen, die je mit ihm in Berührung gekommen waren. So bleiben ihm nur die paar Jünger. Sie hat er unterwiesen für sich allein, indem er einsame Wege ging, fern vom Volk und von den Städten. Die Großen im Lande, die Partei des Besitzes, der Macht, der Intelligenz, sie haben zunächst überhaupt keine Notiz von ihm genommen, später haben sie ihn auf die Seite geschafft. So war sein Leben scheinbar erfolglos. Als er am Kreuze starb, waren es noch fünf Menschen, die es wagten, bei seinem Kreuze zu stehen, vier Frauen und ein Mann.

Es ist erschütternd, wenn man die Geschichte seines Prozesses und seiner Verurteilung liest, dass keine einzige Stimme für ihn abgeben wurde. Eine Frau hatte sich für ihn verwendet, die Gattin des Pilatus, doch wohl nur aus abergläubischer Furcht, an seiner Persönlichkeit lag ihr nichts. Aber die vielen, denen er Gutes getan, die er gelehrt und geheilt hatte: wo waren jetzt alle die Kranken, die Blinden, die Lahmen, die Aussätzigen? Wo waren die Tausende, die er in der Wüste gesättigt hatte, die ihn zum König machen wollten? Keiner hat seine Stimme für ihn erhoben, keine ging vor die Richter und sagte: „Wir treten für ihn ein, wir kennen ihn, wir bürgen für ihn.“ Niemand, niemand. Verlassen von dem Volk, verlassen von seinen Jüngern starb er. Bis auf Johannes sind sie davongelaufen. Einer hat ihn verraten, einer hat ihn verleugnet. Verlassen schien er selbst von seinem himmlischen Vater. Dies ist das Geheimnis, das Rätsel seines Lebens, das wir nach den großen Erwartungen, die Gott an ihn geknüpft hat, nicht verstehen können. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Was muss er geschaut haben, als er in die weite Welt, in die Jahrtausende sah? Finsternisse, Ärgernisse, Abfall, Schlechtigkeit in den Menschen, die er herausführen wollte aus ihrer Enge, die er befreien wollte, die er zu Kindern seines Vaters machen wollte. Da musste es ihm wirklich vorkommen wie ein einziger ungeheurer Zusammenbruch, wie ein großer Fehlschlag seines Lebens.

Und so starb er am Kreuze, gehasst von allen, die da herumstanden, außer den Fünf, mit einem blinden Hass gehasst. Das Volk weiß nicht, worum es sich handelt. Sie schreien mit, weil alle schreien, ohne jeden Sinn und Grund. Es ist ein höhnischer Hass. Sie verhöhnen ihn wegen seiner Jünger, seiner Lehre, seiner Wunder. Ein grausamer Hass. Sie verspotten ihn um seiner Liebe willen. Wenn ein Mensch es gut gemeint hat und man lacht ihn deshalb noch aus, dann ist das über die Maßen bitter. Es ist ein heuchlerischer Hass. Sie tun so, als ob sie die Sachwalter Gottes wären, als ob sie Gott in Schutz nehmen müssten. „Er hat Gott gelästert.“ Welch eine Ironie. Welch eine furchtbare Satire. „Er hat Gott gelästert.“ So starb er am Kreuze – den elendesten, schmerzlichsten, schrecklichsten Tod; einen furchtbaren Tod im physischen und moralischen Sinne. Und diesen Tod, ausgerechnet den musste er sterben. Das ist sein Leben, die Erfüllung. So heißt es Gott dienen, ein Knecht und eine Magd Gottes sein bis zum letzten Atemzug. Das ist der Sinn. So groß und furchtbar und geheimnisvoll kann Gott sein, dass er den, der ihm am nächsten steht, so belastet, so niederdrückt. Ja, das ist möglich; so kann Gott sein. So hat er es gewollt.

III. Jesus und wir

Sehen wir, was der Herr erreicht hat durch seine Lebensleistung, den wirklichen Erfolg. Zunächst den Erfolg vor Gott. Er ist geschildert beim Propheten Isaias (Is 53). „Der Herr wollte ihn zermalmen in Leid.“ Wahrhaftig, das ist ihm gelungen. Das Leid war des Vaters Wille, und indem er ihm in allem folgte, schenkte ihm der Vater sein Wohlgefallen. Es war nicht umsonst, dass er wiederholt in seinem Leben die himmlische Stimme vernahm: „Das ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Der Vater liebte ihn. Dieses Wort hat Jesus den stärksten Trost bereitet. Er hat es in einer Stunde einmal verraten, gleichsam mit einer leisen, innigen Seligkeit; in leisem Selbstgespräch hat er es verraten, was ihn im Innersten bewegte und erquickte: „Der Vater liebt mich.“ Ich stehe ihm nahe, auch wenn er mir ein unerhört schweres Leben bestimmt hat. Er liebt mich doch. Und wenn der Vater mich auch mit dem Kreuz belädt und wenn er mich auch in meiner letzten Stunde verlässt, der Vater liebt mich doch. Das ist der Stern in seinem Innern, der nicht untergeht. Wir sehen, woran ein Mensch im Letzten sich hängen muss und kann, was die letzte Tragkraft hat, selbst in einem so zertrümmerten Leben, wie seines gewesen ist. Der Vater liebt mich doch. Und der Vater „gab ihm die vielen“, er gab ihm die Seelen, die unzählbaren. Er hat ihm sogar „alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden“. Alles liegt in seiner Hand; für alle Zukunft, für alle Ewigkeit wird es so sein. Etwas wird liebenswürdig, da Jesus es liebt. Was Jesus will und unterstützt, wird geschehen. Was Jesus verachtet und verwirft, ist zum Untergang bestimmt. Es sind ihm die Seelen zugewiesen. Er wird die Menschen zu Gott führen können und müssen. Es gibt keinen anderen Weg zu Gott als den Weg durch ihn. Wen er an die Hand nimmt, der kommt zum Vater. „Der Wille des Herrn wird in seiner Hand liegen.“ Das heißt: Gott tritt ihm gleichsam seinen Willen ab. Und wenn er sagt: „Ich will das“, so wird er da bleiben. Wenn er einen Menschen mitbringt und sagt: „Vater, Vater, ich will, dass das dein Kind sei“, so wird das ein Kind Gottes sein. Wenn er einen Menschen vom Untergang retten will, wird er gerettet werden. Ihm ist alle Gewalt gegeben. Er ist der Weg; ohne ihn gibt es keinen Zugang zu Gott.

Daraus folgt nun auch, was er bei uns bewirkt hat in unseren Herzen und was wir ihm leisten müssen. Fürs erste: dankbare Bewunderung, dass er zu Gott gegangen ist, dass er den steilen Weg gegangen ist, dass er das schwere Leben auf sich genommen hat; dass er sich bereit erklärt hat, dem Vater als Opfer zu dienen, um unseretwillen, das Opfer der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu werden. Dankbare Bewunderung schulden wir ihm, obgleich sein Aussehen nicht so ist, dass unser Auge davon entzückt würde, dass es vielmehr ist wie das eines von Gott Geschlagenen. Es gibt in unseren Augen jetzt kein schöneres, ergreifenderes Bild mehr als das Bild des Gekreuzigten. Das ist das Bild des Todes, der Qual, es scheint ein absurdes Bild, aber es ist unser Gnadenbild, das Bild des Lebens, das Bild des Glückes, das Bild, das wir endlos küssen, das Bild des Gekreuzigten. Und wenn Isaias meint, man werde „seine Augen von ihm abwenden“, wollen wir es nicht tun. Unablässig wollen wir auf ihn schauen, dankbar und bewundernd; wollen kein Auge mehr von ihm wenden, von seinen Gliedern, von seinen Qualen, von seinen Wunden, von seiner Dornenkrone; wollen kein Auge mehr

abwenden, vielmehr bewundernd und dankbar zu ihm aufschauen, weil er für uns zu Gott gegangen ist.

Fürs zweite: wollen wir demütig vertrauen, weil er uns zu Gott mitnimmt. Betrachten wir seine Stellung zum Vater: Es ist die des demütigen Vertrauens. Und es ist das Christentum in der kürzesten Formel, das Christentum, die Sache Christi selbst, seine Religion, die er uns vorgelebt hat. Soweit sie unsere Religion ist, ist sie nichts anderes als ein einziges Wort: „Nimm mich mit, mein Heiland!“ Mein Herr, mein Erlöser, nimm mich mit zum Vater! Nimm mich an die Hand, ich hänge mich an dich. Ich weiß sonst nichts von dir, ich gehe mit dir nach Gethsemane, ans Kreuz, ins Grab – aber nimm mich mit! Lass mich nicht zurück, nimm mich mit zum Vater! Mehr können wir eigentlich nicht tun. Es ist das Einzige, was uns bleibt, das Wirksamste, das Rettende, der Weg zu Gott ins Heiligtum mit ihm, der uns den Zutritt errungen hat durch sein Blut, sein Opfer, sein schweres Leben und Sterben. Wir dürfen mit ihm gehen und wir dürfen mit ihm stehen vor dem lebendigen, allheiligen, furchtbaren Gott. Wir dürfen dastehen ohne Angst und Zittern, wenn Jesus uns hält, wenn er seine Hand auf unser Haupt legt und zum Vater spricht: „Siehe, Vater, da sind sie, die an meinen Namen geglaubt und mich geliebt haben. Siehe, Vater, deine Kinder!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Grab ist leer

17.04.2022 (Ostersonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Da entstand plötzlich ein starkes Erdbeben. Ein Engel des Herrn stieg nämlich vom Himmel herab, trat hinzu, wälzte den Stein fort und setzte sich darauf. Sein Aussehen glich dem Blitz, und sein Gewand war weiß wie der Schnee“ (Mt 28,2f.). Hinter diesen Worten des Evangelisten verbirgt sich ein Geheimnis: das Wunder der Auferstehung Christi. Paulus war sich der Bedeutung dieses Ereignisses bewusst. An die Gemeinde in Korinth schrieb er: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unsere Predigt leer, leer auch euer Glaube“ (1 Kor 15,14). Unser ganzer Heilsglaube und unsere Erlösungszuversicht beruhen auf der Tatsächlichkeit der Auferstehung Jesu. Das Wunder der Auferstehung ist auch die entscheidende Tatsache zur Beglaubigung von Person und Werk Jesu. Die Auferstehung Jesu ist das große Siegel Gottes, das ihn als den gottgesandten Heiland ausweist. Ohne die Überzeugung, dass Jesus nicht im Tode geblieben ist, wäre das Zusammenkommen und Bleiben der ortfremden Jünger in der Hauptstadt Israels, wäre der Entschluss zur christlichen Predigt in der heiligen Stadt des Judentums schlechthin unverständlich. Es muss etwas eingetreten sein, was binnen kurzem nicht nur einen völligen Umschlag ihrer Stimmung hervorrief, sondern sie auch zu einer beispiellosen Aktivität und zur Gründung der Gemeinde befähigte. Dieses Etwas ist der historische Kern des Osterglaubens. Während der Französischen Revolution wurde eine neue Religionsgemeinschaft gegründet, die Theophilanthropen. Als ihr Gründer sich bei Barras beklagte über den Misserfolg derselben, meinte dieser trocken: „Das ist sehr einfach. Wenn Sie denselben Erfolg haben wollen wie Jesus von Nazareth, lassen Sie sich am Freitag ans Kreuz schlagen und schauen Sie, dass Sie am Sonntag wieder auferstehen.“

Zum richtigen Verständnis der Auferstehung Jesu sind darum zwei Feststellungen wichtig: Erstens: Die Auferstehung ist in ihrem Wesen und Inhalt ein Geheimnis des Glaubens. Wir können um die Auferstehung nur wissen, soweit sie uns von Gott erschlossen und geoffenbart worden ist. Die Auferstehung gehört zum Leben Jesu. Aber sie steht jenseits der irdischen Welt. Denn Jesus ist nicht in seine frühere Daseinsweise zurückgekehrt wie der tote Lazarus oder der verstorbene Jüngling von Naim. Wäre dies der Fall, hätten ihn nicht nur seine Jünger, sondern auch seine Feinde sehen können. Die neue Existenzweise des Auferstandenen ist nur für den sichtbar, den das Licht der Gnade traf. Die Auferstehung ist der Beginn einer neuen, verklärten, himmlischen Seinsweise. Sie ist nur im Glauben erfassbar. Dieser Glaube ist Tat Gottes, übernatürlich nach seinem Ursprung und nach seinem Gegenstand, ein Geschenk Gottes. Zweitens: Die Tatsache der Auferstehung Jesu ist ein geschichtlich erweisbares Geschehen. Sie steht mit einer Reihe von Gegebenheiten und Ereignissen in einem unlöslichen Zusammenhang, so dass wir von ihnen aus zu einer Gewissheit über die Tatsache der Auferstehung gelangen können. Christus selbst hat sich um diese Gewissheit seiner Apostel bemüht. Wenn wir seinen Umgang mit den Aposteln nach seiner Auferstehung betrachten, dann stellen wir fest: Jesus behandelt sie als freie Menschen. Er versetzt sie nicht in Begeisterung, er rührt nicht an ihr Gemüt, sondern lässt sie in der Klarheit des Verstandes erfassen, dass er, der am Kreuze gestorben war, jetzt lebendig vor ihnen steht. Die Ereignisse am Ostermorgen stehen im Raum und in

der Zeit menschlicher Geschichte. Freunde und Feinde Jesu sind sich einig: Das Grab ist leer, der Tote ist spurlos verschwunden. Etwas Unglaubliches ist geschehen.

„In der Frühe am ersten Wochentag“, schreibt Markus, „als die Sonne eben aufging, kamen die Frauen zum Grabe“ (Mk 16,2). Es sind dieselben, die am Freitagnachmittag unter dem Kreuze den Tod Jesu erlebt hatten: Maria aus Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus und des Joses, und Salome. Diese Frauen haben auch an der Beisetzung Jesu teilgenommen; sie haben mit eigenen Augen gesehen, wo der Leichnam Jesu bestattet worden war. Die Sabbatruhe war für sie eine schwere Belastung. Den ganzen Tag mussten sie untätig warten. Nach einer kurzen Nacht standen sie vor Sonnenaufgang am Stadttor. Unterwegs hatten sie nur die große Sorge: „Wer wird uns den Stein vom Grabe wälzen?“ (Mk 16,3). Maria aus Magdala hatte sich bereits im Dunkeln allein auf den Weg gemacht. Zu ihrer Überraschung fand sie den Stein vom Eingang weggenommen und das Grab leer. Sofort lief sie in die Stadt zurück. Inzwischen kamen die anderen Frauen zum Grabe. Sie wagten es, die Grabkammer zu betreten. Nun folgte eine Überraschung auf die andere. Der Leichnam Jesu war nicht mehr da. Die Frauen waren ratlos. Da wurde plötzlich, am Grabe sitzend, eine strahlend weiße Gestalt sichtbar: ein Engel. Er beruhigte die Frauen, und dann folgte die nüchterne Feststellung des Sachverhaltes: „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier.“ Der Engel gab den Frauen den Auftrag, den Aposteln diese Nachricht zu überbringen. Freudig überrascht, aber auch voll Schrecken über dieses unerhörte Erlebnis verließen sie das Grab und eilten zu den Jüngern in die Stadt.

In der Zwischenzeit war Maria Magdalena in die Stadt zurückgelaufen und hatte dem Simon Petrus Bericht erstattet: „Sie haben den Herrn aus dem Grabe fortgenommen, und wir wissen nicht, wohin sie ihn gelegt haben“ (Joh 20,2). Wer sind die „Sie“? Wen hatte Magdalena im Verdacht? Sie vermutete die Grabräuber wohl unter den Gegnern Jesu. Sie ließen, so meinte sie, dem auch im Tode keine Ruhe, den sie im Leben erbittert verfolgt hatten. Eine verständliche Vermutung. Kein Gedanke an eine Auferstehung! Warum nicht? Weil die Auferstehung aus der menschlichen Erfahrung nicht abgeleitet werden kann. Nur Gott kann sagen, wo der Tote ist. Petrus und Johannes machten sich sofort auf den Weg zum Grabe, eilends, „sie liefen“. Johannes, der jüngere der beiden Apostel, kam als erster am Grabe an. „Er beugte sich vor und sah die Binden daliegen, ging aber nicht hinein“ (Joh 20,5). Er wartete bis Petrus kam, ließ ihm den Vortritt, weil es Petrus zustand, zu sehen und zu handeln. „Petrus ging in das Grab hinein und sah die Binden und das Schweiß Tuch, das auf seinem Haupte war, daliegen. Es lag aber nicht mit den Binden zusammen, sondern abseits an einer Stelle zusammengewickelt“ (Joh 20,6f.). Gleichsam protokollartig wird der Befund festgestellt. Warum beschreibt der Evangelist diese Nebensächlichkeiten so genau? Er will den folgenden Sachverhalt sicherstellen: Das Grab war leer, der Tote war nicht da. Johannes fügt noch hinzu: „Er sah und glaubte.“ Johannes bekennt von sich, dass er in diesem Augenblick den Glauben gefunden hat. Aber sein Bekenntnis enthüllt uns noch mehr: Dieser Glaube war keine menschliche Gewissheit, die auf rein irdischer Einsicht beruht. Diese war auch notwendig, aber sie genügte nicht. Johannes lässt erkennen, dass ihm der Glaube geschenkt wurde. Die menschliche Gewissheit wird zum göttlichen Glauben, der absolut und untrüglich ist, der nicht auf menschlichen Schlussfolgerungen gründet, sondern auf dem Zeugnis Gottes.

Inzwischen waren auch die anderen Frauen in die Stadt zu den Aposteln zurückgelaufen und berichteten alles, was sie erlebt hatten. Lukas beschreibt die Reaktion der Apostel mit einem Satz: „Diese Mitteilung (... der Frauen) erschien ihnen wie leeres Gerede, und sie glaubten den Frauen nicht“ (Luk 24,11). Dieser Satz des Evangelisten Lukas ist von fundamentaler Bedeutung. Es zeigt einmal die Redlichkeit, mit der die Evangelisten das Jesusergebnis beschreiben. Sie scheuen sich nicht, die Meldung von der grundlegenden Heilstatsache des Christentums durch den Mund der Apostel als Geschwätz, also als Geschwafel, Quatscherei zu bezeichnen. Es zeigt zum anderen, wie wenig die Jünger bereit, geneigt oder fähig waren, aus Phantasie oder Zuneigung aus dem zu Tode gebrachten Nazarener einen Auferstandenen zu machen. Es fehlte ihnen jede Begabung, so etwas zu erfinden und es dann als Tatsache auszugeben.

Die gleiche Aufregung und Ratlosigkeit finden wir auch im anderen Lager. „Die Soldaten liefen in die Stadt und meldeten den Hohepriestern alles, was geschehen war“ (Mt 28,11). Sie gingen nicht zu

ihrem Kommandeur, der ihnen die Bewachung aufgetragen hatte, sondern zu den Hintermännern, die auf der Abstellung einer Wache bestanden hatten. Sie suchten Deckung bei ihnen. Das Peinlichste, was geschehen konnte, was geschehen: Der Leichnam war trotz strengster Bewachung verschwunden. Wo aber war der Tote? Sollte er wirklich auferstanden sein? Das auf keinen Fall. Dieser Erklärung musste vorgebeugt werden. Was also tun? Es wurde eine Propagandalüge in Umlauf gesetzt. Matthäus hat sie der Nachwelt erhalten: „Die Hohenpriester versammelten sich mit den Ältesten zur Beratung. Dann nahmen sie reichlich Geld und gaben es den Soldaten mit den Worten: Sagt: Seine Jünger sind nachts gekommen und haben ihn, während wir schliefen, gestohlen. Und wenn das dem Statthalter zu Ohren kommt, werden wir ihn bereden und sorgen, dass ihr unbekümmert sein könnt. – Sie nahmen das Geld und taten so, wie sie belehrt worden waren. Und dies Gerede geht bis heute bei den Juden um“ (Mt 28,12-15). Und das nicht bloß bis zu der Zeit, als die Evangelien geschrieben wurden. So ist es geblieben bis heute: Wer nicht die Auferstehung Christi glauben will, muss Täuschung und Betrug zu Hilfe rufen, um eine scheinbare Erklärung zu finden. Nach dem Talmud gibt es keine Auferstehung Jesu. Er muss ewig in der Hölle büßen. „Sagt, die Jünger seien gekommen, während ihr schliefet.“ Was sagst du da, arme Menschheit? Schlafende Zeugen führst du an. Wenn sie schliefen, die Wächter, wie konnten sie etwas sehen? Wenn sie nichts sahen, wie können sie Zeugen sein? Der Schwindel der Feinde Jesu verfängt nicht. Betrüger, die mit klarem Bewusstsein betrügen, dass ihr Betrug nicht den geringsten Gewinn, sondern nur Schmach, Armut, Not und Tod einbringen werde, Betrüger, die fortan aufgrund ihres Betruges ein Leben der Entsagung und der Hingabe führen, hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen.

Der nachdenkliche Christ gerät nicht in Verlegenheit. Er weiß, dass Ereignisse der Vergangenheit immer und nur durch Zeugen überliefert werden. Sie sind darüber zu prüfen, ob sie die Wahrheit sagen können und wollen. Sie vermögen vergangene Geschehnisse zu bezeugen, wenn sie diese erlebt und in Augenschein genommen haben. Sie wollen sie bezeugen, wenn sie redlich und unvoreingenommen sind. Beide Erfordernisse treffen auf die Jünger und Jüngerinnen Jesu zu. Sie können und wollen Erlebtes berichten. Sie bezeugen Erfahrungen. In diesem Zeugnis gibt es keine Unsicherheit und kein Schwanken. Keiner der Jünger Jesu hat es jemals zurückgenommen oder verworfen. Wenn sich einer davon distanziert hätte, wäre es den Feinden Jesu hochwillkommen gewesen und sorgfältig bewahrt und in die jüdischen Schriften aufgenommen worden. Es waren der Zeugen viele, Männer und Frauen. Hätten sie sich nicht widersprechen können? An Verrätern hat es in der Geschichte noch nie gefehlt. Die Bestechung mit Geld und durch Verschaffung von Vorteilen war allezeit ein wirksames Mittel, um unbequeme Zeugen zum Schweigen zu bringen. Bei keinem der Jünger Jesu verfiel es. Es fand sich kein Judas. Die Jünger Jesu hätten es leicht gehabt, sich der Verachtung und Verfolgung, dem Gefängnis und der Todesstrafe zu entziehen, wenn sie erklärt hätten, sie hielten die Auferstehung Jesu für eine Legende. Keinem von ihnen ist es in den Sinn gekommen. Es ist kein Wagnis, an die leibhaftige Auferstehung des gekreuzigten Nazareners zu glauben. Es ist eine Forderung der Vernunft, das Osterlied der Kirche anzustimmen: „Jesus lebt, mit ihm auch ich. Tod, wo sind deine Schrecken? Jesus lebt, und wird auch mich von dem Tode auferwecken. Er verklärt mich in sein Licht; dies ist meine Zuversicht.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Emmausjünger

18.04.2022 (Ostermontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Evangelist Lukas hebt aus den Berichten über die Erscheinungen Jesu besonders die Erscheinung zweier Jünger auf dem Weg nach Emmaus hervor. Er war über diese aufs beste informiert. Er hatte die Zeugen gesprochen und sich bei ihnen erkundigt. So nennt er uns das Datum der Erscheinung, den Namen eines der Zeugen und auch den Ort. Wir können sogar mit ziemlicher Genauigkeit angeben, wann Lukas seine Informationen gesammelt hat. Es war während der Gefangenschaft des Paulus in Jerusalem und Cäsarea in den Jahren 58 bis 60 n. Chr. Das Osterfest hielt nicht alle Pilger die ganzen Tage in Jerusalem zurück. Viele begaben sich bereits am 16. Nisan, das ist unser Oster-sonntag, wieder nach Hause. Zwei wanderten an diesem Tage nach einem Dorf namens Emmaus. Der eine Wanderer hieß Kleopas, der Name des zweiten bleibt ungenannt. Kleopas war in der Jerusalemer Christengemeinde kein Unbekannter. Er war der Bruder des hl. Josef, also ein Onkel Jesu. Der zweite Wanderer war nach einer alten Überlieferung der Sohn des Kleopas namens Simeon. Er wurde nach der Steinigung des Jakobus im Jahre 62 n. Chr. der zweite Bischof von Jerusalem. Auch Jakobus war ein Verwandter Jesu. Ihm war der Auferstandene nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Paulus erschienen. Es ist auffallend, wie sich Jesus nach der Auferstehung gerade um seine Verwandten bemühte. Sie gehörten dann zu den Zeugen der Auferstehung. Der römische Staat hatte an den Verwandten Jesu ein besonderes Interesse. Unter den Kaisern Vespasian, Domitian, Trajan und Decius wurden sie als Verwandte des Messias aus dem Königsgeschlecht Davids verhaftet und verfolgt. Der bereits erwähnte Simeon, Sohn des Kleopas und zweiter Bischof von Jerusalem, wurde als Davidide und Christ denunziert und im Alter von 120 Jahren im 10. Jahr des Trajan (107 n. Chr.) am Kreuze hingerichtet. Der Heimatort des Kleopas war Emmaus. Der Ort liegt am Westabhang des jüdischen Gebirges, das hier allmählich in die Küstenebene übergeht. Als strategisch wichtiger Posten, an der Straße von Jafo nach Jerusalem gelegen, hat der Ort sowohl im Freiheitskampf der Makkabäer als auch im Jüdischen Krieg (66-70 n. Chr.) gegen die Römer eine wichtige Rolle gespielt. In viel späterer Zeit lagerten an dem wasserreichen Emmaus die Kreuzfahrer, ehe sie im Juli 1099 unter Gottfried von Bouillon den Aufstieg nach Jerusalem wagten. Jahrhunderte hindurch hat sich an dieser Stelle seit frühester Zeit eine christliche Gemeinde versammelt, die ihren Glauben an den Auferstandenen durch die Erinnerung an seine Erscheinung vor Kleopas und seinem Begleiter stärkte und sich hier im Emmaus des Lukasevangeliums wusste.

Die beiden Wanderer nach Emmaus sprachen auf ihrem Wege über die Begebnisse, die sich in Jerusalem zugetragen hatten. Damit ist das Todesschicksal des Jesus von Nazareth gemeint. Es beschäftigte die Bewohner von Jerusalem ebenso wie die in der Stadt zusammengeströmten Juden aus Palästina und der Diaspora. Als sie so sprachen und überlegten, schloss sich ihnen ein Fremdling an. Es war der auferstandene Jesus, aber in einer fremden Gestalt. „Ihre Augen waren gehalten, sodass sie ihn nicht erkannten.“ Die beiden erkennen Jesus nicht, weil er von ihnen zunächst nicht erkannt werden wollte. Ehe er sich ihnen zu erkennen gibt, will er sie durch sein Wort darauf vorbereiten.

Auch Johannes berichtet von einem Zusammentreffen der Jünger mit dem Auferstandenen: „Aber die Jünger wussten nicht, dass es Jesus war.“ Das Aussehen des Auferstandenen war anders als in der Zeit des öffentlichen Wirkens. Schließlich verwechselte Maria Magdalena den Auferstandenen mit dem Gärtner. Der Fremdling schaltete sich in das Gespräch der beiden Wanderer ein. Er stellte sich fragend: „Was sind das für Reden, die ihr da beim Wandern miteinander führet?“ Die beiden Wanderer waren erstaunt und überrascht. Für sie war es selbstverständlich, dass, wer aus Jerusalem kam, erfüllt war von den Ereignissen um Jesus von Nazareth. Deswegen „blieben sie traurig stehen“. Kleopas stellte dem Unbekannten die betroffene Frage: „Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem, der nicht weiß, was in diesen Tagen dort geschehen ist?“ Dieser Fremdling stellte sich naiv: „Was denn?“ Auf diese Weise lockte er sie heraus, von dem zu sprechen, was sie bewegte und womit sie nicht fertig wurden. Dann brach es aus ihnen heraus: Das mit Jesus von Nazareth. „Er war ein Prophet, mächtig in Werk und Wort vor Gott und allem Volk. Die Hohenpriester und die Ratsherren haben ihn dem Tode überantwortet und gekreuzigt.“ Dieses Ende des Propheten hatte die Emmausjünger wie alle Anhänger und Verehrer Jesu zutiefst getroffen. Denn sie hatten die Hoffnung, dass er Israel erlösen werde. „Und nun ist über alldem der dritte Tag, seitdem dies geschehen ist.“ Dass seit der Kreuzigung drei Tage (nach jüdischer Zählung) verflossen sind, besagt mehr als eine bloße Zeitangabe. Nach jüdischer Ansicht umschwebt die Seele nach dem Tode noch drei Tage den Körper. Dann erst verlässt sie ihn endgültig und gibt ihn der Verwesung preis. Damit ist dann jede Hoffnung auf Rückkehr des Toten in das Leben dahin. Die Emmausjünger geben der tiefen Enttäuschung Ausdruck, die ihnen der Karfreitag gebracht hatte. Demjenigen, von dem sie gehofft hatten, er werde die Befreiung Israels von seinen Feinden bringen, haben die Führer ihres Volkes ein schmachliches Ende bereitet. Diese ihre Worte beweisen, dass ihre Vorstellung von Jesu Messiaswürde noch ganz die jüdische war. Von der Erkenntnis, dass sein Tod „die Erlösung Israels“ bedeutete, sind sie noch weit entfernt.

Den Emmausjüngern war die Entdeckung des leeren Grabes am Sonntagmorgen bekannt: „Wohl haben einige von unseren Frauen uns in Aufregung versetzt. Sie waren frühmorgens am Grabe, aber sie fanden seinen Leichnam nicht. Sie kamen nach Jerusalem und sagten, sie hätten eine Erscheinung von Engeln gehabt, die sagten, dass er lebe. Da sind einige von den Unsern zum Grabe gegangen und fanden es so, wie es die Frauen gesagt hatten; ihn selbst aber sahen sie nicht.“ Die aufregende Aussage der Frauen ist durch die Nachprüfung einiger Jünger nicht bestätigt worden. Diese haben nur das Grab leer gefunden. So ist an die Stelle eines anfänglichen leisen Hoffnungsschimmers nur ein neues dunkles Rätsel für sie getreten. Denn, dies ist der Gedanke der beiden Jünger, würde Jesus wirklich leben, dann würde er sie nicht ihrem Kummer und ihrer Enttäuschung überlassen haben, sondern längst zu ihnen geeilt sein. Diese Worte des einen von ihnen sind von großer Bedeutung für die Beurteilung der Emmauserzählung. Denn darin finden die wirklichen Gedanken der durch den Karfreitag in ihrem Glauben an Jesu Messiaswürde erschütterten Jünger getreuen Ausdruck. Sie halten Jesus auch jetzt noch für einen von Gott mit prophetischer Kraft ausgestatteten Mann. Als den Messias aber hat er sich nicht erwiesen. Denn sein klägliches Ende ist wohl vereinbar mit der Würde eines Propheten (das beweist die alttestamentliche Geschichte), aber nicht mit ihrer Vorstellung vom Messias; denn Gott hat seinen schmachlichen Tod nicht verhindert und seinem Selbstzeugnis die Bestätigung versagt. Wäre die Emmauserzählung eine Schöpfung der christlichen Legende, so würde sie die zwei Jünger nicht so denken und sprechen lassen. Der Zusammenbruch ihres Glaubens beweist aber auch, dass bei ihnen die psychologischen Voraussetzungen fehlen für ein visionäres Erlebnis, bei dem sie Jesus als lebend zu sehen geglaubt hätten. Sie sind nicht geneigt, die Osterbotschaft der Frauen leichtgläubig anzunehmen. Jesus ist für sie tot und ihr Glaube an ihn mit ihm.

Auf diese Erzählung hin setzte der fremde Wanderer dazu an, ihnen das unverstandene Geheimnis des Lebens und Sterbens Jesu zu erklären. Das tat er, indem er auf die Weissagungen über den Messias verwies, die sich in der Heiligen Schrift des Alten Testaments befinden. „Musste nicht der Messias das Leiden und (so) in seine Herrlichkeit eingehen?“ Ihr Herz, das hält er ihnen tadelnd vor, ist zu schwerfällig, um alles gläubig zu erfassen, was die Propheten über den Messias vorausgesagt haben, nämlich nicht bloß sein Erlösungswerk an Israel im allgemeinen und seine Herrlichkeit, sondern auch sein Leiden (18,31; Apg 26,23). Deshalb musste ihnen Jesu Leiden und Tod zum Ärgernis werden und ihren Glauben an ihn erschüttern. In Wirklichkeit war aber das Leiden der von Gott gewollte Weg, auf

dem er in seine Herrlichkeit eingehen sollte. Da sich das „musste“ auf beide Teile der Aussage bezieht, so ist damit auch gesagt, dass er bereits in die Herrlichkeit eingegangen ist. Die gläubige Erkenntnis der Schriftgemäßheit, d.h. der Gottgewolltheit des Leidens Jesu nimmt das Ärgernis von seinem Tode weg und lässt die Jünger wieder an Jesus als den Messias glauben. So kamen sie nach Emmaus. Der schriftkundige Fremdling setzte an, sich von den beiden Wanderern zu verabschieden. Aber sie wollten ihn nicht gehen lassen. „Bleibe bei uns, denn es geht auf den Abend, und der Tag hat sich geneigt.“ Er ließ sich bewegen und blieb bei ihnen. Jesus will von den beiden erst ausdrücklich um seine Gemeinschaft gebeten werden, ehe er bei ihnen bleibt. Jesus setzt sich mit ihnen zu Tisch und übernimmt, was er auch als Gast tun konnte, das Amt des Hausvaters beim Brotbrechen. Er nahm das Brot, sprach das Dankgebet, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn. Sogleich verschwindet er aus ihren Augen, denn der Zweck der Erscheinung ist erreicht. Er hat sich ihnen als der vom Tode zum Leben Erstandene geoffenbart und sie dadurch zu Zeugen seiner Auferstehung gemacht. Die ihnen unglaublich erscheinende Botschaft der Frauen war nicht „Weibergeschwätz“, sondern bezeugte eine Tatsache. Indem er sich nun ihren Blicken entzieht, offenbart er ihnen, dass die bisherige, irdische Form des Verkehrs mit ihm vorbei ist. Er ist der Verklärte des Himmels. Nun sagten sie zueinander: „Brannte nicht unser Herz in uns, als er unterwegs zu uns redete und uns die Schriften erschloss?“ Jetzt, da die beiden wissen, wer der Wanderer ist, der ihnen auf dem Wege das Verständnis der Schrift erschlossen hatte, verstehen sie auf einmal auch, warum seine Worte sie so überwältigt hatten. So wie er hat noch niemand zu ihnen gesprochen. Sie standen auf und kehrten noch in derselben Stunde nach Jerusalem zurück. Als sie dort bei den Aposteln ankamen, gab es keine Sensation. Im Gegenteil. Die Apostel berichteten ihnen: „Der Herr ist wahrhaft auferstanden.“ Als absolute Begründung führten sie an: „Er ist dem Simon erschienen.“ Kein Evangelist erzählt uns Einzelheiten und Umstände dieser Begegnung. Aber die Tatsache, dass Simon den Herrn gesehen hatte, wurde zum Ereignis des Tages, das die Jünger noch bis in die Nacht zusammenhielt. Dann erzählten die Emmausjünger, was sich unterwegs ereignet hatte und wie sie den Herrn am Brotbrechen erkannt hatten. Wenn die beiden nachher erklären, dass sie ihn am (nicht bloß: beim) Brotbrechen erkannt haben, so ist damit wohl angedeutet, dass Jesus eine ihm eigentümliche Form des dabei verwendeten Segensspruches gebraucht hat.

Während sie das alles erzählen, stand Jesus selbst in ihrer Mitte. Er erschien so unerwartet, stand so plötzlich in der Glorie des Auferstandenen vor ihnen, dass die Jünger meinen, „einen Geist zu sehen“. Das erste Wort des Auferstandenen an seine Apostel, die in seiner schwersten Stunde geflohen waren, lautete: „Der Friede sei mit euch!“ Kein Wort der Anklage und des Vorwurfs. Im Gegenteil, Jesus beruhigt seine Jünger. „Warum seid ihr so bestürzt, und warum steigen in euren Herzen Zweifel auf?“ Und nun folgte eine Szene, man möchte fast sagen: das Experiment des Gläubigwerdens. Jesus erklärt sich bereit, seinen Jüngern den greifbaren Beweis für seine leibhaftige Existenz zu erbringen: „Sehet, meine Hände und meine Füße, dass ich es bin; betastet mich und seht; ein Geist hat doch nicht Fleisch und Knochen, wie ihr seht, dass ich sie habe.“ Mit diesen Worten zeigt er ihnen die Hände und Füße. Als die Apostel in fassungsloser Freude noch nicht glaubten, als sie bloß staunten, war Jesus zu einem weiteren Beweis bereit: „Habt ihr etwas zu essen?“ Da reichten sie ihm ein Stück gebratenen Fisch und einen Honigkuchen. Jesus nahm es und aß vor ihren Augen. Da endlich begann in den Herzen dieser Männer eine tiefe Freude aufzuquellen. Jene Freude, die er ihnen vorausverkündigt hatte und die niemand mehr von ihnen nehmen konnte. Ihr Meister, der getötet worden war, er ist auferstanden, er steht vor ihnen als der Sieger über den Tod, umkleidet von der Herrlichkeit des neuen Lebens. Jetzt hatten sie unverlierbar den Glauben an Jesu Auferstehung, den sie in die Welt hinaustragen würden. Von nun an jubelt das gläubige Volk: Freu dich, du werthe Christenheit, der Herr hat überwunden. Die große Marter, Schmerz und Leid, das alles ist verschwunden. Von Satans Joch sind wir befreit, drum jauchze ihm, o Christenheit, ein fröhlich Alleluja.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Zeugen der Auferstehung

24.04.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Den sichersten Ausgangspunkt für den historischen Nachweis der Auferstehung Jesu bietet das Glaubenszeugnis der Apostel. Kein Evangelium und kein Brief wären geschrieben worden, wenn nicht die Apostel und mit ihnen die ganze Urkirche von der Tatsache der Auferstehung Christi überzeugt gewesen wären. An seinen Schüler Timotheus schreibt Paulus: „Gedenke, dass der Herr Jesus Christus, der Spross Davids, von den Toten auferstanden ist. So lautet mein Evangelium, um dessentwillen ich Leiden erdulde, selbst Fesseln trage wie ein Übeltäter“ (2 Tim 2,8). Dieses Glaubenszeugnis steht einwandfrei fest und wird auch von niemand bestritten. Der Osterglaube der Apostel aber ist kein Mythos, kein inneres Erlebnis einer gläubigen Phantasie, sondern Bekenntnis zu einer geschichtlichen Wirklichkeit. Die Osterbotschaft, die sie verkünden, ruht auf der Gewissheit, dass Christus wahrhaft und wirklich dem Grab erstiegen ist. Wie ernst es die Apostel mit ihrem Zeugnis für Jesu Auferstehung nehmen, zeigt die Ersatzwahl für das Zwölferkollegium. „So muss denn einer von den Männern, die während der ganzen Zeit, in welcher der Herr Jesus ein- und ausging, mit uns zusammen waren, von der Taufe des Johannes angefangen bis zu dem Tage, da er von uns fort hinaufgenommen wurde, mit uns Zeuge seiner Auferstehung werden“ (Apg 1,21f.) Das eigentliche Motiv der Wahl also ist: Der Apostel muss als Zeuge der Auferstehung auftreten. Das Zeugnis für die Auferstehung ist die wichtigste Aufgabe des Apostelamtes. Alle anderen Einzelheiten des Lebens Jesu stehen demgegenüber zurück.

Die Predigten des Petrus, die uns in der Apostelgeschichte überliefert werden, haben zum inhaltlichen Kern: „Christus ist am dritten Tage von den Toten auferstanden, dessen sind wir Zeugen.“ Die Auferstehung steht in einer Linie mit Tod und Begräbnis des Herrn. Sie ist ein historisches Geschehen, genau wie diese beiden Tatsachen. Die Apostel bezeugen nicht etwas, was sie nur glauben oder erhoffen oder was ihnen nur innerlich religiös gewiss ist, sondern sie bezeugen das, was sie gesehen haben. „Wir sind Zeugen von allem, was er im Judenland und in Jerusalem getan hat. Und den haben sie getötet, indem sie ihn ans Kreuzesholz hängten. Diesen hat Gott am dritten Tag auferweckt und sichtbar erscheinen lassen vor den von Gott bestimmten Zeugen“ (Apg 10,39-41). Der Apostel Petrus begründet also sein Zeugnis mit der Tatsache, dass der Auferstandene ihm erschienen ist. Das leere Grab war auffällig, machte ratlos, aber es war kein eindeutiges Zeichen. Entscheidend war, dass die Jünger den Auferstandenen gesehen haben.

Im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth, den Paulus um das Jahr 55 n. Chr. geschrieben hat, gibt er uns eine summarische Liste jener Zeugen, die den Herrn gesehen haben. Was veranlasste Paulus zu dieser Aufzählung der Erscheinungen des Auferstandenen? In der Gemeinde von Korinth waren Zweifel an der Auferstehung der Toten laut geworden. Man bezweifelte nicht das Fortleben der Seele nach dem Tode. Für das hellenistische Denken war die Unsterblichkeit des Geistes kein Problem. Aber man stieß sich an der Auferstehung des Leibes. Paulus erkannte sofort, dass mit diesem Zweifel an den Grundlagen des Christentums gerüttelt wurde. „Gibt es keine Auferstehung

der Toten, so ist auch Christus nicht auferweckt worden.“ So geht es Paulus darum, die leibliche Auferstehung Christi von den Toten als wirkliches Geschehen nachzuweisen. „Ich tue euch, Brüder, das Evangelium kund, das ich euch gepredigt habe, das ihr eurerseits angenommen habt und in dem ihr feststeht. Durch dieses werdet ihr auch gerettet werden, wenn ihr es so festhaltet, wie ich es euch verkündet habe; denn sonst (wenn ihr es nicht festhaltet!) wäret ihr vergeblich gläubig geworden. Denn vor allen Dingen habe ich euch überliefert, was ich selbst überkommen habe, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist gemäß den Schriften, dass er begraben wurde und auferweckt wurde am dritten Tage gemäß den Schriften und dass er dem Kephas erschienen ist, danach den Zwölfen. Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern auf einmal, von denen die meisten bis jetzt geblieben sind, einige aber sind entschlafen. Danach erschien er dem Jakobus, darauf allen Aposteln. Zuletzt von allen, wie einer Fehlgeburt, erschien er auch mir“ (1 Kor 15,1-8). Dieser Text gilt mit Recht als das älteste literarische Zeugnis von der Auferstehung. Wir dürfen annehmen, dass dieses Bekenntnis dem Paulus bei seiner Bekehrung (um das Jahr 35 n. Chr.) oder bei seinem Besuch in Jerusalem (um das Jahr 38 n. Chr.), spätestens Anfang der vierziger Jahre überliefert wurde. Zu Beginn hebt der Apostel selbst die Wichtigkeit seines Zeugnisses hervor. Er nennt es sein „erstes“ Lehrstück und beruft sich auf seine Traditionsgrundlage. Es ist das Evangelium, das er empfangen hat und weitergibt. Paulus benutzt die gleichen Ausdrücke, mit denen die Rabbinen seiner Zeit ihre Lehre als Überlieferungsgut kennzeichneten. Er ist sich also bewusst, dass er hier ein Kernstück des von den Altaposteln überkommenen Evangeliums vorträgt.

Das überlieferte Evangelium enthält vier Tatsachen. 1. „dass Christus für unsere Sünden gestorben ist gemäß den Schriften“. Paulus gebraucht den Namen Christus ohne Artikel (der Christus). Was ursprünglich der Titel für den Israel verheißenen und von ihm erwarteten Messias war (der Gesalbte), das ist inzwischen zum Eigennamen dessen geworden, der in der Gemeinde als der „Herr“ anerkannt war und angebetet wurde. Von Christus wird nicht nur die Tatsache bezeugt, dass er gestorben ist, sondern sein Tod wird durch zwei Zusätze bestimmt und im Glauben gedeutet: 1. für unsere Sünden, 2. gemäß den Schriften. Christi Tod war ein Sühnetod. Er war von Gott dafür bestimmt, die Sünden der Menschen wegzunehmen. Der Sühnetod Christi war von der Heiligen Schrift vorhergesagt. Gott hat ihn angeordnet, und die Heilige Schrift hat diesen Willen Gottes aufbewahrt. 2. Als zweites Faktum, das sich zugetragen hat, wird genannt: „dass er begraben wurde“. Diese Tatsache wird ohne jeden Zusatz erwähnt. Diese Angabe könnte eine Anspielung auf die Tatsache des leeren Grabes sein. Der Glaube an den Auferstandenen entstand nicht am leeren Grab, aber das leere Grab gehört zu dem Wege, auf dem sich der Auferstandene bezeugt. Gegenüber der Bezeugung des Auferstandenen (in den Erscheinungen) hatte das Faktum des leeren Grabes kein Gewicht; es war eine Selbstverständlichkeit. Aber diese Selbstverständlichkeit ist von niemand in Zweifel gezogen worden, weder von den Anhängern noch den Gegnern Jesu. 3. „dass er auferweckt wurde am dritten Tage gemäß den Schriften“. Für die Urgemeinde ist Christus nicht mehr tot, sondern existiert fort als der Auferstandene. Das Geschehen der Auferstehung wird hier ebenso wenig beschrieben wie in den Evangelien. Die Überwindung der Todesmacht lässt sich nicht in Worte fassen. Umso mehr fällt der Zusatz auf: „am dritten Tage“. Die Dauer seines Totseins beweist die Wirklichkeit seines Sterbens. Christus war nicht bloß schwer verletzt, er war auch nicht scheinot, nein, sein Leben war erloschen, er war wirklich tot. Das ist ja eben das Wunder: dass ein Toter lebendig wurde. Für die apostolische Urgemeinde ist die Auferstehung Christi ein in unserer Zeit und Geschichte datierbares Ereignis. Aber es ist ein Bestandteil der Heilsgeschichte. Dass Jesus erweckt wurde gemäß den Schriften, will besagen, dass sich in seiner Auferstehung der Wille Gottes erfüllt hat, der in den Schriften vorherverkündigt worden war. 4. „dass er erschienen ist“. Viermal verwendet Paulus in der folgenden Aufzählung den gleichen Ausdruck „ophthe“, „erschien“. Der eigentliche Bedeutungsinhalt dieses Ausdrucks weist in die Richtung, dass etwas sichtbar wird in dem Sinne eines Hervortretens aus dem Unsichtbaren, und zwar ohne Zutun von Seiten des Subjektes, dem die Erscheinung zuteil wird. Damit rückt die Aktivität Gottes, sein mächtiges Handeln an Jesus, nach den Überzeugung der Urgemeinde stark in den Vordergrund; sie wird auch sonst in der Verkündigung von der Auferweckung und Erhöhung des gekreuzigten Herrn immer wieder betont. Eine Bestätigung und Bekräftigung dieser Realität der

Auferstehungserscheinungen Jesu liegt darin, dass zur Bezeichnung der Erfahrungen der Jünger Ausdrücke des konkreten Sehens stark betont werden.

Zu dem „Evangelium“ gehört auch das Aufzählen von Zeugen. Diese werden erwähnt, weil die Christen nur durch sie Kenntnis von der Auferstehung Christi erhielten; die große Zahl der benannten Zeugen sowie die Einheitlichkeit und die Übereinstimmung ihres Zeugnisses unterstreichen die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse. Worauf stützt sich unser Glaube an die Auferstehung Christi? Nach der Aussage der Schrift einzig und allein, auf die Offenbarung Gottes, die darin besteht, dass Gott seinen auferweckten Sohn den Zeugen sichtbar werden ließ, um ihnen damit zugleich die Glaubenssicherheit zu schenken: Er ist wahrhaft auferstanden. Der urchristliche Auferstehungsglaube war ein Glaube an ein einmaliges Ereignis. Nirgendwo werden innere Gründe für die Auferstehung angeführt. Man lässt nur den einen Beweis zu, den historische Fakten verlangen, das Zeugnis derer, welche die Wirklichkeit des Ereignisses erfahren und festgestellt haben. Es muss dabei bleiben: Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kardinaltugenden (1)

Die Klugheit

01.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es ist ein verräterisches Zeichen unserer Zeit, dass man nicht mehr von Tugenden spricht. Das Wort und vielleicht auch die darin ausgedrückte Sache ist aus der Gesellschaft verschwunden. Und doch ist die Tugend eine fundamentale Angelegenheit. Nach Augustinus ist die Tugend eine gute, dauernde Beschaffenheit, die zum Guten geneigt macht. Die Tugenden werden unterschieden in natürliche und übernatürliche. Die natürliche Tugend ist eine dauernde Geneigtheit und Fertigkeit des Willens zum sittlich Guten. Sie wird durch Übung, d.h. durch wiederholte gute Handlungen erworben. Die übernatürlichen Tugenden stammen ihrem Ursprung nach nicht aus menschlicher Fähigkeit (Gewöhnung, Übung), sondern aus unmittelbarer Einwirkung des Heiligen Geistes. Sie sind dem Range nach nicht natürliche Kräfte und Gesinnungen, sondern der heiligmachenden Gnade verwandte Gaben. Nicht alle Tugenden haben die gleiche Wertigkeit, nicht der Erwerb aller ist von gleicher Dringlichkeit. Die Menschheit hat immer gewusst, dass der Besitz bestimmter Tugenden von besonderer Notwendigkeit ist. So hat sie aus der Fülle der Tugenden einige ausgesondert und zu Kardinaltugenden erhöht. Die Kardinaltugenden sind Haupttugenden. Sie stehen den mit ihnen zusammenhängenden Tugenden voran. Sie ordnen die Haupttätigkeiten der Seele. Sie regeln die Grundverhältnisse des Lebens. Sie bilden Voraussetzung und Angelpunkt für die anderen Tugenden. Es sind ihrer vier: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit. Wir wollen an diesem und den folgenden Sonntagen über die Haupttugenden nachdenken. Heute über die Klugheit. Der normale Mensch versteht unter Klugheit die verständige Überlegenheit richtigen Handelns in schwierigen Situationen. Als gläubige Christen bestimmen wir die Klugheit als tugendhafte Einstellung der praktischen Vernunft, das ganze Leben nach den sittlichen Grundsätzen zu ordnen und im rechten Gleichgewicht zu halten. Man möchte meinen, die Klugheit sei eine Mitgift der Natur. Als Verstandestugend sei sie dem einen gegeben, dem anderen versagt. Dennoch ist Klugheit bis zu einem gewissen Grade erlernbar. Die Klugheit ist die „Frucht langer Jahre“ (Aristoteles, Nik. Ethik 6,9). Sie zu erwerben bedarf des Nachdenkens, der Belehrung und der Erfahrung. Durch Lesen kann man Wissen erwerben und seinen Wortschatz erweitern. Mehr Wissen und ein größerer Wortschatz gestatten eine erweiterte Anpassung an andere Menschen und die Verwendung des geeigneten Wortes in den unterschiedlichen Situationen. Man kann selbst Erfahrungen sammeln, die uns lehren, wie wir uns in den Wechselfällen des Lebens verhalten sollen. Der Volksmund hat das Wort geprägt: Durch Schaden wird man klug. Verluste und Unfälle machen uns vorsichtig und umsichtig. Sehr erleichtert wird kluges Handeln, wenn wir Menschenkenntnis erwerben. Die Mienen, Reden und Handlungen der Menschen verraten uns die Affekte und die Gesinnungen der Mitmenschen. So können wir uns darauf einstellen, was wir von ihnen zu erwarten haben. Man kann sich von anderen belehren lassen, wie man unter bestimmten Umständen handeln soll. Jeder kennt Menschen, die einem überlegen sind. Von ihnen können wir Rat und Empfehlung einholen. Man kann von anderen Menschen absehen, wie sie

sich in verschiedenen Lebenslagen verhalten, und kann ihrem Vorbild folgen. Unser Herr Jesus schildert drastisch die Unentbehrlichkeit der Klugheit beim Bau eines Hauses. Der kluge Mann baute es auf einen Felsen. Ein Platzregen stürzte nieder, Ströme flossen, Winde brausten und warfen sich auf das Haus. Aber es stürzte nicht ein, denn es war auf den Fels gegründet. Der törichte Mann baute sein Haus auf Sand. Ein Platzregen stürzte nieder, Ströme flossen, Winde brausten und rüttelten an dem Haus. Da fiel es ein, und sein Sturz war groß. Als Jesus seine Jünger aussandte, das Evangelium vom Reiche Gottes zu verkündigen, war ihm bewusst, dass ihnen Feindschaft und Ablehnung begegnen würde. Er sagte dies voraus mit den Worten: „Ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe.“ Angesichts dieser gefährlichen Lage gab er ihnen den Rat: „Seid klug wie die Schlangen und einfältig wie die Tauben.“ Er verwies also auf das beispielhafte Verhalten zweier Arten von Tieren.

Wahre und vollkommene Klugheit hat den Stand der heiligmachenden Gnade und ein christliches Leben zur Voraussetzung. Niemand ist wahrhaft klug, der nicht in allem seinem Tun und Lassen Gott als Richtpunkt im Auge behält. Die Klugheit bedingt Furcht Gottes und Beobachtung seiner Gebote. Das heißt: Wer klug sein und klug handeln will, muss die Seele frei machen und frei halten von der Sünde. Am meisten wird die Urteilskraft beeinträchtigt durch ein unkeusches Leben; dieses trübt die Vernunft. Wer klug sein und klug handeln will, muss die ungeordneten Leidenschaften bekämpfen, die zur Sünde führen und das Urteil trüben. Da die ungeordneten Leidenschaften ihre tiefste Wurzel in der Eigenliebe haben, so muss gegen diese ein steter Kampf geführt werden. Das beste Mittel gegen die Eigenliebe ist die Liebe zu Gott. Wer nicht im Einklang mit Gott und seinem Willen ist, dem fehlt der Anker in seinem Leben.

Klugheit realisiert sich durch angemessenes Verhalten und Handeln im konkreten Einzelfall unter Berücksichtigung aller für die Situation konstitutiven Faktoren und der individuellen Handlungsziele. Das kluge Handeln vollzieht sich in drei Akten: Beratung, Urteil, Befehl. 1. Beratung. Wer klug handeln will, muss zuerst mit sich selbst zu Rate gehen und überlegen, welche Mittel zur Erreichung des Zweckes unter Berücksichtigung aller Umstände die geeignetsten sind. Klug ist, wer an die Einmaligkeit einer jeden Handlung denkt. Keine Stunde kehrt wieder. Jede Chance vergeht. Es gibt keine vollkommene Klugheit ohne Gelehrigkeit. Für den einzelnen ist es unmöglich, alles in hinreichender Weise zu überschauen und richtig zu beurteilen. Deshalb empfiehlt es sich, Rat einzuholen bei im Leben bewährten Männern und Frauen. Auch den Rat von Untergebenen darf man nicht verschmähen. 2. Urteil. Die Klugheit bedarf der Vernünftigkeit. Sie versteht es, die einzelnen Fälle im Lichte der Prinzipien mit einer gewissen Leichtigkeit zu beurteilen bzw. die Prinzipien auf dieselben anzuwenden. Vernünftig ist es, von früheren Vorfällen Schlüsse zu ziehen auf das, was jetzt zu tun ist. Die Klugheit hat zwei Augen: eines, das voraussieht, was man zu tun hat; das andere, das nachher besieht, was man getan hat. Die Klugheit lehrt Umsicht. Sie achtet auf die näheren Umstände, damit nicht, was an und für sich gut ist, durch diese ins Böse verkehrt wird oder Schaden statt Nutzen stiftet. Die Klugheit lehrt Voraussicht. Sie denkt an die möglichen Folgen der Handlung. Der Kluge fragt, wohin ein Weg geht, und achtet auf das Ende. 3. Befehl. Was durch Erwägung als richtig erkannt und durch Urteil als geeignet erfunden worden ist, soll der Wille zur Durchführung bringen. Die Klugheit muss hier ihre Stärke zeigen. Sie benutzt den gegenwärtigen Augenblick, ohne sich auf die Zukunft zu verträsten; denn Herr sind wir nur über die Gegenwart. Die größten Hindernisse für die Ausführung sind Nachlässigkeit und Unbeständigkeit. Was nur mit halber Kraft und mit unangebrachten Verzögerungen angepackt wird, kann schwerlich gelingen.

Die Klugheit tritt in mannigfaltiger Gestalt auf, je nach dem Gebiet, auf dem sie sich betätigt. Die häusliche Klugheit richtet sich auf das Wohl der Familie. Jedes Glied einer Familie, zuerst der Vater und die Mutter, ist aufgerufen, den Segen Gottes über der Familie zu erbitten und zu erhalten. Dazu sind die häuslichen Tugenden wie Aufmerksamkeit, Achtung, Rücksichtnahme und Schonung erforderlich. Glück kann man nicht einplanen, aber man kann die Voraussetzungen schaffen, dass es möglich ist. In einer gelingenden Familie herrschen unter ihren Gliedern Verstehen und Vertrauen, Verzicht und Verzeihen. Streit ist leicht beizulegen. Wenn man die Schuld daran auf sich nimmt, gelingt es meistens rasch, einen Zornigen zu versöhnen. Es gibt die bürgerliche Klugheit. Ein jeder ist gehalten, seinen Beitrag zum Wohlergehen des Ganzen zu leisten. Man sollte sich immer fragen: Was kann ich für die anderen tun? Das hilft nicht nur den anderen, sondern auch einem selbst. Die

Klugheit rechnet mit der Unbeständigkeit der Menschen. Es ist klug, nicht zu viel auf Einladungen, Zusagen und Versprechungen zu vertrauen. Denn sie werden leichter ausgesprochen als gehalten. Der kluge Mensch ist zu Gespräch und Austausch bereit. Jedoch er hört mehr als er redet.

Es gibt die politische Klugheit oder, besser gesagt, die Klugheit der Politiker. Die politische Klugheit wägt die eigene Kraft und die Kraft der fremden Mächte gegeneinander ab. Ein kluger Politiker geht kein Risiko ein, das mit einer Katastrophe enden kann. Überschätzung der eigenen Kraft und Unterschätzung der Macht des Gegners sind die Torheiten, die dem Untergang oder der Niederlage vorangehen. Dies war ein Grundfehler des Führers des Dritten Reiches. In der Demokratie droht eine andere Gefahr. Sie verführt die Menschen dazu, ständig nach dem Weg des geringsten Widerstandes zu suchen. Es kann nicht die Aufgabe eines Politikers sein, die öffentliche Meinung abzuklopfen und dann das Populäre zu tun. Aufgabe des Politikers ist es, das Richtige zu tun und es dann populär zu machen. Es gehört zum Wesen der politischen Konzessionen, dass sie immer zu spät kommen. Ein Politiker darf sich nicht durch Erfolge blenden und verführen lassen. Derjenige ist ein Meister der Politik, der im rechten Moment Halt zu machen versteht. Regieren heißt vorausschauen. Ein kluger Politiker erstrebt immer nur das Mögliche, nicht das Wünschenswerte. Die Grundregel der Außenpolitik lautet: eigenes Handeln stets durch die Augen der anderen betrachten. Ein kluger Politiker folgt bleibenden Prinzipien. Jede Politik halte ich für eine bessere als eine schwankende (Bismarck). Ein verantwortungsvoller Staatsmann trifft Vorkehrungen für seine Nachfolge und weist Erben ein, die sein Werk fortsetzen.

Es gibt die militärische Klugheit. Sie ist in dem Begriff Strategie zusammengefasst. Strategie beschreibt allgemeine militärpolitische Konzepte sowie Einsatzgrundsätze und -optionen, die zur Erreichung der Gesamtstrategie notwendig erscheinen, und legt die militärischen Mittel und Kräfte fest, die dazu benötigt werden. Nach dem Zweiten Weltkrieg dachten viele kluge Männer und Frauen über die Gründe der deutschen Katastrophe nach. Ein General deckte einen offenkundigen Mangel an Klugheit in der Ausbildung der deutschen Truppen auf. Man lehrte sie Angriff und Verteidigung; aber man versäumte es, sie den (geordneten) Rückzug zu lehren. Damit wurde ein wesentliches Element erfolgreicher militärischer Operation übersehen. Die Engländer zeigten wiederholt, wie klug es war, sich rechtzeitig zurückzuziehen, statt vernichtet zu werden oder in die Gefangenschaft zu gehen. Ich erinnere an ihre Rückzüge aus Norwegen, aus Frankreich, aus Griechenland. Der Amateurstrategie Hitler kannte nur das Halten einer Stellung um jeden, aber wirklich um jeden Preis, auch den der eigenen Vernichtung. Als 200000 deutsche Soldaten in Stalingrad eingekesselt waren, drängten zahlreiche Truppenführer auf sofortigen Ausbruch als einziger Möglichkeit, sie vor der Vernichtung zu retten. Hitler befahl ihr Verharren in aussichtsloser Lage mit dem bekannten katastrophalen Ausgang. In seinem Buche „Mein Kampf“ klagte Hitler das Kaiserreich an, dass es sich in einem Zweifrontenkrieg, im Osten wie im Westen, verwickeln ließ. Er selbst stürzte sein Land in einen Vfrontenkrieg. Es ist politische Klugheit, jederzeit seine Lage so zu gestalten, dass man zwischen zwei Parteien wählen kann. Nichts ist so töricht, als leichthin zu sagen: Es gibt keine Alternative. Es war der Trick, mit dem Frau Merkel regierte, ihre politischen Entscheidungen als alternativlos hinzustellen. Ein guter Politiker sieht immer Alternativen.

Die Gegensätze der Klugheit sind Unklugheit, Unbedachtsamkeit, Überstürzung, Unbeständigkeit und Nachlässigkeit. Von Maurice Talleyrand stammt das Wort: „Man sollte nie der ersten Gefühlsregung nachgeben, denn sie ist meistens edel, aber unklug.“ Sein Konzept für das menschliche Tun und Lassen lautet: „Gut unterrichtet sein und langsam handeln.“ Unbedachtsamkeit entsteht aus dem Mangel an Nachdenken vor einer Handlung. Die Prüfung vor dem Entschluss wurde zu früh abgebrochen. Überstürzung geht auf ungenügende Geduld und Überlegung zurück. Zu rasch und zu eilig werden Unternehmungen in Gang gesetzt, die nicht ausgereift sind oder für die der geeignete Zeitpunkt noch nicht gekommen ist. Napoleon unterwarf sich in wenigen Jahren weite Teile Europas und machte sein Land zur führenden Macht. Seine Mutter war skeptisch. Sie sagte wiederholt: *Pourvu que cela dure.*

Die Quelle der Klugheit ist die Weisheit. Weisheit und Klugheit sind zu unterscheiden. Weisheit ist eine ideale menschliche Grundhaltung. Sie ist auf einer allgemeinen Lebenserfahrung und auf umfassendem Verstehen und Wissen um Ursprung, Sinn und Ziel des Lebens sowie um die Letzten Dinge

gegründet. Klugheit ist eher pragmatisch eingestellt. Den Weisen entdeckt man an der Wahl des Zweckes, den Klugen an der Wahl der Mittel zu den Zwecken. Wer andere kennt, ist klug. Wer sich selber kennt, ist weise (Laotse). Wer das Wahre kennt, das Gute achtet und liebt, das Rechte tut, der ist weise. Ach, dass wir doch weise wären, um klug zu sein.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kardinaltugenden (2)

Die Gerechtigkeit

08.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gerechtigkeit ist jene Tugend, die den Willen dauernd geneigt und bereit macht, jedem das ihm Geschuldete zu geben und zu belassen (S. th. 2,2 q. 58 a.1), volle Gleichheit herzustellen zwischen Recht und Pflicht, Anspruch und Leistung. Die Gerechtigkeit bestimmt das Verhältnis der Menschen zueinander, indem sie einem jeden nach Recht und Billigkeit zuerkennt, was ihm gebührt. In der menschlichen Gesellschaft ist das Geschuldete 1) des Einzelnen an die Gemeinschaft, 2) der Gemeinschaft an den einzelnen, 3) des Einzelnen an den Einzelnen. Demnach gibt es eine dreifache Gerechtigkeit: die gesetzmäßige, die austeilende und die ausgleichende. Gerechtigkeit ist nicht nur ein anzustrebendes Ideal, sondern eine Notwendigkeit menschlichen Zusammenlebens. In allem gerecht zu sein, sollte schon der Sinn und das Interesse für das Gesamtwohl uns antreiben. Ohne Gerechtigkeit sind Ziel und Aufgabe eines jeden Gemeinwesens gefährdet. Ohne sie könnte weder in der Familie noch im Staat noch in der Kirche ein gedeihliches Zusammenleben bestehen. Denn wo eine Vielheit ist, da entsteht notwendig Verwirrung, wenn nicht die gegenseitigen Rechte gewahrt werden. Da herrscht Willkür von Seiten der Vorgesetzten, Ungehorsam bei den Untergebenen, da sucht jeder seinen Vorteil. Wir unterscheiden drei Bereiche der Gerechtigkeit.

1. Die Gerechtigkeit hebt die Pflichten des Einzelnen gegenüber dem Ganzen hervor (z.B. Wahlpflicht, Gerichtspflicht, Pflicht zum sozialen Gebrauch des Eigentums). Sie verlangt vom Einzelnen, sowohl von den Trägern der Autorität wie den Untertanen, der (staatlichen) Gemeinschaft das ihr Geschuldete zu geben, d.h. das, dessen sie zur Erreichung des Gemeinschaftszieles (= des Gemeinwohles) bedarf. Ihr konkreter Inhalt ist meist durch die positiven (staatlichen) Gesetze festgelegt. Recht im objektiven Sinne ist die Gesamtheit der vom Staat (oder Kirche) institutionalisierten Regeln, die zueinander in einer gestuften Ordnung stehen und menschliches Verhalten anleiten oder beeinflussen (Rechtsordnung). Das Recht soll das friedliche Zusammenleben der Bevölkerung im Schutz des Rechts gewährleisten (Rechtsfrieden). Das Recht steht unter Legitimationszwang, den es durch eine sach- und interessengerechte Problembewältigung zu lösen sucht. Das Recht muss auf Gerechtigkeit hin orientiert sein. Gerechtigkeit bildet zusammen mit der Rechtssicherheit und der Zweckmäßigkeit das Gefüge des Rechts. Der Staat besitzt ein Strafrecht. Die Gerechtigkeit verlangt, dass Straftat und Strafmaß in einem gerechten Verhältnis zueinander stehen. Im Zweiten Weltkrieg wurden in Deutschland das Weitererzählen von Nachrichten feindlicher Rundfunksender und Zweifel am deutschen Endsieg mit dem Tode bestraft. Auch damals schon wurde diese Sanktion ganz überwiegend als maßlos ungerecht empfunden.

Mit der gesetzmäßigen Gerechtigkeit deckt sich teilweise die soziale Gerechtigkeit. Sie berücksichtigt an erster Stelle die aus der sozialen Natur des Menschen sich ergebenden Gemeinschaftsverpflichtungen, unabhängig davon, ob sie in positive staatliche Gesetze gefasst sind. Im sozialen Rechtsstaat wird Gerechtigkeit aus der dialektischen Spannung von Geschichte und Vernunft begriffen und zur

ständigen Aufgabe der Bürger und ihrer politischen Institutionen im Sinne permanenter politisch-sozialer Reformbereitschaft. Soziale Gerechtigkeit wird unterschiedlich bestimmt, was jedem in sozialer Hinsicht zustehe und nach welchen Kriterien die Güter in einer Volkswirtschaft zu verteilen seien: 1) Besitzstands-Gerechtigkeit als Sicherung einer erworbenen Position in der Gesellschaft. 2) Bedürfnis-Gerechtigkeit als Anspruch auf eine Grundausstattung mit bestimmten Gütern zur Befriedigung von Grundbedürfnissen. 3) Chancen-Gerechtigkeit als Forderung nach Überwindung von Diskriminierungen und nach Ausgleich von Benachteiligungen. 4) Leistungs-Gerechtigkeit als Schaffung von für alle gleich geltenden Regeln mit der Chance, im Wettbewerb eine den Fähigkeiten und Anstrengungen entsprechende Position zu erlangen.

Im zwischenstaatlichen Bereich erweist sich Gerechtigkeit als zentrale Aufgabe der internationalen Ordnung. Ausgleich des wirtschaftlich-soziales Gefälles zwischen den Industriestaaten einerseits und den Entwicklungsländern andererseits, Entwicklung einer neuen Weltwirtschaftsordnung sowie neuer Konzepte der Friedenssicherung, der Entwicklungspolitik und der politischen Zusammenarbeit in den internationalen Organisationen. Der Krieg ist eine traurige Wirklichkeit, welche die Geschichte der Menschheit begleitet. Der ewige Friede ist ein Traum, und zwar ein gefährlicher Traum (Mirabeau). Nach der Lehre der Kirche ist der Krieg ein furchtbares Übel. Ungerechter Krieg ist schwere Sünde. Selbst wenn der Kampf in sich gerecht ist, ist er die nächste Gelegenheit zu Sünden fast gegen jedes Gebot. Der Krieg destabilisiert die Gesellschaft, bringt Hunger und Elend, erniedrigt die Menschen, tritt die Menschenwürde mit Füßen, lässt weder Arbeit noch Ruhe zu, verhindert den Fortschritt, vernichtet lebenswichtige Ressourcen, bringt Unordnung und zerstört die Umwelt, spaltet und verwundet die Herzen der Menschen. Die Menschen sind gehalten, ihre Meinungsverschiedenheiten auf eine Weise zu lösen, die des Menschen würdig ist. Da Kriege faktisch unvermeidlich sind, hat man sich Gedanken gemacht, wie man Kriege vermeiden, rasch beenden oder möglichst wenig verlustreich gestalten kann. Augustinus und Thomas von Aquin entwickelten die Lehre vom gerechten Krieg. Danach durfte Krieg nur geführt werden, um die gestörte Rechtsordnung wiederherzustellen. Die Kriegführung war an einen gerechten Grund und rechtmäßige Methoden gebunden. Die Parteien blieben dem Ziel des Friedens verpflichtet. Spätere Denker wie Franz von Vitoria haben diese Gedanken weiterentwickelt. Diese Lehre hat sich nicht gewandelt, aber ihr Umfeld hat sich verändert. Krieg im Industriezeitalter ist mit einem Ausmaß an Zerstörung verbunden, das es zur moralischen Pflicht macht, alles zu tun, Kriege nicht nur fallweise zu verhindern, sondern strukturell unmöglich zu machen. Das Recht auf sittlich erlaubte Verteidigung bleibt jedem Staat erhalten. Das heutige Völkerrecht kennt nur noch das Recht auf Verteidigung gegen einen Angreifer.

2. Die austeilende Gerechtigkeit besagt die verhältnismäßige Gleichheit in der Behandlung einer Mehrzahl von Personen: die Zuteilung von Rechten und Pflichten nach Maßgabe der Würdigkeit, Fähigkeit, Bedürftigkeit (z.B. die unterschiedliche Besteuerung je nach Höhe des Einkommens). Diese Gerechtigkeit wird die Tugend der Vorgesetzten genannt. Sie haben als solche zunächst die Obsorge für die Untergebenen, und zwar je nach der Stellung mehr für das zeitliche oder für das geistliche Wohl derselben. Sodann fordert die Gerechtigkeit von den Vorgesetzten, dass sie Ämter, Würden und Auszeichnungen nach Fähigkeiten und Leistung, nach Verdienst und Tüchtigkeit ohne Ansehen der Person zuteilen und ebenso Lasten und Verpflichtungen auferlegen. In Bezug auf die materiellen Güter hat die Gerechtigkeit dafür zu sorgen, dass ein jeder erhält, was ihm gebührt, dass keine ungerechten Forderungen erhoben und Schädigungen vermieden werden. Der pflichtmäßigen Fürsorge der Oberen für die Untergebenen entspricht seitens der Untergebenen die treue Beobachtung der Gebote und Vorschriften. Jedes Glied der menschlichen Gesellschaft ist als Teil des Ganzen verpflichtet, das Wohl der Gesamtheit zu fördern.

3. Insofern alle Menschen einander gleichberechtigt gegenüberstehen, kommt die ausgleichende Gerechtigkeit zur Geltung. Die ausgleichende Gerechtigkeit ist die Gerechtigkeit unter den von Natur Ungleichen, aber vor dem Gesetz Gleichen. Sie bedeutet die absolute Gleichheit von Leistung und Gegenleistung unter den vom Gesetz Gleichgestellten (z.B. Ware und Preis, Schaden und Ersatz). Bei ihr decken sich Pflicht und Leistung. Sie hat eine doppelte Aufgabe: einmal dahin zu wirken, dass der Nächste in seinen Rechten nicht verletzt wird; dann aber auch einem jeden das zu geben, was ihm von Rechts wegen zukommt. Die Gerechtigkeit tritt allen in gleich verpflichtender Kraft gegenüber und

drängt auf Erfüllung der Pflichten. Verträge unterstehen der ausgleichenden Gerechtigkeit, die den Austausch zwischen Personen unter genauer Beobachtung ihrer Rechte regelt. Die ausgleichende Gerechtigkeit ist streng verpflichtend. Sie fordert, dass man Eigentumsrechte wahrt, Schulden zurückzahlt und sich an freiwillig eingegangene Verpflichtungen hält. Ohne ausgleichende Gerechtigkeit ist keine andere Form der Gerechtigkeit möglich. Im Tauschverkehr zwischen Leistung und Gegenleistung soll Gleichheit bestehen. So soll der Angebotspreis für ein Sachgut den bei seiner Produktion aufgewendeten Arbeitsmengen und Ausgaben (einschließlich des standesgemäßen Unterhalts für den Produzenten) entsprechen. Gerechter Lohn ist in der christlichen Soziallehre der Lohn, der den Lebensbedarf des Arbeiters und seiner Familie deckt und dabei die Leistungsfähigkeit des Unternehmens und die gesamte Wirtschaftslage berücksichtigt (Quadragesimo anno).

Jeder normale und rechtlich denkende Mensch wünscht gerecht behandelt zu werden. Dieses Postulat beginnt im frühesten Kindesalter. In der Familie muss es gerecht zugehen. Die Eltern sind die berufenen Erzieher ihrer Kinder. Sie müssen einem jeden das gleiche Wohlwollen zuwenden. Es gibt leider nicht sehr viele Eltern, deren Umgang für ihre Kinder wirklich ein Segen ist (Marie von Ebner-Eschenbach). Erziehen heißt vorleben. Alles andere ist höchstens Dressur. Viele Eltern glauben, sie könnten ihre Kinder zu Verschwiegenheit, Takt, Ehrlichkeit und Vertrauen erziehen, während sie sich zanken, die Kinder anlügen, ihre Briefe durchschnüffeln und über ihre innersten Angelegenheiten zu anderen reden. In der Schule werden die Leistungen der Schüler benotet, es werden Zensuren gegeben. Die Schüler möchten gerecht beurteilt werden. Vorliebe und Abneigung sollen nicht in die Bewertung der Leistungen eingehen. Lob und Tadel müssen mit Begründung und Feingefühl ausgeteilt werden. Der ungerechte Erzieher verspielt seine Autorität und verletzt die Seele seiner Zöglinge. Im Berufsleben darf es keine ungerechtfertigte Bevorzugung und Zurücksetzung geben. Auch der einfache Mensch ist empfindlich gegen parteiliche Beurteilung durch seine Vorgesetzten.

Als Folge und Ergebnis gerechten Handels und Wandels werden gewisse Errungenschaften erwartet. Die Gerechtigkeit bringt als erste Frucht den Frieden. „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“, heißt es im Psalm 84,11. Dabei ist allerdings vorausgesetzt, dass die Menschen mit gerechter Behandlung zufrieden sind und nicht Bevorzugung verlangen. Sobald die Ungerechtigkeit in das Herz einzieht, zieht der Friede aus. Fast all die Klagen und die vielen Bitterkeiten auf der Welt erheben ihre Stimme gegen die Ungerechtigkeit, die weder Gesundheit noch Erdengut noch Ehre schont. Die zweite Frucht der Gerechtigkeit ist die ungehemmte Entfaltung der menschlichen Kräfte zu segensreichem Schaffen. Ungerechte Zurücksetzung, falsche Deutung der Absichten, unverdienter Tadel lähmen die Kraft und begünstigen Mutlosigkeit. So erwächst durch Ungerechtigkeit ein unberechenbarer Schaden für einzelne, für ganze Gemeinschaften und für die gesamte Gesellschaft in Staat und Kirche. Es gab Perioden in der Geschichte, in denen zwischen den Bewohnern oder den Bürgern eines Landes verletzendende Unterschiede gemacht wurden. In Deutschland wurden im 19. und 20. Jahrhundert katholische Bürger bewusst und mit Absicht vom Aufstieg und von führenden Stellungen ferngehalten. In den Vereinigten Staaten beklagen noch heute Bürger mit schwarzer Hautfarbe ihre verletzendende Zurücksetzung in den politischen Gemeinden und Schulen. Täuschen wir uns nicht: Die Gerechtigkeit hängt während dieser Weltzeit häufig am Kreuz. Die Ungerechtigkeit triumphiert oft. Aber einmal wird dies beendet sein, nämlich dann, wenn das Endgericht hereinbricht. Am Ende der Tage wird die Gerechtigkeit Gottes ihren höchsten Triumph feiern. Dem Verdienst wird sein Lohn, der Schuld ihre Strafe. Gott wird richten ohne Ansehen der Person.

Gerechtigkeit ist ein Grundbegriff der Ethik, der Rechts- und Sozialphilosophie sowie des sittlichen, religiösen, politischen, sozialen und juristischen Lebens. Die Gerechtigkeit als sittliche Tugend ist der beständige, feste Wille, Gott und dem Nächsten das zu geben, was ihnen gebührt. Die Gerechtigkeit ist eine erhabene Tugend. Nur der erwirbt sie, der sich selbst gründlich kennt und die Menschen unvoreingenommen beurteilt. Wahrhaft und vollkommen gerecht ist nur derjenige, der, was gerecht ist, auf gerechte Weise vollbringt, d.h. mit Freiwilligkeit, Bereitwilligkeit und aus Liebe zu Gott. O dass doch in Erfüllung gehe, was der Prophet Amos verkündigt hat: Das Recht ströme wie Wasser, die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach (Am 5,24).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kardinaltugenden (3)

Tapferkeit

15.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Tapferkeit ist besonnener, furchtloser oder durch Selbstüberwindung und Einsicht erlangter Mut sowohl in einer gefährvollen Bewährungssituation als auch als grundsätzliche Haltung. Mut ist der über der Norm liegende Einsatz zur Überwindung drohender Gefahr. Er kann sich in aktivem oder defensivem Verhalten äußern. Tapferkeit bezeichnet eher die Unerschrockenheit und Stärke im Bestehen von Gefahren. Primäre Funktion der Tapferkeit ist geduldiges Standhalten, erst in zweiter Linie kommt der Angriff.

Tapferkeit ist allen Menschen nötig. Kämpfen muss ein jeder gegen sich selbst, gegen das Fleisch, die Welt und den bösen Geist. Wir haben einen Feind im eigenen Herzen. Täglich empfinden wir die Lockung zur Bequemlichkeit und zur Sinnlichkeit. Täglich stacheln Ehrsucht und Neid zur Verletzung der Nächstenliebe. Mit vollem Recht wird es als Starkmut bezeichnet, wenn jemand sich selbst besiegt, wenn er seinen Zorn bezwingt, keinen Lockungen der Weichlichkeit nachgibt, wenn er durch widrige Geschehnisse sich nicht erschrecken, durch Glücksfälle sich nicht übermütig machen lässt. Der Stärkung bedürfen wir besonders im Kampf gegen die Versuchungen und im Streben nach Tugend. Die Versuchung ist noch nicht die Sünde, sondern ihr Vorstadium. Der Anreiz treibt von der Versuchung zur Tat. Der Starkmütige lehnt die Versuchung ab und, wenn sie nicht sogleich weicht, leistet ihr beharrlichen Widerstand. Er lenkt das Denken ab von dem lockenden Reiz und wendet es anderen Gegenständen zu. Den Starkmütigen schrecken nicht Mühe und Opfer. Er ist entschlossen, seinem Gott treu zu bleiben. Er meidet die nächste Gelegenheit zur Sünde oder wendet alle nötigen Mittel an, um die Gefahr der Sünde unwirksam zu machen.

Die Erde ist das Feld der Arbeit, das wir bebauen müssen. Die Arbeit bringt Anstrengung, Ermüdung, Misserfolge und Erfolglosigkeit mit sich. Es stellen sich Trägheit, Unlust, Überdruß und Mutlosigkeit ein. Es braucht Tapferkeit, um gegen die aufsteigenden Gefühle des Unbehagens, der Missstimmung, der Entmutigung und des Widerwillens ankämpfen zu können. Wer tapfer ist, reißt sich zusammen; erinnert sich an Notwendigkeit und Pflicht, zu arbeiten, seinen Beitrag zu leisten für seinen Unterhalt und für die Gesamtheit.

Das Leben, das tägliche, das alltägliche Leben ist schwer. Es wird wenige Menschen geben, die nicht zuweilen oder längere Zeit am Leben, an diesem, ihrem Leben, leiden. Kein Leben lässt sich vollständig planen. Jeder Mensch muss mit unvorhersehbaren Ereignissen rechnen. Niemand ist gegen Niederlagen, Misserfolge, Fehlschläge und Verluste gefeit. Tapferkeit braucht es, um das Leben zu bestehen. Um nach Erfolglosigkeit, Schaden, Enttäuschungen und Blamagen weiter zu machen. Die Tapferkeit verleiht uns die Kraft zum geduldigen Ertragen aller Übel, denen wir nicht ausweichen können, sowie den Mut, den Schwierigkeiten Trotz zu bieten, sie anzugreifen und zu überwinden. Sittlichen Mut und Charakterstärke beweist nicht derjenige, der in einer verzweifelten Lage durch Selbstmord den Schwierigkeiten des Lebens zu entfliehen sucht. Sondern derjenige, der aus sittlichen

Motiven sich nicht von dem Posten verdrängen lässt, auf den ihn Gott gestellt hat, mag auch Unglück und Schande auf ihn hereinbrechen. Darum erscheinen uns die Helden des geistigen Martyriums so groß, die in allen ihren Seelenkämpfen und Körperleiden den Gleichmut bewahren, die nicht jammern und murren noch auch die göttliche Vorsehung anklagen.

Die Erde ist auch die Stätte des Kampfes, dem wir nicht ausweichen können. Das Gebiet, auf dem sich der Starkmut zu bewähren hat, sind die Gefahren für Leib und Leben, die man um des Guten willen zu bestehen hat. Der Anblick der Schwierigkeiten und Gefahren kann Furcht hervorrufen, der die Kraft lähmt. Da ist es der Starkmut, der unseren Geist stärkt. Er verleiht uns die Kraft, die Übel, denen wir nicht ausweichen können, zu ertragen, und er gibt uns den Mut, den Schwierigkeiten Trotz zu bieten, sie anzugreifen und zu überwinden. Tapfer ist nicht, wer keine Furcht hat. Tapfer ist, wer von seiner Furcht keine Notiz nimmt (George Patton). Wer den Tod nicht fürchtet, ist mächtig in einer Welt der Angst. Die Furchtlosigkeit ist der Lohn der Wahrheit. Ihr Preis ist der Tod. Einer der Helden des 20. Juli 1944, der General Henning von Tresckow, schrieb kurz vor seinem Tod: „Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben.“

Tapferkeit ist vonnöten, wenn es gilt, sich zu seinem katholischen Glauben zu bekennen. Denn die Welt ist weithin unserer Kirche feind. Viele ducken sich, sehen weg oder gehen fort, wenn ein Bekenntnis zum Glauben gefordert ist. Tapfere Menschen stehen zu ihrem Glauben. In ihrer vollen Kraft zeigt sich der Starkmut im Martyrium. Hier handelt es sich nicht bloß um die Gefahr des Todes, sondern um den Tod selbst. „Dich preise ich“, ruft der hochbetagte hl. Polykarp auf dem Scheiterhaufen, „dass du mich heute gewürdigt hast, unter die Zahl deiner Martyrer aufgenommen zu werden und teilzuhaben an dem Kelch deines Gesalbten.“ Der heilige Pankratius, der Patron unserer Pfarrei, besiegelte mit vierzehn Jahren in Rom mutig seinen Glauben und seinen Taufschwur mit dem eigenen Blute. Der heilige Bischof John Fisher von Rochester stimmte beim Anblick des Blutgerüsts das Te Deum an. Tapferkeit macht uns tüchtig, auch den größten Gefahren gegenüber standhaft zu bleiben, vor den schwersten Opfern nicht zurückzuschrecken, selbst den Tod nicht zu fürchten, wenn es gilt, Gott die Treue zu bewahren. Jeder Christ ist verpflichtet zum Einsatz des Lebens für die Ewigkeit. Heroismus und Blutzugnis sind höchste Akte der Tapferkeit. Sie sind der Kirche Christi unentbehrlich. Denn eine Gemeinschaft, für die niemand zu sterben bereit ist, ist eine sterbende Gemeinschaft.

Eine besondere Form der Tapferkeit ist die Zivilcourage. Sie beweist jener, der im Dienst seiner Überzeugung eigene wirtschaftliche oder gesellschaftliche Nachteile riskiert. Mein Mathematiklehrer war ein gläubiger Katholik. Er erhielt in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts von dem Direktor der Oberschule das Angebot, die Stelle des (einzigen) Oberstudienrats der Anstalt zu erhalten; allerdings müsse er dazu in die NSDAP eintreten. Der Lehrer brauchte keine lange Überlegung; er war nicht gewillt, Parteimitglied zu werden. Folglich bekam ein anderer Lehrer die Stelle. Der Berliner Martyrer Bernhard Lichtenberg ging zu Kranken und Sterbenden in priesterlicher Kleidung, ausgestattet mit einer Laterne und einem Glöckchen. Er wurde ausgelacht und verspottet. Ein Kutscher schlug mit der Peitsche auf ihn ein. Lichtenberg verzog keine Miene. In der Straßenbahn rempelte ihn ein Kommunist an, als er das Brevier betete. Lichtenberg antwortete ihm: „Sie lesen die Rote Fahne, ich lese mein Brevier. So sind wir quitt.“ Zivilcourage ist häufig bei offenen, nicht geheimen Abstimmungen in Gremien, Räten und Parlamenten gefragt. In der Mainzer katholisch-theologischen Fakultät stand eine Abstimmung zur Verleihung der Würde eines Ehrendoktors zur Debatte. Ich hatte unüberwindliche Bedenken gegen die Personen, die vorgeschlagen wurden, und stimmte folgerichtig mit Nein; alle anderen stimmten mit Ja. Nach der Sitzung kam einer der Kollegen zu mir und bekannte, auch er habe Bedenken gegen die Ehrung der genannten Personen gehabt, aber es habe ihm an Mut gefehlt, mit Nein zu stimmen. Es gebrach ihm an Zivilcourage.

In vielen Ländern braucht es Mut, um sich als katholischer Christ zu bekennen. Schauen Sie nur hinüber in unser westliches Nachbarland. In Frankreich wurde seit dem Ende des 19. Jahrhunderts das gesamte öffentliche Leben systematisch von jedem religiösen Element ausgefegt. Der Laizismus verbot jeden religiösen Einfluss auf staatliche Einrichtungen. Der Religionsunterricht wurde vom Lehrplan gestrichen. Religiöse Bilder und das Kreuz verschwanden aus Schulen und Spitälern. Die

französischen Katholiken lebten fortan in scheuer Defensive. „Vielleicht war das größte Übel für Frankreich, dass kein Mensch mehr wagte, seinen Glauben öffentlich zu bekunden“ (Bruce Marshall).

Wir werden nicht als tapfere und furchtlose Menschen geboren. Wir müssen die Tapferkeit lernen, die Tugend der Tapferkeit erwerben. Ich wage das Urteil: Von Natur aus sind die meisten Menschen feige, gehen Gefahren aus dem Weg, fliehen vor Unannehmlichkeiten und Gefahren. Sie müssen also danach trachten, Menschen zu werden, die Gefahren trotzen, Widerstände überwinden. Tapferkeit ist erwerbbar. Es ist möglich, Kinder und Jugendliche zur Tapferkeit zu erziehen. Aufgaben der religiösen Erziehung zur sittlichen Tapferkeit sind: Erkenntnis der Übermacht des Bösen in der Welt, klarer Blick auf die Gefahren des Lebens, Glaube an Sieg, Hoffnung auf den Siegespreis, Mut, Gewöhnung des Willens an Anstrengung und Schmerz, Abhärtung, Geduld, Standhaftigkeit.

Unser Herr will, dass wir tapfere Menschen seien. Seinen Jüngern gebietet Christus Starkmut (Mt 10,28): „Ihr sollt vor denen keine Furcht haben, die nur den Leib töten, die Seele aber nicht töten können.“ Er verweist also auf das ewige Leben, das keinem entrissen werden kann, der um Jesu willen das irdische Leben verliert. Der Brief an die Hebräer erinnert an die Leiden und Kämpfe, welche die Christen um des Glaubens willen zu bestehen haben. „Gedenket der früheren Tage, in denen ihr so manchen Leidenskampf bestanden habt, bald wart ihr selbst in Beschimpfungen und Trübsalen ein Schauspiel, bald wurdet ihr Genossen derer, die solches erfuhren. Ihr habt mit den Gefangenen gelitten und den Raub eures Vermögens mit Freude ertragen, weil ihr wusstet, dass ihr einen besseren und bleibenden Besitz habt“ (Hebr 10,32-35). Der Verfasser des Briefes zeigt seinen Adressaten, was nötig ist: „Was ihr braucht, ist Geduld, damit ihr in Erfüllung des Willens Gottes die Verheißung davontragt“ (10,36). Von der Glut der Liebe Christi entflammt, ruft der hl. Paulus: „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal oder Angst oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Verfolgung oder Schwert? In all dem überwinden wir um dessentwillen, der uns geliebt hat“ (Röm 8,35-37). Den Kolossern ruft er zu: „Möget ihr gestärkt werden mit aller Kraft, wie es seiner machtvollen Herrlichkeit entspricht“ (Kol 1,11).

Tapferkeit ist besonnener, furchtloser oder durch Selbstüberwindung und Einsicht erlangter Mut sowohl in einer gefahrvollen Bewährungssituation als auch als grundsätzliche Haltung. Tapferkeit ist jedem Menschen nötig. Denn jeder kommt in Lagen, die nur mit Starkmut gemeistert werden können. Eine Zeitlang verbreiteten linke Ideologen den Slogan: Glücklich das Volk, das keine Helden braucht. Diese Parole ist falsch. Jedes Volk braucht Helden. Denn über jedes Volk kommen Ereignisse, Heimsuchungen, Schicksalsschläge, die nach heroischen Menschen rufen in Feuerwehr, Polizei, Unfallhilfe und beherzten Privatpersonen. Glücklich das Volk, das über Helden verfügt. Mediziner und Chemiker forschen nach Medikamenten für schwere Krankheiten. Dazu sind Erprobungen an Menschen erforderlich. Um nicht andere in Gefahr zu bringen, machen sie den Versuch an sich selbst und riskieren auf diese Weise Gesundheit und Leben. Ich erwähne Max Josef Pettenkofer in München. Eine katholische Familie in Bayern nahm in der Zeit des Hitlerregimes ein jüdisches Mädchen auf und gab es als eigenes Kind aus, Charlotte Knobloch, die heutige Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland. Diese Familie setzte das Leben ihrer Mitglieder aufs Spiel, um das verfolgte Kind zu retten. Glücklich das Volk, das über Helden verfügt. Der schwer verwundete und verletzte Claus Graf Stauffenberg unternahm den Versuch, Deutschland und Europa von dem Verbrecher Adolf Hitler zu befreien. Er sagte, wenn er nicht alles tue, um Hitler zu beseitigen, könne er nach dem Krieg den Witwen und Kindern der Gefallenen nicht in die Augen sehen. „Als Mensch glaube ich, dass der Himmel denen gnädig ist, die in der Erfüllung ihrer Aufgabe alles opfern.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Kardinaltugenden (4)

Mäßigkeit

22.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die vierte Kardinaltugend ist die Mäßigkeit. Das Wort Mäßigkeit enthält den Begriff des Maßes. Maß hat einen regulativen Sinn in der Individualethik und in der politischen Ethik. Das Maß ist Norm der Lebensgestaltung, die sich in der Mäßigung, der Bindung und der Selbstbeschränkung ausdrückt. Maß ist der Gegensatz aller Maßlosigkeit, die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, von Platon als Besonnenheit bezeichnet. Sie bewahrt den Menschen von der einseitigen Bestimmung durch seine Leidenschaften. Verfehltes Maß kann in Vermessenheit, in Hybris, umschlagen. Mäßigung (*temperantia*) ist jene Tugend, die den Menschen befähigt, seine natürlichen Leidenschaften und Gefühlswallungen nach den Gesetzen der Vernunft zu regeln. Sie ist ein wirksames Ordnungsprinzip gegen das Triebleben, eine Art Selbstkontrolle der Seele, für die soziale Haltung und zur Festigung der persönlichen inneren Gleichgewichtslage grundlegend. Objekt der Mäßigung ist die sinnliche Lust, näherhin die Begierde nach den größeren sinnlichen Lüsten, nämlich Geschlechtslust und Gaumenlust. Die Mäßigung drängt das zurück, was für den Menschen das Erniedrigendste ist, die brutalen Triebe und Lüste, die ihm mit dem Tier gemeinsam sind.

Das Hauptgebiet, auf dem sich die Tugend der Mäßigkeit bewähren muss, ist die menschliche Sinnlichkeit. Die Sinnlichkeit, derer Beherrschung Aufgabe der Tugend der Mäßigkeit ist, kann nicht als in sich schlecht bezeichnet werden. Auch das sinnliche Ergötzen ist an sich nicht verwerflich, denn es ist nur die natürliche Folge einer Tätigkeit, die der Menschennatur entspricht. Das Lustgefühl ist der menschlichen Natur gegeben, damit die damit verbundenen Zwecke bereitwilliger erstrebt werden. Was dem Menschen untersagt ist, das ist nicht die Befriedigung der Naturtriebe, sondern die dem Sittengesetz und der Menschenwürde widerstreitende Art der Befriedigung. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, und alle seine freigewollten Handlungen müssen der Vernunft entsprechen und von der Vernunft geleitet sein. Die richtige, vernunftmäßige Ordnung der sinnlichen Triebe herzustellen ist die Aufgabe der Tugend der Mäßigkeit. Die Mäßigkeit ist somit jene Tugend, die das sinnliche Begehren in Bezug auf die stärksten Reize (wie sie mit dem Genuss von Speise und Trank und mit der Befriedigung der Geschlechtslust verbunden sind) in Schranken hält, so dass die gottgewollte Ordnung nicht verletzt wird.

Die Mäßigkeit kann man lernen. Man muss nur die empfohlenen Mittel anwenden. Vorbeugung und Erziehung zur Mäßigkeit ist schon beim Kind volkserzieherische und seelsorgliche Aufgabe. Einmal für die Nahrungsaufnahme. Wir sollen das zu uns nehmen, was das Bedürfnis der Natur verlangt, nicht aber, was die Esslust uns eingibt. Unerlässlich für den Erwerb der Tugend ist also die Zügelung der Esslust. Bei der Auswahl der Speisen und Getränke soll man sparsam und bescheiden sein. Es ist unangebracht, sich auf die Suche genussreicher Speisen und Getränke zu konzentrieren. Es ist wohlthätig, sich an dem Verzehr weniger leckerer Speisen zu beteiligen als an den verlockenden. Kinder dürfen nicht mit Leckereien verwöhnt werden. Es muss der Grundsatz gelten: Was auf den

Tisch kommt, muss gegessen werden. Eine Dame erzählte mir einmal, wie es in ihrem Elternhause gehalten wurde. Wenn ein Kind das Mittagessen verweigerte, sagte die Mutter: Gut, aber du bekommst das Essen am Abend. Auch das Maß und die Menge der Speisen und Getränke unterliegen der Kontrolle der Vernunft. Man soll beim Essen und Trinken anhalten und nicht der Völlerei nachgeben. Es ist wohlthätig, sich nicht immer satt zu essen.

Das zweite Gebiet, auf dem die Tugend der Mäßigkeit gelernt und geübt werden soll, ist der Gebrauch der Geschlechtskraft. Es ist der Ruhm unserer Kirche, dass sie als einzige Institution auf der Erde 2000 Jahre lang die Wahrheit über den gottgewollten Gebrauch der Geschlechtskraft gelehrt und festgehalten hat. Diese Wahrheit lautet: Es gibt keine sittlich erlaubte Ausübung geschlechtlicher Tätigkeit als in der gültigen Ehe. Um diesen Grundsatz im ganzen Leben durchzuhalten, ist seine kompromisslose Beobachtung von frühester Jugend an notwendig. In 70 Jahren Seelsorge lernt man die Menschen kennen. So weiß ich, dass es für die meisten Menschen zeitweilig oder lebenslang ein sexuelles Problem gibt. Es ist aber grundverkehrt, aus der Verbreitung und der Häufigkeit sexueller Verirrungen auf deren Unschädlichkeit oder gar Erlaubtheit zu schließen, wie es außerhalb unserer Kirche fast allenthalben geschieht. Die sexuelle Selbstreizung zur Selbstbefriedigung ist alles andere als eine harmlose Durchgangsstufe. Sie richtet Verwüstungen in der Seele des Kindes an und kann Bahnen einschleifen, die selbst bei Erwachsenen nicht verlassen werden. Genauso falsch ist es, voreheliche geschlechtliche Beziehungen als übliche oder zulässige Erprobung anzusehen. Was vor der Ehe in geschlechtlicher Hinsicht verplempert wird, schwächt die Kraft, die Ehe nach Gottes Willen zu leben. Die Ehe ist der einzige normale, sittlich zulässige Ort geschlechtlicher Betätigung. Aber auch hier sind Beschränkung und Überwindung unerlässlich. Die Fixierung auf den Geschlechtsakt ist kein geeignetes Fundament für ein gedeihliches Eheleben. Sparsamkeit und Beherrschung im ehelichen Austausch sind weit besser tauglich, die eheliche Liebe zu erhalten als Ausbrüche des Begehrens.

Die Mäßigkeit zeitigt bedeutsame Früchte. Schon im Begriff der Mäßigkeit spricht sich der geistige Adel und die Erhabenheit aus, welche diese Tugend dem Menschen verleiht. Dadurch dass die Mäßigkeit die Sinnlichkeit zurückdrängt, den sinnlichen Genuss einschränkt oder bisweilen ganz versagt, erhebt sie den Menschen gleichsam über sich selbst; die Unmäßigkeit erniedrigt ihn. Während die Hingabe an die Sinnlichkeit das Geistesleben des Menschen entkräftet und schwächt, bringt die Mäßigkeit es zu freierer und reicherer Entfaltung. Das geistige Auge wird geschärft für die Gegenstände der Erkenntnis, der Wille gekräftigt und gestärkt zu freudiger Hingabe an das Gute. Die Beherrschung der Sinnlichkeit macht schließlich besonders empfänglich für das höhere, himmlische Leben, für die Hingabe an Gott in Glauben und Liebe; sie gibt Verständnis für die geoffenbarte Wahrheit und das ewige Schöne. Kein Gift ist so gefährlich und kein Laster erniedrigt den Menschen so sehr wie der unmäßige Sinnengenuss. Er macht sich mehr oder weniger untauglich für diejenigen Tätigkeiten, die dem Menschen eigentümlich sind, für ernstes Denken und wissenschaftliche Arbeit. Er verliert die Lust zum Gebet und verfällt häufig dem Unglauben. Der Geist, der Wille zieht nach oben zur Erfüllung des göttlichen Willens, die Sinnlichkeit zieht nach unten. Röm 7,22f.

Unmäßigkeit (*gula*) ist die ungeordnete Sucht nach Ernährungs- und Genussmitteln, speziell die ungeordnete Zufuhr von Speise und Trank. Thomas (2/2, q. 148 a.2) erklärt Unmäßigkeit als Todsünde, wenn die Esslust derart zum Selbstzweck und Hauptmotiv erhoben wird, dass die Gesetze der Vernunft, die göttlichen und kirchlichen Gebote übertreten und schwere Schädigungen hervorgerufen werden. Unmäßigkeit ist eine Kapital- und Wurzelsünde; sie zieht andere Sünden nach sich. Folgen sind: Verschwendung, Verarmung, Habsucht, Unkeuschheit, Abstumpfung der Geisteskräfte, Abneigung gegen das Höhere, gegen Religion, Arbeit und Opfer, Gesundheitsschädigungen. Der Komponist Max Reger (1873-1916) hat eine Fülle von Werken geschaffen. Sein früher Tod (mit 43 Jahren) ist seinem kräftezehrenden Arbeitspensum, aber auch seiner ungezügelter Esslust zuzuschreiben. Der Unmäßigkeit im Essen und Trinken ist die Unkeuschheit im Geschlechtlichen benachbart. Von dem heidnischen Dichter Terenz stammt das Wort: *Sine Cerere et Baccho friget Venus*. Ceres ist die altitalische Göttin der Fruchtbarkeit, besonders der Ackerfrüchte. Bacchus ist der Gott der Fruchtbarkeit und des Weines. Venus ist die altitalische Göttin der geschlechtlichen Liebe. Wörtlich übersetzt bedeutet der Spruch: Ohne die Göttin der Fruchtbarkeit und den Gott des Weines ist die Göttin der geschlecht-

lichen Liebe kalt, untätig. Damit wird auf den Zusammenhang zwischen Speise und Trank und dem geschlechtlichen Leben angespielt. Der Bundeskanzler Helmut Kohl war ein starker Esser. Er bekam im Weißen Haus zu Washington doppelte Portionen. Mit seiner Esslust hing es wohl zusammen, dass er an seiner Ehefrau nicht genug hatte und eine Geliebte unterhielt.

Der Gegensatz zu der Mäßigkeit im Geschlechtlichen ist die Unmäßigkeit. Sie besagt das Übermaß geschlechtlicher Betätigung. Da diese der Ehe vorbehalten ist, besagt das Übermaß den zu häufigen, exzessiven Gebrauch der Geschlechtlichkeit. John Fitzgerald Kennedy (1917-1963) war von 1961 bis 1963 der 35. Präsident der Vereinigten Staaten. Er suchte seiner Regierungsübernahme den Charakter eines Durchbruchs der jungen Generation zu geben. Sein Charakterbild ist getrübt durch seine zahllosen Affären mit Frauen. Er behauptete, Kopfschmerzen zu haben, wenn er nicht täglich zweimal Geschlechtsverkehr habe. Kennedy war der erste katholische Präsident der USA. Die amerikanischen Katholiken waren stolz auf ihn. Aber als seine zügellose Lebensweise bekannt wurde, schämten sie sich für ihn. Katholische Schulen hängten sein Bild in den Klassenzimmern ab. Die geschlechtliche Begierde ruiniert das Ehe- und Familienleben. Es ist nicht wahr, dass mit der Häufung des Geschlechtsverkehrs das Band der Liebe zwischen den Gatten gefestigt werde; es wird nicht gefestigt, sondern zerrüttet. Die wahre Liebe hat viele Möglichkeiten sich auszudrücken. Die eheliche Einigung kann eine solche sein, wenn sie mit Überlegung, Rücksicht und Schonung vorgenommen wird. Die Libido macht unempfänglich für die Religion, das Gebet und den Sakramentenempfang. Sie führt zur Furcht vor der Ewigkeit. Sie kann mit Verblendung, Irrglauben, Unglauben, ja mit Hass gegen Gott enden. Die Unmäßigkeit im Bereich des Geschlechtlichen hat zahlreiche üble Folgen. *Usu crescit, numquam satiatur*, schreibt der hl. Hieronymus. Das geschlechtliche Begehren ist unersättlich. Es wächst, indem man ihm nachgibt, verlangt immer stärkere Dosen, giert nach Abwechslung; es wird niemals satt. Die Libido führt zu Unlust und Verdrossenheit. Die geschlechtliche Begierde treibt zur Unbeständigkeit und Übereilung. Sie macht gleichgültig gegen wahre Ehre, gegen Hab und Gut, gegen Stellung und Position.

Zahlreich sind die Gefahren und die Folgen der Trunksucht, des ungezügelter Genusses berauschender Getränke. Die Trunksucht stört den Vernunftgebrauch, gefährdet die Gesundheit, verleitet zu Geschwätzigkeit, zu verwerflichen Unterhaltungen und zu ungehörigem Betragen; sie ertötet den Sinn für das Höhere. Mancher bedeutender Mann hat sein Leben durch unbeherrschten Umgang mit berauschenden Getränken verkürzt. Der große türkische Staatsmann Mustafa Kemal Atatürk zerrüttete seine Gesundheit durch übermäßigen Genuss von Alkohol und starb mit 57 Jahren. So manche große künstlerische Begabung ist durch übermäßigen Konsum von Alkohol ruiniert worden. Der Dichter Christian Dietrich Grabbe (1801-1836) zerstörte sich und seine Begabung durch hemmungslosen Genuss von Alkohol. Der österreichische Schriftsteller Joseph Roth (1894-1939) starb an den Folgen seiner Trunksucht in einem Pariser Armenhospital. Der russische Komponist Modest Petrowitsch Mussorgsky (1839-1881) war ein genialer Musiker. Zeugnis seiner Kunst ist die Oper „Boris Godunow“. Aber er litt an Alkoholismus, seine Werke blieben vielfach Fragment und wurden von seinen Freunden ergänzt.

Maßlosigkeit ist nicht auf das Gebiet der Sinnlichkeit beschränkt. Sie kann sich auch in das Denken und Streben eines Menschen einnisten und dort verhängnisvolle Wirkungen zeitigen. Die antike Ethik kannte Begriff und Sache der Hybris. Sie verstand darunter die Selbstüberhebung des Menschen, besonders gegenüber der Macht der Götter; sie fordert deren Neid, Zorn und Vergeltung heraus. Die Göttin Nemesis tritt ihr entgegen durch Vergeltung, Strafe und Missbilligung. Wir sprechen von Größenwahn, Überheblichkeit und Vermessenheit. Größenwahn ist übersteigerte Geltungssucht. Der Betroffene leidet an einer extremen Ich-Überschätzung. Er schreibt sich sinnlos übertriebene (positive) Eigenschaften und Fähigkeiten sowie eine überhöhte soziale Stellung zu. Häufig ist Größenwahn eine Überkompensation vorhandener Selbstwertstörungen. Wir haben in Deutschland Künstler, Politiker, Regenten erlebt, die Selbstüberschätzung und Maßlosigkeit zeigten.

Der Komponist Richard Wagner war in Charakter und Verhalten alles andere als vertrauenswürdig und ehrenhaft. Seine Ehefrau Minna, die er betrog, stellte die Frage: „Hat ein genialer Mann das Recht, auch ein Schuft zu sein?“ Er war von seiner Einzigartigkeit und Überlegenheit über alle anderen überzeugt. Bismarck sagte über ihn: „Ich habe noch nie ein so überspitztes Selbstbewusstsein

gesehen.“ Der bayerische Ministerpräsident Ludwig von der Pfordten, übrigens ein evangelischer Christ, urteilte über ihn: „In meinen Augen ist Wagner der teuflischste Mensch unter der Sonne.“

Otto von Bismarck war ähnlich veranlagt. Er war von sich mehr als überzeugt. Als Bismarck den Posten eines Gesandten im Frankfurter Bundestag übernahm, schrieben liberale Blätter: „Er wäre auch dem Ruf gefolgt, eine Fregatte zu kommandieren oder eine Steinoperation durchzuführen.“ Sein überstarkes Selbstbewusstsein wurde weder durch seine Vorbildung noch durch sein Können getragen. Der österreichische Außenminister Prokesch von Osten beschrieb ihn als „eine hochmütige, gemeine Natur, voll Dünkel und Aufgeblasenheit, ohne Rechtsbewusstsein, faul, ohne gediegenes Wissen, gewandt als Sophist und Wortverdrehler“. Bismarck war auch bedenkenlos und skrupellos. „An Grundsätzen hält man nur fest, solange sie nicht auf die Probe gestellt werden; geschieht das, so wirft man sie fort“ (Bismarck).

Ein trauriges Beispiel für Selbstüberschätzung ist Adolf Hitler. Sein maßloser Charakter setzte sich um in eine maßlose Politik, die zum Untergang einer ganzen Weltordnung führte. Er litt an hybrider Selbstüberschätzung, hatte ein maßloses Temperament, war von trostloser Unbelehrbarkeit, erhob den durch nichts gerechtfertigten Anspruch auf Größe, zeigte eine starrsinnige Verachtung der Wirklichkeit, verfiel in infantile Rechthaberei, beanspruchte für sich die Unfehlbarkeit, war sich seines Übermenschentums bewusst und besaß totale Risikobereitschaft. Seine anfänglichen politischen und militärischen Erfolge, die er durch Verschlagenheit und Überraschung errang, verstärkten seine Vermessenheit. Der Mann, der es in vier Jahren Militärzeit nur bis zum Gefreiten gebracht hatte, ließ sich als den größten Feldherrn aller Zeiten feiern. Von der Kunst der Strategie hielt er nichts; er erklärte: „Das bißchen Operationsführung kann jeder machen.“ Dass der Krieg verloren war, wusste er bereits nach der Winterschlacht 1941/42. Trotzig führte er ihn weiter und äußerte gegenüber Generaloberst Hilpert: „Wenn das deutsche Volk den Krieg verliert, hat es sich meiner als nicht würdig erwiesen.“ Kein Verlust, kein Rückschlag, keine Niederlage war imstande, ihn zur Einstellung des sinnlos gewordenen Kampfes zu bewegen. Nur der mit nichts Verbundene braucht auf nichts mehr Rücksicht zu nehmen, Wahr ist, dass die größten Ungerechtigkeiten von denen ausgehen, die das Übermaß verfolgen, nicht von denen, welche die Not treibt (Arist.).

Große Männer im Reich des Geistes belehren uns über Nutzen und Notwendigkeit, Maß zu halten. Leonardo da Vinci: Das Glück besteht darin, in dem zur Maßlosigkeit neigenden Leben das rechte Maß zu finden. Der kundige Priester Sebastian Kneipp: Im Maße liegt die Ordnung. Jedes Zuviel und Zuwenig setzt anstelle von Gesundheit die Krankheit. Adalbert Stifter: Untergehenden Völkern schwindet zuerst das Maß. Der Jugendapostel Johannes Bosco: Übt Mäßigkeit, weil man damit die Gesundheit des Leibes und der Seele bewahren kann.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Himmelfahrt Christi (1)

26.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Einleitung

Die Himmelfahrt Christi gehört zu den ältesten christlichen Dogmen. Sie findet sich in allen Formen des Apostolischen Symbolums. Das Dogma lautet: Christus stieg mit Leib und Seele aus eigener Kraft in den Himmel hinauf. Um gewollten oder ungewollten Missverständnissen vorzubeugen, sei gleich am Anfang der Überlegungen festgestellt: Das Wort Himmel ist doppeldeutig. Einmal besagt es das scheinbare Gewölbe, das sich über dem Horizont eines Beobachters aufspannt, wo die Wolken ziehen, von wo der Regen fällt, zu dem die Astronauten aufsteigen, wo zahllose Sterne sich befinden. Zum anderen ist Himmel „das theologische Bildwort für den endgültigen Heilszustand der durch Christus mit Gott für immer vereinten, geretteten Menschheit“, der nicht räumlich bestimmt werden kann, „die Dimension des Einsseins von Gott und Mensch“ (Joseph Ratzinger). Das Bekenntnis der Himmelfahrt Christi ist untrennbar mit dem Bekenntnis seiner Auferstehung verbunden und umgekehrt. Es kann weder aufgegeben noch umgedeutet werden. Nicht alle Theologen, die sich zum Christentum zählen, halten an der Glaubenswahrheit fest. Im Protestantismus werden mannigfache Ansichten zur Himmelfahrt Christi vorgetragen. Schon die Reformatoren gingen in ihrem Verständnis auseinander. Von nicht wenigen wurde die Lehre als sperrig empfunden. Die der Aufklärung verhaftete protestantische Theologie schied und scheidet die Himmelfahrt Christi als mythologische Aussage aus. In Preußen wurde im Jahre 1773 das Fest der Himmelfahrt des Herrn durch königliches Dekret abgeschafft, 1789 aber wieder eingeführt. Der wohl einflussreichste protestantische Theologe des 19. Jahrhunderts Friedrich Schleiermacher schied Auferstehung und Himmelfahrt Christi aus der Lehre von der Person Christi aus. Adolf von Harnack, einem Theologen von internationalem Ansehen und Haupt einer weit verbreiteten Schule, stand die Lehre von der Himmelfahrt Jesu im Widerspruch zu der ursprünglichen Verkündigung des Evangeliums. Rudolf Bultmann, wohl der angesehenste Theologe des 20. Jahrhunderts, eliminierte die Vorstellung von der Himmelfahrt erst recht als mythisch. Für Werner Georg Kümmel ist die Erzählung von der Himmelfahrt Christi „eine dem ursprünglichen Glauben an die Auferstehung Christi gegenüber sekundäre ‚späte Legende‘ (Grass)“, die der „Mythenkritik“ unterworfen werden müsse. Es ist schmerzlich und tief bedauerlich, dass Personen, die den christlichen Namen tragen, eine fundamentale Wahrheit des christlichen Glaubens verwerfen. Die Glaubenslehre der katholischen Kirche hält selbstverständlich an der Wirklichkeit der Himmelfahrt Christi fest. Innerhalb des Glaubens an diesen Artikel des Symbolums bleiben jedoch manche Fragen. Es soll hier versucht werden, die eine oder die andere zu beantworten.

I. Die Erhöhung Christi

Wer von der Himmelfahrt Christi sprechen will, muss ausgehen von seiner Auferstehung. Es ist der fundamentale Satz des katholischen Glaubens: Jesus Christus ist am dritten Tage nach seiner

Hinrichtung lebendig dem Grab entstiegen; er ist auferstanden von den Toten. Die Auferstehung besagt einmal die reale Wiedervereinigung von Leib und Seele. Der Herr stand sodann auf in verklärter, vergeistigter Gestalt, d.h. er war erhaben über die Schranken von Raum und Zeit. Es handelt sich nicht um die Wiederherstellung der irdischen Leiblichkeit des historischen Jesus. Dennoch ist der Auferstandene identisch mit dem historischen Jesus. Die Auferstehung Jesu ist von höchster Bedeutung für ihn selbst. Denken wir, was aus dem Christentum geworden wäre ohne dieses Ereignis. Dann wäre Jesus in die Geschichte eingegangen als ein gescheiterter Prophet. Dann hätte es kein Christentum und keine Kirche gegeben. Mit seiner Auferweckung bestätigte der himmlische Vater das Priestertum Christi, die Annahme und den Heilswert seines Kreuzesopfers. Der auferstandene Christus stirbt nicht mehr. Der Sohn Gottes, der sich durch die Annahme der leidensunterworfenen Menschennatur der Gottgleichheit entäußert hatte, ist durch die Auferstehung erhoben worden. Die Auferstehung Christi ist seine Erhöhung. Von ihr spricht die Heilige Schrift an zahlreichen Stellen. Die Erhöhung besagt das endgültige Angenommensein des menschengewordenen Sohnes Gottes in die Herrlichkeit und Macht des himmlischen Vaters. Durch die Rechte Gottes ist Jesus erhöht worden (Apg 2,33). Gott hat ihn durch seine Rechte zum Herrscher und Heiland erhoben (Apg 5,31). Jetzt sitzt er „zur Rechten Gottes“ (Mk 14,62; 16,19; Apg 2,33f.; Eph 1,20; Heb 1,3. 13; 8,1; 10,12f.; 12,2). Nun ist er recht eigentlich der „Herr“ (kyrios) (Apg 2,36; Phil 2,11) und „Christus“ (Apg 2,36) eingesetzt. Auferstehung und Einsetzung in die himmlische Vollmachtsstellung können begrifflich unterschieden werden, sind aber zeitlich nicht voneinander getrennt (Eph 1,20). Die sachliche Verbindung von Auferstehung und Himmelfahrt ist auch eine zeitliche. In der Heiligen Schrift ist nur von einem und einzigem Vorgang der Erhöhung die Rede (Apg 2,33-35; 5,30f.; 7,56). Die Jünger haben in den ihnen gewährten Erscheinungen Jesus nicht bloß als den Lebendigewordenen, sondern als „Sohn“ und „Herr“ erlebt. „Erhöhung“ fasst somit Auferstehung und Himmelfahrt Christi zusammen. Auferstehung und Erhöhung sind nicht zwei getrennte Vorgänge, sondern gehören untrennbar zusammen. Der den Jüngern erscheinende Jesus ist der erhöhte Auferstandene. Eine Erhöhung, die der Auferstehung zeitlich nachfolgt, ist auch dadurch ausgeschlossen, dass die Jünger vor dem ihnen erscheinenden Jesus anbetend niederfallen und seine Gottgleichheit als „Herr“ bekennen (Mt 28,9. 17; Lk 24,52; Joh 20,28). Wenn der Auferstandene zu den Emmausjüngern sagt, „der Messias musste leiden und so in seine Herrlichkeit eingehen“ (Lk 24,26), dann ist damit ausgesagt, dass er sich bereits in der Herrlichkeit befindet. Der Geist kann erst dann zu den Menschen kommen, wenn Jesus verherrlicht ist (Joh 7,39; 16,7; Apg 1,4f.; 2,32f.; Eph 4,8). Da dies in seiner Auferstehung geschehen ist, kann er den Aposteln am Abend des ersten Wochentages den Geist spenden (Joh 20,22). Um Zeuge der Auferstehung zu sein, muss man auch Zeuge der Himmelfahrt gewesen sein (Apg 1,21f.).

II. Die Erscheinungen des Erhöhten

Der Auferstandene und Erhöhte hat sich seinen Jüngern wiederholt und in mehrfacher Weise zu erkennen gegeben. Er erschien „denen, welche mit ihm von Galiläa nach Jerusalem hinaufgezogen waren“ (Apg 13,31). Während dieser Tage war er seinen Jüngern sinnhaft erfahrbar (Lk 24,39-49). Aber er hat nicht erneut einen Umgang mit den Jüngern gepflogen, wie er ihn vor seiner Hinrichtung gepflegt hatte. Die Erscheinungen des Herrn sind keine Fortsetzung oder Wiederaufnahme der irdischen Wirksamkeit. Der Tod am Kreuze ist der Abschluss des Erdenlebens Jesu. Die Behauptung, die Erzählung der Lukasschriften setzte „die Rückkehr des Auferstandenen in ein irdisches Leben voraus, das durch die Himmelfahrt Christi beendet wird“ (Werner Georg Kümmel), trifft nicht zu. Es ist deswegen auch müßig zu fragen, an welchem Platz der Herr während dieser Zeit verweilt habe. Michael Schmaus schreibt: „Wo Jesus sich in den vierzig Tagen zwischen Auferstehung und Himmelfahrt aufhielt, wissen wir nicht.“ Er beruft sich dafür auf Thomas von Aquin, Summa theologica III, Frage 55, Artikel 3 zum zweiten Einwand. Dagegen ist zu sagen, dass sich Jesus in den Tagen der Erscheinungen nicht an einem Ort auf dieser Erde aufhielt. Er weilte in der Herrlichkeit des Vaters (vgl. Joh 20,17). Das Neue Testament kennt keinen Zwischenzustand, in dem Jesus zwar auferstanden, aber nicht aufgefahren wäre. Der Jesus, der sich den Emmausjüngern zugesellte, ist bereits in

Gottes Herrlichkeit eingegangen, wie er die die Wanderer wissen lässt (Lk 24,26). Die Auferstehung Christi geschieht in einem verwandelten, verklärten Leibe. Dieser „passt“ nicht in die irdische Welt; er gehört der jenseitigen Welt an. Wenn der Auferstandene „den von ihm bestimmten Zeugen“ sichtbar wird, erscheint, dann ist sein Ausgangsort nicht ein irdischer Platz, sondern der Himmel.

III. Das Evangelium der 40 Tage

Der Verkehr des auferstandenen Jesus mit seinen Jüngern hatte Bedeutung nur für diese. Man kann ihn als Jüngerschulung und Jünger-ausstattung bezeichnen. Jesus hat das „Evangelium der 40 Tage“ nicht in einem systematischen Kurs verkündet. Er hat vielmehr seine Lehre und seine Weisungen bei unterschiedlichen Begegnungen mit seinen Jüngern vorgebracht. Ihr Inhalt und ihr Zweck sind folgende. In diesen Tagen bewies der Herr den Jüngern einmal die Wirklichkeit seiner leibhaftigen Auferstehung, und zwar so eindringlich und nachhaltig, dass sie nie ein Zweifel daran überfiel. Es existiert kein Zeugnis, dass auch nur ein Jünger jemals an der Wirklichkeit und Wahrheit der Auferstehung Jesu irre geworden wäre. Die Erscheinungen des Auferstandenen dienten sodann der Belehrung der Jünger über den Zusammenhang von alttestamentlicher Vorhersage und neutestamentlicher Erfüllung (Lk 24,25-27. 44-48). Was an Jesus geschah, war kein Unfall und kein Verhängnis, sondern die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. In den knapp sechs Wochen der Erscheinungen unterrichtete der Herr seine Jünger autoritativ und endgültig über die Gottesherrschaft, das Reich Gottes (Apg 1,3). Alle Gedanken an ein irdisches Reich, vergleichbar den Imperien der Geschichte, wies er ab. Das Reich Gottes ist eine transzendente und zukünftige Größe. Nicht Menschen führen es herauf, sondern die Macht und die Weisheit des himmlischen Vaters. Schließlich gab der erscheinende Auferstandene den Jüngern seine Sendung weiter (Joh 20,21). Nicht ihr Entschluss führte sie bis an die Grenzen der Erde, sondern der Befehl und die Ausstattung ihres Herrn. Jesus erteilte den Aposteln Aufträge (Apg 1,2). Er gab in den 40 Tagen den Jüngern ihre bleibende Aufgabe. Sie sollen seine Zeugen sein in Jerusalem, in ganz Judäa und Samaria und bis an die Grenzen der Erde (Apg 1,8). Er befahl ihnen, alle Völker zu Jüngern zu machen, sie zu taufen und ihnen seine Lehre zu vermitteln (Mt 28,19f.). Er versicherte sie seines Beistandes bei ihrer missionarischen Tätigkeit, der bis zur Wundertätigkeit reichen sollte (Mk 16,17f.). Der Herr gab schließlich den Jüngern den Heiligen Geist (Joh 20,22), die Kraft aus der Höhe. Er übertrug ihnen die Vollmacht, Sünden nachzulassen (Joh 20,23). Der Herr bestellte Petrus zum Oberhirten über seine gesamte Jüngerschaft (Joh 21,15-17). Er gab den Jüngern die Gewissheit, stets ohne Unterbrechung und ohne Aufhören bei ihnen zu sein bis zum Ende der Welt (Mt 28,20).

Wer die Erhöhung Christi, den vierzig-tägigen Verkehr des Herrn mit seinen Jüngern nach seiner Auferstehung preisgibt, amputiert Jesus, unseren Heiland, macht die Kirche Gottes zu einem Gemächte von Menschen und zerstört unsere Hoffnung auf die Inbesitznahme der Plätze, die der Herr im Himmel seiner Freuden für uns bereitet hat. Halten wir uns an das Zeugnis der Apostel, der Augen- und Ohrenzeugen des erhöhten Herrn. Sprechen wir dem reuigen Schächer nach, was er dem Leidensgenossen in der Mitte sagte: Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Himmelfahrt Christi (2)

29.05.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

I. Die endgültige Heimkehr Christi

Am Ende der 40 Tage steht die endgültige Rückkehr Christi in die Herrlichkeit des Vaters. Die Jünger kehrten nach dem „Emporgetragenwerden ihres Herrn mit großer Freude“ nach Jerusalem zurück (Lk 24,52). Sie sahen darin die Bestätigung seiner Gottgehörigkeit und seiner Mittlertätigkeit, den Beweis seiner Erhöhung und die Gewähr seiner Wiederkunft. Diese Himmelfahrt unterscheidet sich beträchtlich von der Trennung Jesu nach jeder seiner Erscheinungen. In diesen entfernte sich Jesus nach seinem Sichtbarwerden durch bloßes Verschwinden, durch Unsichtbarwerden. Den Emmausjüngern „entschwand er aus ihrer Mitte“ (Lk 24,31). Die Jünger erfuhren nicht aus seinem Munde, wohin er ging. Er kam bei verschlossenen Türen (Joh 20,19) und ging bei verschlossenen Türen. Seine verklärte Natur spottete jedem Schloss und Riegel. In der (letzten) Himmelfahrt lässt Jesus seine Rückkehr zum Vater jedoch durch ein sinnlich wahrnehmendes Geschehen erkennen. Lukas und Markus schildern diese Himmelfahrt Jesu nach der letzten Erscheinung (Apg 1; Mk 16,19). Christus hat die Himmelfahrt vor seinen Aposteln vollzogen (Mk 16,19; Lk 24,51; Apg 1,9f.; Eph 4,10; Hebr 4,14). Segnend schied er von ihnen und fuhr in den Himmel hinauf (Lk 24,51). Nach seinem letzten Beisammensein mit seinen Jüngern ist Jesus also nicht plötzlich verschwunden, sondern vor ihren Augen zum Himmel aufgefahren, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, dass er nun dauernd beim Vater sein und sich ihnen nicht mehr zeigen werde. Dieses Ereignis entsprach wie das ganze Leben Jesu dem Willen des himmlischen Vaters. Dementsprechend hat er sein Himmelfahrt vorhergesagt (Joh 6,62; 14,2-4; 16,28; 20,17). Die (sichtbare) Himmelfahrt beendet die letzte Erscheinung des Auferstandenen vor seinen Jüngern. Sie beschließt auch das Offenbarungswirken des Herrn. Die Himmelfahrt ist Abschluss der Offenbarungsgeschichte.

Die sichtbare Himmelfahrt (am Ende der 40 Tage) vollzog sich nach oben, in Richtung auf den Wolkenhimmel. Doch der Himmel der Engel und der verklärten Menschen unterliegt nicht den lokalen Bezeichnungen „oben“ und „unten“. Er ist dort, wo Gott sich den Seligen offenbart, dessen Lage wir nicht kennen. Die Geste bzw. die Aussage des Emporschwebens hat also keine Parallele in der Raumfahrt der Astronauten. Sie ist vielmehr ein Symbol der neuen Existenzweise, die Jesus in seiner Auferstehung gewonnen hat. Gegen naturalistisches Missverständnis des Auffahrens schützt die Aussage, er sei „über alle Himmel“ aufgestiegen (Eph 4,10). Der Himmel, in den Jesus aufgefahren ist, transzendiert nicht nur die Erde, sondern auch das Firmament und die Welt der Sterne. So muss es sein, wenn Gott er selbst bleiben soll. Gott ist unsichtbar für menschliche Augen. Die Unsichtbarkeit ist eine Wesens-eigenschaft Gottes. Sie ist Ausdruck seiner totalen Andersartigkeit gegenüber allen Geschöpfen. Ein Gott, der vom Menschen gesehen werden könnte, wäre ein Bestandteil der Schöpfung, verlöre seine Göttlichkeit, seine Unverfügbarkeit für den Menschen. Er wäre angreifbar. Die Welt Gottes, der besondere Wirkraum Gottes, die Stätte seiner einzigartigen Gemeinschaft mit den

Menschen hat Teil an seiner Unsichtbarkeit. Der Zugang zu ihr ist Menschen verschlossen, ist allein durch Gottes Allmacht eröffnet. Das eigenmächtige Eindringen in Gottes Welt ist ausgeschlossen.

Die äußere Erhebung in die Lüfte versinnbildet den Übergang Jesu in den jenseitigen Zustand der Seligkeit, aber sie bewirkt ihn nicht. Deren Ursache ist die Verklärung, die Jesus in der Auferstehung erfahren hat. Alle Erscheinungen des Auferstandenen erfolgten vom Himmel her. Sie wurden ausnahmslos beendet durch die Rückkehr in den Himmel. Der Abschluss der Erscheinungen wird dadurch angedeutet, dass himmlische Boten den Blick auf die Wiederkunft Christi (als endzeitlicher Richter) lenken (Apg 1,10f.). Die Heilige Schrift spricht sowohl vom aktiven Hinaufsteigen (Eph 4,10; 1 Petr 3,22; Joh 6,22; 13,3; 20,9) als auch vom passiven Emporgehobenwerden (Mk 16,19; Lk 24,51; Apg 1,9.11; 1 Tim 3,16). Beide Redeweisen haben ihre Berechtigung. Denn Gott ist in jedem Falle die entscheidende Wirkursache, der Mensch lediglich die Werkzeugursache des wunderbaren Vorgangs. Die Kirche legt Wert darauf zu erklären, dass Christus zum Himmel auffuhr aus eigener Kraft. Das ist ein Unterschied zu den Fällen des Hinauf- oder Weggetragenwerdens, die von Elias (4 Kg 2,11), Habakuk (Dan 14,35) oder dem Diakon Philippus (Apg 8,39) berichtet werden. Jesus bewirkte die Auffahrt zum Himmel aus eigenem Vermögen. Er vollzog sie als Gott und als Mensch. Der göttlichen Macht bot sie keine Schwierigkeit. Seine menschliche Kraft wurde durch die Verklärung, die er in der Auferstehung erfuhr, befähigt, den Leib dahin zu bewegen, wohin ihn der Wille des himmlischen Vaters rief.

II. Der Himmel des erhöhten Christus

Christi Himmelfahrt geschah nicht nach seiner göttlichen, sondern nach seiner menschlichen Natur. Der göttlichen Natur nach hat er, der als Gott Himmel und Erde erfüllt, den Himmel nie verlassen. Seiner menschlichen Natur nach war er vor der Auffahrt nicht im Himmel, d.h. in der Welt Gottes. Mit der Auferstehung und Himmelfahrt tritt zum erstenmal ein Mensch, der Mensch Jesus, ein in die Herrlichkeit des himmlischen Vaters. Damit wird eine neue Wirklichkeit geschaffen. Denn Christus kehrt nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt nicht in einen schon vorher existierenden Himmel zurück. Vielmehr schafft er dadurch den Himmel als die Stätte des verklärten Christus und aller derer, denen er Anteil an seiner Gegenwart gibt. Seiner menschlichen Natur nach, also nach Leib und Seele, begründet er den Ort der gemeinsamen Seligkeit der Engel und Menschen. Jesus bereitet den Seinen ein Heim und erschließt ihnen den Weg zu diesem Heim (Joh 14,2f.; Hebr 6,20). Richtig erklärt Joseph Ratzinger, „daß ‚Himmel‘ als die Dimension des Einsseins von Gott und Mensch überhaupt erst durch die Himmelfahrt Christi und die darin geschehene Einbeziehung des Menschen in die Wesensweise Gottes gegründet wurde“.

Die Menschen mögen fragen, wo Christus nach seiner Himmelfahrt weilt. Nach seiner menschlichen Natur kann er nicht allgegenwärtig, muss er an einem bestimmten Ort gegenwärtig sein. Dieser Ort ist unserer Erfahrung nicht zugänglich. Niemand vermag anzugeben, wo sich die menschliche Natur Christi befindet. Michael Schmaus meint, dass die Erhöhung Christi „eine lokale Versetzung der verklärten menschlichen Natur Christi an einen ihrem verklärten und seligen Zustand entsprechenden Ort innerhalb der Schöpfung“ ist. Daniel Feuling spricht ähnlich von einem „Ort in dieser materiellen Welt, den Gott bestimmt hat für den Menschensohn und für die Seligen, die zur Vollendung kommen“.

III. Der Heilswert der Himmelfahrt Jesu

Was bedeutet die Himmelfahrt Christi für uns? Haben wir Gewinn, Nutzen daran? Die Auferstehung Jesu ist seine Inthronisation zum Messias und Herrn (Apg 2,35f.; Hebr 1,5). Sie hat ihm „Herrlichkeit“ (*doxa*) (Röm 8,17; 1 Petr 1,21; 1 Tim 3,16) und „Kraft“ (*dynamis*) (Röm 1,4) verschafft. Jetzt hat er einen Namen über alle Namen empfangen, auf dass jedes Knie sich vor ihm beuge und jede Zunge bekenne, dass Jesus Christus der Herr ist in der Herrlichkeit Gottes des Vaters (Phil 2,9-11). Er ist jetzt zum „Herrscher und Heiland“ erhöht, „um Israel Buße und Vergebung der Sünden zu ermöglichen“ (Apg 5,31). Er hat uns „in Christus miterweckt und miteingesetzt im Himmel“ (Eph

2,4-6). Durch seine Erhöhung ist er nun wahrlich „der Sohn Gottes in Kraft“ (Röm 1,4). Nun erfüllt sich sein Wort: „Wenn ich von der Erde erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen“ (Joh 12,32). Als Erhöhter ist er das Haupt seiner Kirche, belebt und leitet er seine Glieder. Nun kann er jene retten, die durch ihn Gott nahen; denn er lebt, um als Fürbitter für sie einzutreten (Hebr 7,24f.). Der zur Rechten Gottes befindliche Jesus legt Fürsprache für uns ein (Röm 8,34). Die Wirksamkeit seiner Bitte zeigt sich an der machtvollen Sendung des Heiligen Geistes am Pfingsttage. Er sendet den Aposteln den Heiligen Geist (Joh 14,16; 16,7). Er teilt den Seinen reiche Gnaden mit, Geistesgaben und Dienstämter (Eph 4,7f., 11). Jesus hat den Menschen den Weg zum Himmel gezeigt und eröffnet (Hebr 6,20). Er bereitet den Seinen eine Stätte im Himmel (Joh 14,2f.). Mit ihm zogen auch die Gerechten des Alten Bundes in den Himmel ein (Eph 4,8). All dies geschah nach dem Willen des himmlischen Vaters, den Christus kannte und bejahte. Der himmlische Vater hat ihn zum Richter der Lebendigen und der Toten bestimmt (Mt 13,41-43; 25,31-46; Lk 21,36; Apg 10,42; 17,31; Joh 5,22. 27). Jesus hat sein einstiges Kommen aus dem Himmel vor seinen irdischen Richtern vorhergesagt (Mt 26,64). Er harret auf seine Wiederkunft und auf das Weltgericht, deren Termin der himmlische Vater bestimmt hat. Er wird uns im Endgericht retten (1 Thess 1,10).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Zusage des Heiligen Geistes (1)

05.06.2022 (Pfingstsonntag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Gegenstände des Glaubens sind normalerweise verborgen, der Erfahrung nicht zugänglich. Wir sind außerstande, die heiligmachende Gnade zu messen oder zu wägen. Wir können die Wirkung des heiligen Sakramentes der Firmung nicht berechnen oder zählen. Doch unser Heiland hat Verheißungen ausgesprochen, die Bezug zum täglichen Leben und zur Erfahrung haben. Der auferstandene Herr hat bei seiner letzten Erscheinung den Jüngern die Verheißung gegeben: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Weltende“ (Mt 28,20). Wenn dieses Wort nicht in den Wind gesprochen sein soll, dann muss sich die Gegenwart des Herrn in der Erfahrung und in der Geschichte seiner Gläubigen zeigen. Seine besondere Nähe hat der Herr jenen zugesagt, die um des Glaubens willen Verfolgung leiden. Sie sind nicht verlassen und nicht sprachlos. Sein Geist ist bei ihnen. „Wenn sie euch vor die Synagogen, vor Gewalten und Mächte schleppen, dann sorget nicht, wie und was ihr zu eurer Verteidigung sagen oder was ihr reden sollt. Der Heilige Geist wird euch in jener Stunde lehren, was gesagt werden muss“ (Lk 12,11f.). Die Erfüllung dieser Zusage lässt sich nachprüfen. Zu allen Zeiten waren die Bekenner und die Martyrer des Glaubens davon überzeugt, dass Gott in der Verfolgung und Peinigung bei ihnen ist. In der Zeit des Hitlerregimes wurden Hunderte und Tausende Menschen vor Gericht gestellt, weil sie das Unrecht und die Ungerechtigkeiten der Regierung nicht stumm und widerstandslos hinnahmen. Darunter waren viele Christusgläubige und nicht wenige Priester. Sie durchschauten den verbrecherischen Charakter des Hitlerregimes und sprachen ihren Abscheu gegen es aus. Ihre Taten waren zum großen Teil geringfügig: Abhören ausländischer Sender, düstere Ansichten über die militärische Lage, kritische Bemerkungen über die Regierenden des Dritten Reiches, Notwendigkeit einer Wende, Austausch über den Wiederaufbau Deutschlands nach dem voraussehbaren Zusammenbruch. Eine beträchtliche Schar erklärte ihr Einverständnis mit dem Versuch eines Umsturzes und ihre Bereitschaft, an dem daraus erhofften neuen Staatswesen mitzuarbeiten. Eine kleine Anzahl war aktiv an den Ereignissen des 20. Juli 1944 beteiligt (durch Beschaffung und Zündung des Sprengkörpers, durch Auslösung des Walküre-Alarms und durch den Versuch, die Machthaber des Dritten Reiches zu entmachten). Nicht ganz wenige wussten um die Vorbereitungen zum Sturz der Hitlerherrschaft, wandten sich aber nicht an die Strafverfolgungsbehörden. Sie wurden allein wegen der Nichtanzeige dem Tode überliefert. Wir wollen sehen, wie sich christgläubige Männer und Frauen verhalten haben, die wegen einer der genannten Taten verhaftet, vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt und hingerichtet wurden. Haben sich an ihnen die Verheißungen Jesu über den Beistand Gottes in extremer Gefahr erfüllt?

I. Vor Gericht

Äußerungen der Angeklagten vor Gericht sind relativ selten überliefert. Der Grund dafür ist in der Tatsache gelegen, dass die Teilnehmer an den Prozessen gesiebt und Sympathisanten der Angeklagten nicht zugelassen waren. So fehlen bei vielen zum Tode Verurteilten die Zeugen, die ihre Aussagen

berichten könnten. Immerhin sind uns entscheidende Worte von manchen Angeklagten überliefert worden. Peter Graf Yorck von Wartenburg war seit 1938 in der Widerstandsbewegung und Mitbegründer des Kreisauer Kreises. Er versuchte, vor dem Volksgerichtshof seine Ablehnung des Naziregimes zu erklären. Er sagte Freisler: „Herr Präsident, ich habe bereits bei meiner Vernehmung angegeben, dass ich mit der Entwicklung, die die nationalsozialistische Weltanschauung genommen hat, nicht einverstanden war.“ Freisler fiel ihm ins Wort und ergänzte seine Ausführungen: „In der Judenfrage passte Ihnen die Judenausrottung nicht, die nationalsozialistische Auffassung vom Recht hätte Ihnen nicht gepasst.“ Ewald von Kleist bekämpfte aus christlicher und konservativer Gesinnung das Hitlerregime, war aber an der Vorbereitung des Umsturzversuches des 20. Juli 1944 nicht beteiligt. Am 3. Februar 1945 erklärte er vor dem Volksgerichtshof, er habe immer und mit allen Mitteln gegen Hitler und den Nationalsozialismus gekämpft und halte diesen Kampf für ein von Gott verordnetes Gebot. Kleist quittierte das Todesurteil mit den Worten: „Die Hinnahme des Todesurteils wird mir leichter fallen, als es Ihnen fallen wird, das Todesurteil zu fällen.“ Die Priester, die vor Gericht gebracht wurden, unternahmen es, ihre christlichen Motive für die Ablehnung des NS zu erklären. Max Joseph Metzger war ein eifriger Beförderer der Wiedervereinigung der getrennten Christen. Vor dem Volksgerichtshof versuchte er seine Bemühungen verständlich zu machen. Als er vom Reich Christi und dem Reich Satans zu sprechen anhub, fuhr Freisler dazwischen: „Das ist ja eine ganz andere Welt. Ihre Welt passt nicht in die unsere hinein. So etwas hat keinen Raum bei uns.“ Der Priester Josef Müller war als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg mehrfach verwundet und mannigfach ausgezeichnet worden, was sogar Roland Freisler beeindruckte. Doch hielt er ihm vor: „Sie haben einen Jenseitsberuf gewählt, solche Leute brauchen wir nicht, wir brauchen Diesseitsmenschen!“ Müller antwortete, in seinem ganzen Leben habe das Kreuz gestanden; er lege seine Sache „in die Hände der Gerechtigkeit und der Wahrheit“. Freisler ließ sich gelegentlich mit seinen Angeklagten in eine Debatte ein. So sagte er Helmuth James Moltke: „Herr Graf, eines haben das Christentum und wir Nationalsozialisten gemeinsam, und nur dies eine: wir verlangen den ganzen Menschen.“ Der Jurist Friedrich-Justus Perels (1910-45) meinte nach dem gescheiterten Attentat: „Es fallen so viele im Kampf für dieses System. Ich finde es besser, man fällt im Kampf gegen dieses System.“ Freisler schrie ihn an: „Nach dem Krieg wird die Kirche abgeschafft.“ Perels ruhige Antwort lautete trotz des Todesurteils: „Die Kirche wird bleiben.“ Manche sprachen den Präsidenten des Volksgerichtshofes und seine Mitrichter persönlich an. Der Berliner Rechtsanwalt Josef Wirmer war bekennender katholischer Christ. Freisler wusste darum, und so sagte er zu ihm nach der Verurteilung zum Tode: „Dann kommen Sie in die Hölle.“ Wirmer war um eine treffende Antwort nicht verlegen: „Es wird mir ein Vergnügen sein, wenn Sie bald nachkommen.“ Mit dem Generalobersten Erich Hoepner diskutierte Freisler, mit welchem Tier er sich vergleiche angesichts seiner Verfehlungen. Man einigte sich auf den Esel. Es kam vor, dass einer der Angeklagten selbst zum Ankläger wurde. Der Feldmarschall Erwin von Witzleben wurde am 8. August 1944 zum Tode verurteilt und wenige Stunden später hingerichtet. Vor der Verurteilung wandte er sich an den Präsidenten des Volksgerichtshofes, Freisler: „Sie können uns dem Henker überantworten. In drei Monaten zieht das empörte und gequälte Volk Sie zur Rechenschaft und schleift Sie bei lebendigem Leib durch den Kot der Straßen.“ Witzleben fügte mit bitterem Sarkasmus hinzu: „Beeilen Sie sich mit dem Hängen; sonst hängen Sie eher als wir.“

Alexander Schmorell war Mitglied der Widerstandsgruppe Weiße Rose in München, russischer Abstammung und orthodoxen Glaubens. Er gehörte zu der medizinischen Studentenkompanie. Freisler fragte Alexander Schmorell: „Was haben Sie denn an der Front getan?“ Schmorell antwortete: „Ich habe mich um die Verwundeten gekümmert.“ Freisler: „Ja, und wenn die Russen kamen, haben Sie nicht auf die Russen geschossen?“ Schmorell: „Genausowenig wie ich auf Deutsche schieße, schieße ich auf Russen.“ Freisler: „Seht euch diesen Verräter an! Das will ein deutscher Wachtmeister sein. Er fällt dem Vaterland in den Rücken.“ Die deutschen Universitätsprofessoren haben sich in der Zeit des NS nicht durch Bekennermut ausgezeichnet. Der Münchener Universitätslehrer Kurt Huber, der sich der Widerstandsbewegung anschloss, war eine Ausnahmeerscheinung. Er wurde durch seine Verbindung mit der Weißen Rose vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Seinen Anklägern sagte er im Frühjahr 1943: „Die innere Würde des Hochschullehrers, des offenen, mutigen Bekenners seiner Welt- und Staatsanschauung kann mir kein Hochverratsverfahren rauben.“ Keiner der in den

Schauprozessen verurteilten Christen äußerte Bedauern über das Verhalten, das ihn vor Gericht gebracht hatte. Der Oberstleutnant Cäsar von Hofacker war an der Umsturzaktion in Paris beteiligt. Am 30. August 1944 wurde er als Haupt der Verschwörung in Frankreich zum Tode verurteilt. Er stand zu seiner Tat und erklärte freimütig: „Ich bedauere, nicht an der Stelle meines Vetters Stauffenberg gewesen zu sein.“ Eva-Maria Buch wurde verurteilt, weil sie sich der französischen Zwangsarbeiter angenommen hatte. In der Hauptverhandlung wurde sie gefragt, weshalb sie die Widerstandsgruppe, der sie angehörte, nicht angezeigt habe. Sie antwortete: „Dann wäre ich ja so niederträchtig und verdorben, wie Sie mich hinstellen möchten.“

II. Abschiedsbriefe

Zeugnis ihrer Gesinnung, aber auch des in ihnen wirkenden Heiligen Geistes sind die letzten Zeilen, welche die zum Tode Verurteilten vor der Vollstreckung des Urteils an die ihnen Nahestehenden richteten. Ihre letzten Sorgen galten nicht ihrem unverdienten Schicksal, sondern den auf dieser Welt Zurückbleibenden. Der Diplomat Ulrich von Hassell wurde am 8. September 1944 zum Tod durch den Strang verurteilt. In seinem letzten Brief an seine Frau schrieb er: „Ich bin auch in diesem Augenblick vor allem von tiefer Dankbarkeit erfüllt gegen Gott und gegen dich... Gott lasse dich und meine Seele einst sich finden.“ Adam von Trott zu Solz (1909-1944) war Legationsrat im deutschen Auswärtigen Amt und suchte auf Auslandsreisen internationale Unterstützung für die Widerstandsbewegung. In seinem letzten Brief an seine Frau vor der Hinrichtung am 15. August 1944 schreibt er: „Dies ist wohl das Allerletzte. Ich liebe dich sehr. Es bleibt noch so viel zu schreiben – aber es ist keine Zeit mehr.“ Helmuth James Graf von Moltke (1907-1945) war Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht im OKW. Ab 1940 sammelte er im Kreisauer Kreis Regimegegner um sich, die für eine rechtsstaatliche Ordnung im Geist des Christentums und der sozialen Gerechtigkeit eintraten. Am 11. Januar 1945 wurde er zum Tode verurteilt. Zum Abschied schrieb er an seine Frau: „Leb wohl, mein Herz, umarme die Söhnchen, grüße die vielen, die von mir Grüße erwarten. Gott behüte dich.“ Der Glaube an das ewige Leben der Seele war bei ihnen ungebrochen. Der Pfarrer Alfons Maria Wachsmann schrieb an seinen Bischof Konrad von Preysing: „In einer halben Stunde gehe ich hinüber zum Vater der Lichter“ (21. Februar 1944). Willi Graf, auch er ein Mitglied der Weißen Rose, der am 12. Oktober 1943 in die Ewigkeit ging, schrieb im letzten Gruß an seine Mutter: „Für uns ist der Tod nicht das Ende, sondern der Anfang wahren Lebens, und ich sterbe im Vertrauen auf Gottes Willen und Fürsorge.“ So mancher Verurteilte drückte seine Freude darüber aus, durch den Tod zur Anschauung Gottes zu gelangen. Der Provikar Carl Lampert schrieb am 13. November 1944 an den Bischof Paul Rusch in Innsbruck: „In einer Stunde stehe ich vor meinem Gott und Heiland und Meister... Wie freue ich mich, Christus und die liebe Mutter nun zu sehen.“ Der Marianistenpriester Jakob Gapp, der am 13. August 1943 hingerichtet wurde, schrieb wenige Stunden vor seiner Hinrichtung: „Ich bin restlos glücklich. Ich habe natürlich viele schwere Stunden mitgemacht, aber ich konnte mich auch sehr gut auf den Tod vorbereiten.“ Zu der Widerstandsbewegung Weiße Rose gehörte auch Christoph Probst. Er wurde am 22. Februar 1943 zum Tode verurteilt. Probst war religionslos aufgewachsen. Aber er fand zum katholischen Glauben und zog daraus die Folgerungen. In seinem Abschiedsbrief schrieb er: „Eben erfahre ich, dass ich nur noch eine Stunde Zeit habe. Ich werde jetzt die heilige Taufe und Kommunion empfangen.“

Die gläubigen Christen waren weit davon entfernt, Bitterkeit oder Groll gegen ihre Peiniger zu hegen. Manche Verfolgte des Regimes dankten Gott sogar für jene, die sie ihrer Freiheit beraubt und sie in die Strafanstalt gebracht hatten. Der Berliner Pfarrer und Dompropst Bernhard Lichtenberg schrieb nach zweijähriger Gefängnishaft, er müsse Gott „aus ganzer Seele danken, auch allen, die seinen heiligen Willen an mir zur Ausführung brachten“. Die christlichen Männer und Frauen, die vor dem ungerechten Gericht standen, waren geeint durch ihre Treue zu Christus. Alle anderen Eigenschaften und Motive zählten gegenüber dieser Tatsache nicht. Die Briefe bezeugen den unerschütterlichen Glauben an den gerechten und allmächtigen Gott. Das grausame Schicksal, dem sie ausgeliefert waren, hatte ihre Überzeugung von Gottes Weltregierung nicht gebrochen. Die verurteilten Christen waren sich des Unrechts bewusst, dessentwegen sie sterben mussten. Helmuth James

Graf von Moltke schrieb über den Prozess, in dem er zum Tode verurteilt wurde: „Ich stehe vor Freisler als Christ und als gar nichts anderes. Wir (im Kreisauer Kreis) werden gehenkt, weil wir zusammen gedacht haben.“ Auch ein besorgter Familienvater verlor nicht die Fassung darüber, dass er die Seinen verlassen musste. Der Arbeiterführer Nikolaus Groß rief kurz vor dem Abschied aus dem irdischen Leben seinen Angehörigen zu: „Habt keine Trauer um mich. Ich hoffe, dass mich der Herr annimmt. Hat er nicht alles wunderbar gefügt?“ (23. Januar 1945). Er sah auch in der Strafverfolgung durch die Behörden des Dritten Reiches Gottes Willen wirksam werden. Der Kaplan Herbert Simoleit schrieb seiner Mutter, als er vor der Vollstreckung seines Todesurteils stand: „Jetzt wollen wir vom Vater nehmen, was er uns auferlegt, das Kreuz seines geliebten Sohnes“ (13. November 1944). Die Wirklichkeit der Gemeinschaft der Heiligen stand den gläubigen Christen lebendig vor Augen. Der Pfarrer Josef Müller richtete seinen Abschiedsbrief an „alle lieben, guten Menschen“: „In einer Stunde bin ich daheim, habe euch für diese Erde verlassen, aber von der Liebe Christi kann uns nichts trennen“ (11. September 1944). Müller bat Gott, er möge ihn „als Schlachtopfer für die Menschen der Erde“ annehmen. Man muss bedenken, dass es sich bei den vor Gericht Gezerrten und zum Tode Verurteilten in der Mehrzahl um Männer und Frauen in jugendlichem Alter oder in den besten Jahren handelte. Sie hatten ihr Leben noch vor sich. Sie wollten arbeiten, schaffen, leisten für Gott und die Menschen. Die verurteilten Priester sprachen daher regelmäßig ihr schmerzliches Bedauern aus, dass der Tod ihren weiteren Dienst, für den sie geweiht worden waren, verhindern werde. Bernhard Lichtenberg schrieb am 27. September 1943 (er starb am 5. November 1943) aus dem Gefängnis: „Lebensmut habe ich noch für zwanzig Jahre.“ Aber sie waren überzeugt, dass sie als Glieder der triumphierenden Kirche der streitenden Kirche auf Erden würden nützen können. Der Priester Eduard Müller versicherte in dem Abschiedsbrief an seinen Bischof Wilhelm Berning, er werde in der Ewigkeit „helfen am Aufbau des Reiches Gottes in unserem lieben Vaterland“ (10. November 1943). Max Ulrich Graf von Drechsel wurde am 4. September 1944 zum Tode verurteilt und am gleichen Tage hingerichtet. Er gehörte zu jenen Verurteilten, denen geistlicher Beistand versagt blieb, musste also auf Beicht und Kommunion verzichten. Doch Drechsel wusste sich Rat. Er schrieb in seinem Abschiedsbrief: „Ich vergesse schon alles Irdische und sehe Gott vor mir, wie er liebevoll die Hände ausbreitet, um mich aufzunehmen. Er hat mir die Gnade der vollkommenen Reue gegeben.“ Er wusste also, dass Gott beim Ausfall des Bußsakramentes außersakramental Vergebung gewähren kann.

Für die meisten Verfolgten und Hingerichteten war es ein Trost, dass viele Menschen, Angehörige, Mitbrüder, aber auch völlig Fremde, Verständnis und Mitgefühl für ihre Handlungsweise und ihr unverdientes Schicksal hatten. Es gab aber auch Kämpfer gegen das Unrechtssystem des NS, die in ihrer Familie allein standen. Ihr Abschied von dieser Erde war dementsprechend traurig. Der Hauptmann Friedrich Karl Klausning war Stauffenberg eng verbunden. Unmittelbar vor seiner Hinrichtung in Plötzensee schrieb er an seine immer noch dem nationalsozialistischen Glauben hingeebenen Eltern: „So fragt nicht mehr nach mir, sondern lasst mich damit ausgelöscht sein.“ Gott wird ihm gnädiger gewesen sein als die Menschen. Ich kann es mir nicht anders denken, als dass Gott auch für diesen furchtlosen Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit einen Trost gehabt haben wird. Er erfüllt seine Verheißungen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Zusage des Heiligen Geistes (2)

06.06.2022 (Pfingstmontag)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Prozess vor Gericht, die Verurteilung zum Tode und das Warten auf die Vollstreckung des Urteils waren furchtbare Prüfungen für die Verfolgten des Naziregimes. Doch sie waren weder allein noch verlassen. Wir haben gesehen, dass sich die Verheißungen Christi an ihnen erfüllt haben. Gott war bei ihnen, und sein Heiliger Geist lenkte ihre Herzen und ihren Mund. Wir wollen heute danach fragen, wie sie sich verhalten haben, als die Stunde ihrer Hinrichtung gekommen war.

III. Äußerungen unmittelbar vor der Hinrichtung

Alle vor der Hinrichtung stehenden Christen bekannten ihren festen Glauben an den lebendigen Gott und an das ewige Leben der Seele. Was sie aufrechterhielt, waren ihr Glaube und ihr Gebet. Sie lehnten sich nicht auf gegen Gott, richteten keine Anklagen gegen den Himmel, sahen sich nicht als von Gott verlassen an. Als Ewald von Kleist-Schmenzin am 9. April 1945 aus seiner Zelle geholt wurde, sagte er einem Mithäftling: „Sagen Sie meiner Frau und meiner Familie, dass ich in vollem Glauben und Frieden hinübergehe. Ich weiß, warum und wofür das geschieht.“ Einige fanden angesichts des Todes zum katholischen Glauben. Hans und Sophie Scholl beehrten, vor ihrer Hinrichtung katholisch getauft zu werden. Auf den Einspruch des evangelischen Gefängnispfarrers Karl Alt verzichteten sie darauf, um ihrer Mutter nicht zusätzlich Schmerzen zu bereiten. Ihr Kamerad und Freund Alexander Schmorell schrieb am Morgen seiner Hinrichtung, dem 13. Juli 1943, an seine Familie: „Ich gehe hinüber in dem Bewusstsein, meiner tiefen Überzeugung und der Wahrheit gedient zu haben. Dies alles lässt mich mit ruhigem Gewissen der nahen Todesstunde entgegensehen.“ Er empfing die Sakramente nach seinem orthodoxen Glauben. Die gläubigen Angeklagten und Verurteilten wurden nicht irre an Gott und seiner Vorsehung. In ihrem grausamen Geschick sahen sie den Willen Gottes wirksam, dem sie sich in Gehorsam beugten. Der Oblatenpater Friedrich Lorenz schrieb wenige Stunden vor seiner Hinrichtung: „Es geschehe der Wille Gottes“ (13. November 1944). Angeklagte, die mit der Kirche lebten, verstanden es, einen Zusammenhang ihres Lebens und Sterbens mit dem Kirchenjahr herzustellen. Der schlesische Graf Michael Matuschka, am 14. September 1944 hingerichtet, rief im Angesicht des Galgens aus: „Welch eine Gnade, am Fest Kreuzerhöhung gehängt zu werden!“ Die Verurteilten, die das Glück hatten, den Herrn in der eucharistischen Kommunion zu empfangen, waren sich seiner Begleitung auf dem letzten Wege gewiss. Der Jesuitenpater Alois Grimm schrieb wenige Stunden vor seiner Hinrichtung an die Geschwister: „Eben ist der Heiland als Wegzehrung zu mir gekommen. Mit ihm gehe ich hinüber“ (11. September 1944). So erfüllte sich die Verheißung Gottes, er werde stets bei den Seinen verharren und sie nicht verlassen. Die gläubigen Christen verdrängten nicht die Glaubenswahrheit vom besonderen Gericht Gottes über den Einzelnen. Sie wussten, dass ihnen wie allen Verstorbenen das Gericht des Herrn bevorstand. Aber sie vertrauten auf seine Gerechtigkeit und sein Erbarmen. Der Franziskanerpater Kilian Kirchhoff nahm vor der Hinrichtung Abschied von seinem Vorgesetzten mit den Worten: „Nun werfe

ich mich ganz in die Arme meines barmherzigen Richters“ (24. April 1944). Die Gerechtigkeit ihrer Sache ließ sie nicht bange werden vor Gottes Urteil. Maria Terwiel, die gefährdeten Juden Pässe besorgt hatte, schrieb vor der Vollstreckung des Todesurteils: „Ich habe absolut keine Angst vor dem Tode und schon mal gar nicht vor der göttlichen Gerechtigkeit, denn die brauchen wir jedenfalls nicht zu fürchten.“ Die Männer und Frauen, denen die Auslöschung ihrer irdischen Existenz bevorstand, wussten, welchen Schmerz ihr trauriges Ende ihren Angehörigen zufügte. Aber sie waren bemüht, sie zu trösten. Der Kaplan Hermann Lange, der am 10. November 1943 in Hamburg hingerichtet wurde, richtete zum Abschied an seine Geschwister die Bitte, ihre Liebe auf die Eltern zu häufen und nicht um ihn zu trauern; „denn ich gehe jetzt in das Land, wo es keine Tränen mehr gibt“. Nicht allein die Wahrheit des Weiterlebens der Seele tröstete die Todgeweihten. Gelegentlich stärkte sie auch der Glaubensartikel von der Auferstehung der Toten. Der Laienchrist Rudolf Mandrella schrieb am Tage seiner Hinrichtung (3. September 1943): „Die ganze Zeit seit der Verurteilung ist der Gedanke an die Auferstehung mir eine Quelle des Trostes und der Freude gewesen.“ Der gläubige Sinn der christlichen Martyrer sah in der bevorstehenden Auslöschung des irdischen Lebens nicht eine Katastrophe, sondern einen Tag der Freude. Der Priester Jakob Gapp, der am 13. August 1943 hingerichtet wurde, schrieb an diesem Tage: „Um 7 Uhr abends gehe ich zum lieben Heiland, den ich immer innig geliebt habe... Nach schwerem Ringen bin ich doch soweit, dass ich den heutigen Tag als den schönsten Tag meines Lebens betrachte.“ Sie gaben Zeugnis, dass sie den Glauben an die Vereinigung mit Gott nicht nur gepredigt hatten, sondern dass sie davon durchdrungen waren. Der Kaplan Johannes Prassek sagte auf dem Weg zum Schafott dem ihn begleitenden Gefängnisseelsorger: „Herr Pfarrer, Gott befohlen, ich bin überzeugt, dass ich in die Anschauung Gottes gehe, und darum sterbe ich zuversichtlich.“ Sie waren überzeugt, dass ihr Glauben in das Anschauen übergehen werde. Der Jesuitenpater Alfred Delp sagte dem Gefängnispfarrer Peter Buchholz vor seiner Hinrichtung: „In einer halben Stunde weiß ich mehr als Sie.“ Manche zum Tode Verurteilte erinnerten daran, dass sie die Tat, für die sie jetzt büßen sollten, als Patrioten vollbracht hatten und dass sie den Tod als Sühne betrachteten für die Greuel, die in ihrem Vaterland verübt wurden. Graf Schwerin von Schwanefeld, am 8. September 1944 hingerichtet, sagte, als er in der Nacht des 20. Juli gefesselt abgeführt wurde: „Man kann schließlich nicht mehr tun, als dafür zu sterben.“ Ähnlich verhielt sich der katholische Gewerkschaftler Franz Leuninger. Er ging buchstäblich psalmsingend zur Richtstätte, wie der Mitgefangene Hermann Freiherr von Lüninck berichtet: Er opferte sein Leben klar bewusst und klaren Willens für sein Vaterland. Die gläubige Frömmigkeit, welche die Martyrer in ihrer Jugendzeit gelernt und in ihrem Leben praktiziert hatten, bewährte sich jetzt am Ende ihres Lebens. Es zeigte sich auch, welchen Wert kurze Gebete haben, die den Kindern einmal auswendig gelernt in der bittersten Stunde ihres Lebens zur Verfügung standen. Der Leutnant der Wehrmacht Michael Kitzelmann wurde von einem Kameraden wegen staatsfeindlicher Äußerungen denunziert und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Seine letzten Worte waren: „Jesus, dir leb ich, Jesus, dir sterb ich.“ Er ging gefasst in den Tod, ohne Bitterkeit im Herzen, allen verzeihend, in männlich aufrechter Haltung, als gläubiger katholischer Christ.

Claus Graf Schenk von Stauffenberg stand zeitlebens zu seinem katholischen Glauben. Er trug stets ein Kreuz auf seiner Brust und besuchte nach Möglichkeit den Gottesdienst, in seiner Heimat sogar in Wehrmachtsuniform. Stauffenberg stieß aus religiös-sittlichen und patriotischen Motiven zur Widerstandsbewegung gegen das nationalsozialistische System. Es war ihm klar, dass ohne die Ausschaltung Hitlers weder der Krieg beendet noch Deutschland gerettet werden konnte. Von den endlosen Debatten, wie sie in Widerstandskreisen geführt wurden, hielt er nichts. Als im Herbst 1942 die Forderung erhoben wurde, Hitler endlich „die Wahrheit“ zu sagen, antwortete Stauffenberg: „Es kommt nicht darauf an, ihm die Wahrheit zu sagen, sondern es kommt darauf an, ihn umzubringen, und ich bin dazu bereit.“ Hitler töten zu wollen, bedeutete, zu riskieren, als Verräter dazustehen. Aber er war gewillt, diesen Vorwurf auf sich zu nehmen. In den langen Wochen im Lazarett sagte er immer wieder: „Wir müssen Deutschland retten.“ Er war mit seinem Gott im reinen. Am Vorabend des Attentats, am 19. Juli 1944, ließ Stauffenberg seinen Wagen vor der Rosenkranzbasilika in Berlin halten. Er verharrte im hinteren Raum der Kirche, denn es war Abendgottesdienst. Ohne Zittern schritt er zur Tat. Hitler überlebte das Attentat, der Umsturz in Berlin brach noch am Abend des 20.

Juli 1944 zusammen. Der Befehlshaber des Ersatzheeres Friedrich Fromm ließ Stauffenberg und seine drei nächsten Mitarbeiter standrechtlich erschießen. Stauffenberg rief, bevor ihn die Kugeln des Hinrichtungskommandos trafen, aus: „Es lebe das heilige Deutschland.“ Mit diesem Ausruf bezeugte er das Hauptmotiv seines heldenhaften Einsatzes: Deutschland von seiner verbrecherischen Führung zu befreien und damit das Ende des Krieges herbeizuführen.

IV. Nichtchristliche Widerstandskämpfer

Im Widerstand gegen das Hitlerregime fanden sich Christen und Nichtchristen zusammen, letztere vor allem aus dem linken Lager, also Sozialisten und Kommunisten. Auch nichtgläubige Personen haben vor Gericht Haltung bewiesen, haben sich zu den ihnen vorgeworfenen Taten bekannt und haben das Urteil ihrer Richter gefasst entgegengenommen. Das Festhalten an ihren weltanschaulichen und politischen Ansichten war beeindruckend. Harro Schulze-Boysen (1909-1940), Oberleutnant im Reichsluftfahrtministerium, war der Kopf der Roten Kapelle, einer weitverbreiteten Widerstandsorganisation. Ihm warf die Anklage Hochverrat und Landesverrat vor. Er ging mannhaft in den Tod. „Dieser Tod passt zu mir. Irgendwie habe ich immer um ihn gewusst“, schrieb Schulze-Boysen an seine Eltern. „Alles, was ich tat, tat ich aus meinem Kopf, meinem Herzen und meiner Überzeugung heraus.“ Unter dem Galgen rief er: „Ich sterbe als ein überzeugter Kommunist!“ Ilse Stöbe war ebenfalls ein Mitglied der Roten Kapelle. Sie versorgte die Sowjetunion mit Material aus dem deutschen Außenministerium. Sie wurde entdeckt, zum Tode verurteilt und am 22. Dezember 1942 hingerichtet. Kurz vorher soll sie noch in ihrer Zelle die Internationale gepfiffen haben. Die Internationale ist das Kampflied der sozialistischen Arbeiterbewegung und war bis 1943 Hymne der Sowjetunion. Der Regierungsrat Arvid Harnack, ebenfalls ein verschworener Anhänger der Sowjetunion, erklärte vor der Schlinge, mit der er erhängt wurde: „Ich bereue nichts. Ich sterbe als ein überzeugter Kommunist.“ Die letzten Worte seiner Frau, der Amerikanerin Mildred Harnack, waren: „Und ich habe Deutschland so geliebt!“ Ein weiteres Mitglied der Roten Kapelle namens Husemann schrieb vor dem Erhängtwerden: „Mein lieber Vater, sei stark! Ich sterbe, als was ich gelebt habe: als Klassenkämpfer.“ „Dass jetzt alles aus ist“, schrieb Oda Schottmüller an ihre Mutter, „liegt eben in meiner Linie. Ich habe nie alt werden wollen. Langsam verkalken ist bestimmt nicht schön.“ Dem einen oder anderen der zum Tode Verurteilten aus dem linken Lager kamen allerdings Zweifel an Sinn und Zweck ihrer Taten und ihrer Verurteilung. Frau Cato Bontjes van Beek stellte resigniert fest: „Traurig ist es nur, dass ich gar nicht weiß, wofür ich sterben soll. Mama, es ist kein besonders großer Ruhm, mit dieser Sache etwas zu tun zu haben.“ Bei manchen Angeklagten verbanden sich Schlagfertigkeit und Kühnheit zu treffsicheren Äußerungen. Erika von Brockdorff, auch sie ein Mitglied der Roten Kapelle, brach bei der Anklage vor dem Reichskriegsgericht in schallendes Gelächter aus. Der Ankläger, Oberstkriegsgerichtsrat Dr. Manfred Roeder, rief aufgebracht: „Ihnen wird das Lachen noch vergehen.“ Schlagfertig gab sie zurück: „Nicht, solange ich Sie sehe!“ Ihr Unglaube war für Gottes Gnadenimpuls unempfänglich. Als der Gefängnisgeistliche der Erika von Brockdorff vor der Hinrichtung Trost spenden wollte, wies sie ihn ab. Es mache ihr nichts aus, dass aus ihrem Körper in wenigen Stunden ein Stück Seife gekocht werde.

Die nichtgläubigen Widerstandskämpfer handelten nicht aus religiösen Motiven. Ihr Kampf gegen den NS war eingegeben von ihrer sozialistischen oder kommunistischen Ideologie und vielleicht auch von einem religionslosen Humanismus. Im Unterschied von den gläubigen Christen haben sie kein Bekenntnis zu Christus und der christlichen Religion abgelegt. Aus ihnen sprachen Festhalten an ihrer Überzeugung und Mut. Es fällt schwer, bei den Abwehrhaltungen gottloser und religionsloser Menschen vor Gericht an göttliche Einwirkung zu denken. Gott verschwendet seine Gaben nicht. Man muss ihrer würdig sein. Dazu kommt eine andere Überlegung. Bei allen, die für den Widerstand gegen das NS-Regime in Anspruch genommen werden, ist nicht nur zu fragen, wogegen sie waren, sondern auch, wofür sie waren. Wer die Hitlerherrschaft mit dem sowjetischen System vertauschen wollte, kann schwerlich als deutscher Patriot angesehen werden. Schließlich noch ein letzter Hinweis für die Unterschiedlichkeit christlichen und nichtchristlichen Widerstandes gegen das Hitlerregime. Das private Leben vieler linken Gegner des NS war von libertaristischen Auffassungen der Ehe und der

Sexualität geprägt. Sie verbanden ihre Handlungen der Spionage und der Sabotage mit Zügellosigkeit und Unzucht. Im Prozess gegen die Rote Kapelle wurde die exorbitante Triebhaftigkeit vieler prominenter Mitglieder aufgedeckt. Dass sie sich von ihrem verderblichen Treiben vor der Hinrichtung innerlich abgewandt und bekehrt hätten, davon liest man nichts. So wird man wohl feststellen müssen: Die Sittenlosigkeit und die Frivolität der meisten „linken“ Widerständler waren nicht geeignet, die Erleuchtung und die Stärkung des Geistes Gottes vor Gericht und in der Stunde des Todes zu empfangen. Ungläubigen Gegner des NS fiel es manchmal sehr schwer, ihr Todesschicksal auf sich zu nehmen. Der Diplomat Rudolf von Scheliha beispielsweise wehrte sich bis zum letzten Augenblick gegen die Hinrichtung. Ein prominentes Mitglied der Roten Kapelle, Libertas, die Frau von Schulze-Boysen, weigerte sich, den Weg zum Schafott anzutreten, musste dahin gezerrt werden und rief unaufhörlich: „Lasst mir doch mein junges Leben, lasst mir doch mein junges Leben.“

Da ist Gottes Reich, wo seine Zeugen sterben. Die staatliche Verfolgung der gläubigen Christen, die dem Unrechtssystem des NS Widerstand entgegensezten, war eine Zeit, in der sich Gottes Verheißungen für seine Bekenner bewährten. Gott war bei ihnen, als das Fallbeil fiel oder die Schlinge sie erwürgte. Der Heilige Geist lenkte ihre Herzen und ihre Zunge. Ihre mutige Haltung war ein Zeugnis ihres Glaubens, den der Geist Gottes bis zum letzten Atemzug stärkte. Nicht nur die Menschen, auch Gott hat die Erprobung bestanden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der dreieinige Gott

12.06.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Offenbarung der Tatsache, dass Gott ein Mensch geworden ist, brachte uns die überraschende und zunächst ganz unbegreifliche Tatsache, dass in Gott, dem Einen und Einzigen, eine gewisse Mehrheit besteht, eine Zweierheit, ja sogar eine Dreierheit, die aber die Einzigkeit und Unteilbarkeit Gottes in keiner Weise aufhebt. Drei sind es, von denen die Selbstoffenbarung Gottes spricht, der Vater, der Sohn und der Geist. Und diese Drei sind verschieden voneinander, so sehr, dass die Menschwerdung nur einem von ihnen zukommt, dem Sohn, nicht dem Vater und nicht dem Geist. Nur der Sohn, das Wort, der Logos, wie Johannes ihn nennt, ist Mensch geworden. Obwohl diese Drei voneinander verschieden sind, ist doch jeder von ihnen wirklich und wesentlich göttlicher Natur und Würde. Und zwar besitzen sie alle drei das gleiche göttliche Sein, so dass es in der Tat doch nur ein göttliches Sein, eine göttliche Wesenheit, eine einzige Gottheit gibt. Die drei Personen sind Eins nicht wie drei menschliche Individuen, die in derselben Art übereinkommen oder die gleiche Gesinnung und Willensrichtung haben oder ein Triumvirat bilden; so wären sie drei Götter. Ihre Einheit ist die Einheit des einen Wesens, Identität der Substanz, Homousie. Dieselbe göttliche Substanz ist sowohl Vater als Sohn als Heiliger Geist. Mit den begrifflichen Hilfsmitteln der griechischen Philosophie wurde die erstaunliche Tatsache so formuliert: Es gibt nur eine göttliche Natur, aber drei göttliche Hypostasen, drei persönliche Träger dieser einen göttlichen Natur. Diese Wahrheit ist in der Heiligen Schrift erkennbar. Das doppelte „und“ in der Taufformel sowie die Wiederholung des Artikels „des“ zwingt, Vater, Sohn und Heiligen Geist als real unterschiedene Personen zu fassen; verbietet andererseits ein Unterordnen der zweiten Person und der dritten Person unter die erste. Dass aber die Taufe in einer Kraft und Autorität („auf den Namen“, Singular) der drei Personen gespendet wird, spricht die Einheit der Natur aus. Getreu dem Auftrag des Herrn predigten die Apostel, beginnend mit dem Pfingstfest, und die Kirche in allen Jahrhunderten den dreipersönlichen Gott als die Grundwahrheit des Christentums und taufte in dessen Namen. Schon das Athanasianische Glaubensbekenntnis formuliert klassisch: Natureinheit und reale Personendreiheit. Die Einheit ist eine Einheit des Wesens, der Attribute und der Tätigkeit. Die Verschiedenheit bezieht sich auf die Personen, auf die Ausgänge (Ursprünge) und die Besitzweise des göttlichen Wesens. Der Vater ist „ein anderer“ als der Sohn und der Heilige Geist, aber ganz und gar „dasselbe“ wie der Sohn und der Heilige Geist. Hieraus ergibt sich notwendig die vollkommene Gleichheit der drei Personen in Größe und Dauer, aber auch die Einheit der Tätigkeit, denn die Substanz ist Tätigkeitsprinzip in den Dingen. Alle drei Personen sind darum nur „ein Prinzip der Welt, ein Schöpfer aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge“ (4. Lat.). Das der Zahl nach eine und einzige göttliche Wesen ist so vollkommen und unendlich, dass es von drei real verschiedenen Personen zwar auf verschiedene Weise, aber in gleicher Vollkommenheit besessen wird. Vater, Sohn und Heiliger Geist sind jeder wahrhaft Gott und doch nur ein Gott. Die Einheit ist so unendlich vollkommen, dass sie durch die Dreierheit nicht getrennt wird, und die Dreierheit ist so real, dass sie durch die Einheit nicht vernichtet wird. Die Mehrheit von persönlichen Trägern des einzigen Seins in Gott können wir nicht erleben oder erfah-

ren. Sie kommt in dem ganzen Bereich unserer Erfahrung nicht vor. Sie kann niemals Gegenstand unserer Erfahrung sein, ist also niemals völlig begreiflich und durchschaubar. Wir wissen davon nur durch die Mitteilung Gottes. „Wer die Majestät erforschen will, den erdrückt ihre Herrlichkeit.“ So muss es sein. Ein Gott, den wir begreifen und durchschauen könnten, verlöre seine Göttlichkeit; er wäre ein Gemächte unserer Gedanken. Ein endliches Wesen ist unfähig, ein unendliches Wesen zu begreifen. „Gott ist unbegreiflich“, sagt das Erste Vatikanische Konzil.

Das Dogma der allerheiligsten Dreifaltigkeit ist in das alltägliche religiöse Leben eingegangen. Sooft wir das Kreuzzeichen machen, sooft wir das Taufsakrament vollziehen, sooft wir einen christlichen Segen spenden, bekennen wir uns zu diesem Dogma, indem wir sprechen: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Es gab Zeiten, in denen der christliche Glaube mit den alltäglichsten Dingen und Geschäften in Verbindung gebracht wurde. Die Gläubigen unternahmen keine ernste und wichtige Sache, ohne den Namen des dreipersönlichen Gottes anzurufen. Urkunden und Testamente, Verträge und Friedensschlüsse begannen mit diesen heiligen Worten. Das Instrument des Westfälischen Friedens vom Oktober 1648 beginnt mit den Worten: Im Namen der heiligsten und ungeteilten Dreiheit. Amen. Diese Zeiten sind vergangen. Aber die Wahrheit vom dreieinigen Gott besteht unverändert weiter. Gott fordert seine Anerkennung, aber er ist nicht davon abhängig.

Die Lehre von der Dreifaltigkeit bedeutet ein inneres Leben von unvorstellbarer Größe, Weite und Kraft. Wir können hineinblicken in das innere Leben Jesu Christi und durch ihn in das innere Leben der Gottheit und von hier aus in das innere Leben eines jeden gottverbundenen Christen. 1. Das innere Leben Jesu war ein Leben im dreipersönlichen Geheimnis Gottes. Jesus lebte nur in der Gemeinschaft mit dem Vater und dem Heiligen Geiste. Beim Vater ist er schon, bevor Abraham ward, ja schon vor Erschaffung der Welt. Vom Vater ist er gesandt, und zum Vater nimmt er seinen Heimgang mit den letzten Worten, die er sterbend spricht: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Aus dem Vater und ihm selbst entspringt der Strom des Heiligen Geistes. Dieses dreipersönliche Leben ist die Heimatwelt all seiner Gedanken und Entschlüsse, seines ganzen inneren Lebens. Er kommt zu den Menschen nur, weil der Vater ihn sendet, und er liebt uns, weil der Vater uns ihm ans Herz gelegt hat; nur durch den Vater und den Geist (den er ausgehen lässt) werden wir ihm verbunden. Hier liegt seine tiefste Freude: „Ich weiß, dass der Vater mich liebt“, gesteht er mit zitternder Innigkeit der Seele und der Stimme. Hier liegen seine letzten und höchsten Normen: „Vater, dein Wille geschehe.“ Hier beginnen und münden alle seine Gebete: „Ich danke dir, Vater, für diese Stunde.“ Es sind ihrer zwei, er und der Vater, und doch sind sie eins. „Der Vater ist in mir und ich bin in ihm.“

2. Von hier, von der Seele Jesu aus, können wir den Blick wagen in den Lebensraum Gottes. Das Wesentliche des inneren Lebens Gottes ist das Schenken und das Empfangen. Der Sohn geht vom Vater aus, indem er von ihm alles empfängt, ewige, göttliche Herrlichkeit. Und der Geist geht vom Vater und vom Sohne aus, indem er in Empfang nimmt, was der Vater mit dem Sohn ihm schenkt. Das ist also Gottes inneres Leben: dass Gottes Wesen und Sein ausgeht und eingeht, von einem zum andern, dass es mitgeteilt wird. Das Aussprechen und Lauschen, das Hineinsagen und Antwortgeben, das zwischen Vater und Sohn strömt, ist von einer unendlichen Wärme und Innigkeit, von einer unvorstellbaren Zärtlichkeit der Liebe. Und das ist das dritte Du im göttlichen Lebenskreise, der Geist, der Heilige Geist im wörtlichsten Sinne, nämlich das heilige Atmen Gottes ist er, in dem der Vater und der Sohn die ganze Wärme ihrer seligen Verbundenheit ein- und ausatmen. Er ist der Pulsschlag, der Tonfall, in dem der Vater und der Sohn zueinander sprechen.

3. In dem Lebensraum der Menschen wohnt ein Nachhall und soll ein Nachbild des göttlichen Lebensraumes geschaffen werden. a) Ein Nachhall. Im Leben der Schöpfung und der Menschenseele ist vieles, was an das göttliche Leben und seinen Dreiklang erinnert. Auch in unserer Welt gibt es ein Zeugen und ein Sprechen, eine Vater- und Mutterschaft, ein Vatersagen und ein Kinderreden. Freilich, es ist nur ein ferner, sehr ferner Nachhall. Es gibt eine leibliche und sogar eine geistige Zeugung in uns und ein Hervorbringen eines Ebenbildes, in dem wir uns selbst wiederfinden. Ebenso gibt es auch ein Wehen und Atmen und Pulsen der Liebe, das uns an das Atmen der göttlichen Liebe erinnert. b) Die Menschenseele soll ein Nachbild des dreipersönlichen Lebens in Gott werden. In den Geheimnissen der Gnade und Begnadung wird das göttliche Leben selbst uns mitgeteilt und so ein gleichartiges Nachbild der göttlichen Lebensvorgänge in uns erschaffen. Der menschgewordene Gott

kehrt mit dem Vater in uns ein und nimmt Wohnung in uns und lässt in unserer Seele den Heiligen Geist ausströmen. Der Lebensraum unserer Seele wird zu einem Lebensraum Gottes. In der begnadeten Seele begibt sich das dreipersönliche Leben Gottes. Indem sich der göttliche Lebensprozess in unserer Seele begibt, wird sie selbst eingefügt und hineingenommen in diesen Lebensgang. Sie wird teilhaftig der göttlichen Natur, wie es die Heilige Schrift in einem Wort von fast erschreckender Kühnheit nennt. „Wisst ihr nicht“, schreibt der Apostel Paulus an die Hafenarbeiter von Korinth, „dass ihr Gottes Tempel seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“

Diese Wallungen des göttlichen Lebens sind unzugänglich für unser bewusstes Denken und erst recht für unsere Sinne. Aber von diesen innersten Bezirken gehen Wirkungen aus. Von einem Menschen, der das Mysterium des trinitarischen Gotteslebens in sich trägt, stellen sich Formungen und Gestaltungen ein, die nach dem Bild und Gleichnis des dreipersönlichen Gottes geartet sind. Sein Leben wird zu einem Strömen und Verströmen, eine Gemeinschaft und eine Verbundenheit. In unserem ganzen Leben, in unserem Familien- und Eheleben, in unserem Volksleben, selbst in unserem Arbeits- und Wirtschaftsleben muss und kann eine geistgetragene Verbundenheit, ein treues Füreinander und Miteinander Platz greifen. „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch wohnt und den ihr von Gott empfangen habt; und dass ihr nicht mehr euch selbst gehört? Ihr seid um einen hohen Preis erkaufte; verherrlicht also Gott mit eurem Leibe.“ Da sieht man, wie das Dogma von dem dreipersönlichen Gott in unseren menschlichen Lebensraum hineinragt. Alles Lebendige und Starke, alles Geistvolle und Beglückende in dieser Welt ist ein Symbol und ein Erinnerungszeichen der Lebenswunder, die sich im Schoße des dreipersönlichen Gottes begeben. Und alle gottgeschenkte Liebe, alle Herzensbündnisse und alles einträchtige Zusammenwirken der Gotteskinder ist noch mehr als ein Symbol: Es ist eine Auswirkung und Offenbarung der Gemeinschaft, die in Gott ist. So sollte es unter uns sein, dass wir nicht nur jeder für sich Stirn, Mund und Brust segnend bezeichnen, sondern dass wir es auch einander tun und mit lebendiger Tat zueinander sagen: Gesegnet seist du im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Verhältnis von Kreuzesopfer und Messopfer

19.06.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Messopfer der katholischen Kirche ist die Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers Christi. Gegenwärtig gesetzt wird Jesu Opfertod in der ihm korrespondierenden Gestalt eines kultischen Opfers, nämlich der konsekratorischen Darbringung von Gaben (an Gott) und ihrer Darreichung als Opferspeise an die Menschen. Von daher ist die Messe in der Dimension des Rituellen auch in sich ein „wahres und eigenes Opfer“ (D 948) oder Opfer auch der Christen, der Kirche. Der Imperativ „Tuet dies!“, was Jesus getan (nämlich die Vergegenwärtigung seines Opfertodes in einer kultischen Darbringung), setzt auch die Kirche als opfernde, als die raumzeitliche Erscheinung des eigentlichen Opferpriesters Christus. Ist so die Messe selbst ein Opfer, so doch kein selbständiges, sondern sie bleibt auch als Opfer der Kirche ein relatives. Die Kirche will mit ihrem opfernden Tun von Anfang bis Ende nichts anderes als eine raumzeitliche Präsenz der Kreuzestat Christi heraufführen. Gedächtnis, *memoria*, wie das Konzil von Trient sagt, Kult-Anamnese, meint also nicht nur das bloß bewusstmäßige Sich-Erinnern an die Person und die Erlösungstat Jesu, sondern das objektive In-Sein der erinnerten Person Jesu in der erinnernden Person des Priesters sowie der erinnerten Heilstat in der erinnernden sakramentalen Handlung. Die sakramentale Handlung hat die eingestiftete Kraft, die vergangene Heilstat versinnbildend zu vergegenwärtigen und heilswirksam zu machen. Wir wollen uns den unlösbaren Zusammenhang von Kreuzesopfer und Messopfer in allen Einzelheiten ins Gedächtnis rufen.

I. Opfergabe

Im Kreuzesopfer und im Messopfer ist Opfergabe der göttliche Erlöser nach seiner menschlichen Natur und in der Wirklichkeit seines Leibes und Blutes. Was hier wie dort dem himmlischen Vater dargebracht wird, ist Christus, am Kreuze der geschichtliche Nazarener, im Messopfer der in den verwandelten Gestalten gegenwärtige verklärte Herr. Die Opfergabe ist Christus als Haupt der Kirche; darum sind mit ihm auch seine Glieder an Gott hingegeben. Von der Gemeinde wird die Bereitschaft erwartet, sich in die Hingabebewegung Jesu an den Vater einbeziehen zu lassen und dadurch selbst zu einer lebendigen Opfergabe zu werden.

II. Opferpriester

Opferpriester ist der eine Christus, der am Kreuze ein für allemal das Opfer dargebracht hat und im Himmel als Hoherpriester zur Rechten des Vaters sitzt, für uns Fürsprache einzulegen (Hebr 7,24; 10,12; Röm 8,34; 1 Petr 3,22). Im Messopfer vertritt seine heilige Person sein berufener Diener. Durch die Priesterweihe dem Hohenpriester angeglichen, besitzt er die Vollmacht, in der Kraft und anstelle der Person Christi selbst zu handeln. Christus bedient sich des Priesters, der Priester schenkt sich in Gehorsam und Liebe Christus, und er vollzieht ein Werk (Worte und Handlung), das der irdisch-

objektiven Wirklichkeit angehört und das durch Christi Befehl und mitwirkende Tat zum wirksamen und wirklichkeitsmächtigen Zeichen wird. Die (unblutige) Hinopferung, in der durch die Wandlungsworte Christus im Zustand des Opfers auf dem Altar gegenwärtig wird, ist das Werk des Priesters allein, insofern er die Person Christi vertritt, nicht aber, insofern er die Person der Gläubigen darstellt. Der Priester handelt nur deshalb anstelle des gläubigen Volkes, weil er die Person unseres Herrn Jesus Christus vertritt, insofern dieser das Haupt aller Glieder ist und sich selbst für sie opfert; er tritt folglich an den Altar als Diener Christi, niedriger als Christus stehend, aber höher als das Volk (R. Bellarmin). Es sei noch einmal gesagt: Der Opfernde ist Christus als Haupt der Kirche. In ihm und mit ihm opfert die gesamte Kirche. Auch die Gläubigen bringen also die göttliche Opfergabe dar, aber im Anschluss und in Abhängigkeit vom Priester. Die Darbringung des Opfers geschieht durch den Priester zusammen mit dem Volk. Der zelebrierende Priester ist werkzeugliche Ursache für das Zustandekommen des königlichen Priestertums der Gläubigen. Die mitfeiernden Gläubigen sind selbst ein heiliges Priestertum.

III. Opferhandlung

Das Opfer Christi besteht in der freiwilligen Übernahme seines Leidenstodes und der Hingabe seines Lebens aus dem höchsten Liebesgehorsam gegen den himmlischen Vater und in der heroischen Erlöserliebe zu den Menschen. Er vergießt sein Blut zur Vergebung der Sünden. Er ist der gute Hirt, der seine Leben gibt für seine Schafe. Tötung war Werk der Henker, Sterben war Folge der Tötung, Wesensbestandteil des Kreuzesopfers dadurch, dass Christus es in Gehorsam gegen den Vater und in Liebe zu den Menschen frei hat geschehen lassen, es mitvollzogen hat, soweit man ein Sterben mitvollziehen kann. Der Opfergestus als innerste personale existentielle Grundhaltung und Tat ist die Seele des Opfers. Im Kreuzesopfer war sie als personale Tat des Gottmenschen in Gehorsam und Liebe gegeben. Im Messopfer ist sie mit dem gegenwärtigen Christus im Opfer selbst real gegenwärtig. Diese innere personale Opferhaltung bleibt in Christus dieselbe am Kreuz wie im Himmel, da er sein Opfer vor dem Vater für uns anbietet. Diese innere personale Opferhaltung wird in der Eucharistie mit demselben Christus real gegenwärtig. So können wir im Messopfer in ähnlicher Weise am Opfer Christi teilnehmen, wie Maria und Johannes und die frommen Frauen am historischen einmaligen Opfer Christi teilgenommen haben. In der Identität der Opfergabe und des Opferpriesters ist die Identität der heilstiftenden Opfertat sachlich implizit enthalten. Nur so bleibt die behauptete Einheit von Kreuzesopfer und Messopfer gewahrt. Die Kirche will ja nicht eine neue und eigenwertige, sondern die von Christus einmal dargebrachte Opfergabe darbringen. So ist in der Messe der einmalige geschichtliche, äußere Opferakt Jesu gegenwärtig auf sakramentale, unblutige, bildhafte Weise. Das Kreuzesopfer wird als komplexe Sinnmitte des ganzen Heilswerkes aktual präsent.

IV. Opferzwecke

Die Opferzwecke des Kreuzesopfers sind auch die Opferzwecke des Messopfers. Ihre Wirklichkeit und Kraft wird durch die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers im Messopfer gegenwärtig.

Der erste Opferzweck von Kreuzesopfer und Messopfer ist Anbetung und Verherrlichung Gottes. Am Kreuze hat Jesus als der gehorsame Knecht Gottes dem himmlischen Vater die denkbar größte Ehrung erwiesen. Im Messopfer wird mit und durch und in Christus Gott dem Herrn Lob und Preis gesagt. Indem die Kirche die Tat Jesu nachvollzieht, leistet sie dem Vater die gleiche Anbetung und Verherrlichung. Dies wird in der heiligen Messe an mehreren Stellen ausgesagt, am eindrucklichsten im Gloria.

Der zweite Opferzweck von Kreuzesopfer und Messopfer ist die Danksagung. Das Kreuzesopfer war Dank Jesu an den Vater. Er dankte dem Vater, dass er ihn ausersehen hatte als den Gottesknecht, der die Sünden des Volkes auf das Kreuz trägt, dass er ihm Gehorsam leisten durfte bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze. Jesus wusste am Kreuze, dass sein Sterben das Gehen zum Vater bedeutete. Er wusste auch, dass der Vater mit ihm ist (Joh 16,32). Dafür war er dankbar. Er wusste: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein. Wenn es aber stirbt, trägt es viele

Frucht“ (Joh 12,24f.). Er war dankbar, das Weizenkorn Gottes sein zu dürfen. Er wusste um die Fruchtbarkeit seines Opfers. „Wenn ich erhöht sein werde, werde ich alle an mich ziehen“ (Joh 12,32). Er sagt es den Jüngern wiederholt, dass nur dann, wenn er hingeht, d.h. geopfert wird, er den Heiligen Geist senden kann. Sein Dank richtete sich auch darauf, dass sich in seinem Leiden und Sterben die Heilige Schrift, also der Wille Gottes, erfüllte (Lk 22,37). In einer Erscheinung vor den Jüngern erklärte er: „Alles muss erfüllt werden, was im Gesetze des Moses, in den Propheten und Psalmen über mich geschrieben steht“ (Lk 24,44). So begleitet der Dank auch sein Sterben. In ähnlicher Weise ist der zweite Zweck des Messopfers, Gott den schuldigen Dank zu erweisen. An mehreren Stellen der heiligen Messe wird Gott Dank gesagt, vor allem in der Präfation. Der Dank gilt Gottes vergangenem Heilshandeln und dessen je neuer Aktualisierung im Hier und Jetzt der liturgischen Feier. Dass er existiert. Dass er so ist, wie er ist. Dass er sich uns geoffenbart hat. „Wir danken dir für deine große Herrlichkeit“, so beten wir in jeder heiligen Messe. Wir danken Gott, dass er seinen Sohn gesandt hat; dass es Licht geworden ist auf der Erde. Wir danken Gott, dass er das Opfer seines Sohnes angenommen und ihn über alle Himmel erhöht hat.

Der dritte Opferzweck des Kreuzesopfers und des Messopfers ist die Sühne. Das Kreuzesopfer war ein Sühnopfer. Jesus gibt dies als Zweck seiner Erscheinung an, wenn er sagt: „Der Menschensohn ist gekommen, um zu dienen und sein Leben hinzugeben für viele“ (Mk 10,45). Das ist stellvertretende Sühne. Christus hat den Sühnewert seines Opfers ausgesprochen, als er sein Blut kennzeichnete als ein „für die Vergebung der Sünden“ zu vergießendes. Das Kreuzesopfer versöhnt die Menschheit mit Gott. Christi Tod war ein Versöhnungstod. Er trug die Sünde an seinem Leibe auf das Holz. Jesu Sterben war ein stellvertretendes und sühnendes Todesleiden. Jesu Blut redet besser als das Blut des Abel (Hebr 12,24). Sein vergossenes Blut fleht zum himmlischen Vater um Erbarmen. In Abhängigkeit vom Kreuzesopfer ist auch das Messopfer ein Sühnopfer. Sein Zweck ist, Gott Sühne, Genugtuung und Ersatzleistung darzubringen. Als die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts den Sühnewert des Messopfers leugneten, hat das Konzil von Trient mit immerwährender Gültigkeit gelehrt: „Weil in dem Messopfer derselbe Christus enthalten ist und unblutig geopfert wird, der sich selbst am Kreuze einmal blutig dargebracht hat, so lehrt die heilige Kirchenversammlung: Dieses Opfer ist ein wirkliches Sühneopfer; und es bewirkt, dass wir ‚Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden zu rechtzeitiger Hilfe‘ (Hebr 4,16). Versöhnt durch die Darbringung dieses Opfers, gibt der Herr die Gnade und die Gabe der Buße, und er vergibt die Vergehen und Sünden, mögen sie noch so schwer sein.“

Der vierte Opferzweck des Kreuzesopfers und des Messopfers ist die Bitte. Das Kreuzesopfer war Bittopfer. In ihm flehte der Herr für die sündige Menschheit. Im hohepriesterlichen Gebet, das er vor dem Antritt seines Leidens zum Vater richtete, bat er für alle, die ihm der Vater gegeben hatte, dass er sie vor dem Bösen bewahre und dass er sie heilige in der Wahrheit. Ebenso bat er für alle, die auf das Wort seiner Jünger an ihn glauben werden. Jesus flehte auch für seine Feinde und Henker. Am Kreuze bat er: „Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Noch lauter als seine Stimme rief sein vergossenes Blut um Erbarmen zum himmlischen Vater. Der rechte Schächer war der erste, der den Bittwert des Kreuzesopfers erkannte und ihn durch seine Bitte für sich nutzbar machte. In Abhängigkeit vom Kreuzesopfer hat das Messopfer den vierten Zweck, die Bitten der Menschen vor Gott zu tragen. Das Messopfer ist ein Bittopfer. Alles, was wir Menschen von Gott erbitten, dürfen wir auch im Messopfer vortragen. Die Texte der heiligen Messen enthalten Bitten für alle denkbaren und zulässigen Anliegen der Gläubigen. Dass das Messopfer Sühnopfer für die Menschen und Bittopfer der Kirche ist, kommt in zwei Übungen besonders zum Ausdruck: in den Fürbitten während der Liturgie und in der Darbringung des Messopfers für die Verstorbenen.

V. Opfergesinnung

Kreuzesopfer und Messopfer kommen auch überein in der Opfergesinnung. Jesus sieht seinen blutigen Tod als sein messianisches Werk an, als Lösepreis, als Versöhnungsoffer. Er erkennt darin den Willen des himmlischen Vaters und ergibt sich diesem. Die Liebe des Vaters zu den Menschen gibt bereitwillig den eingeborenen Sohn hin, und der Sohn opfert ebenso willig sein Leben aus Liebe

zu seinen Schafen. Die Gläubigen, die das Messopfer mitfeiern, sind eingeladen und aufgefordert, sich an die Opfergesinnung ihres Hauptes und Hohenpriesters anzuschließen, und das nach allen Seiten, in Lob, Dank, Sühne und Bitte. Am Kreuze opferte Christus allein, in der Messe soll das ganze corpus Christi mysticum sich mit ihm Gott darbringen. Keine bessere Gelegenheit und keine dringendere Einladung zum persönlichen Opfer gibt es als im Messopfer. O meine lieben Freude. Was ist es doch wunderbar, dass Gott uns das heilige Messopfer als lebendiges Denkmal seines heilbringenden Leidens hinterlassen hat. Was geschieht hier? Der fromme Verfasser des Buches von der Nachfolge Christi sagt es uns: Wenn der Priester das heilige Opfer darbringt, ehrt er Gott, erfreut die Engel, erbaut die Kirche, hilft den Lebenden, erwirbt den Verstorbenen Ruhe und macht sich selbst aller Güter teilhaftig. Den Gläubigen, die an diesem Opfer teilnehmen, empfiehlt er: Opfere dich selbst ganz, willig und ungezwungen dem himmlischen Vater als reines und heiliges Opfer. Empfehle dich ganz in die erbarmende Liebe des Herzens Jesu. Und rufe: Rette meine Seele, die du mit deinem kostbaren Blut erkauft hast.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das heiligste Herz Jesu

26.06.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wo in Deutschland, in welchen Diözesen, steht die Verehrung des Heiligsten Herzens Jesu in Blüte? Ich kenne keine Gegend, wo dies der Fall ist. Die Herz-Jesu-Verehrung, die einmal weit verbreitet war, ist in eine Krise gekommen. Darüber sollte sich jeder mit der Kirche lebende katholische Christ beunruhigen. Denn er weiß, mit welcher Mühe die Kirche ihre Glieder zu diesem Geheimnis unseres Erlösers führen möchte. Papst Pius XI. nannte die Herz-Jesu-Verehrung das außerordentliche Heilmittel in den außerordentlichen Nöten unserer Zeit. Die Leiden der Menschheit sind seit dem Tod dieses Papstes unheimlich gewachsen. Hat auch der Glaube an die rettende Liebe des Herzens Jesu in gleicher Weise zugenommen? Was oder wer ist der eigentliche Gegenstand der Herz-Jesu-Verehrung? Wir verehren das leibliche Herz des Herrn. Es ist ein Teil seiner körperlichen Natur und dank der hypostatischen Union unlösbar mit seiner Gottheit verbunden. Wir verehren die Liebe dieses Herzens. In der Herz-Jesu-Litanei wird von dieser Liebe ausgesagt: Herz Jesu, du Feuerherd der Liebe; Herz Jesu, voll Güte und Liebe. Wir verehren die Person Jesu Christi. Wenn wir auf sein Herz schauen, dann meinen wir damit die innerste und ursprüngliche Mitte unseres Herrn und Meisters. Das Wort „Herz“ will in allen Sprachen sagen: Wo das Herz ist, da ist der ganze Mensch. Wer das Herz Jesu sucht, verlangt nach dem ganzen Christus.

Die Verehrung des Herzens Jesu ist, wenn man sie im Rahmen der Anbetung des auferstandenen und erhöhten Christus sieht, so alt wie die Kirche. Als eigentliche Verehrung des durch Liebe und Schmerz verwundeten Herzens blühte diese Verehrung seit dem 13. Jahrhundert auf, und zwar auf deutschem Boden. Deutschland steht an erster Stelle der Länder, die bereits im Mittelalter eine reiche Herz-Jesu-Verehrung aufzuweisen haben. Ältester Zeuge ist der heilige Hermann Josef. Er dichtete um 1200 das erste Herz-Jesu-Lied: „Sei begrüßt, o Herz des höchsten Königs.“ Es waren deutsche Mystiker, die die Herz-Jesu-Verehrung in Wort und Schrift verbreiteten. Es genügt, an Mechthild von Hackeborn und Gertrud die Große zu erinnern. Im 17. Jahrhundert wurde Margareta Maria Alacoque die mächtige Heroldin des heiligsten durchbohrten Herzens Jesu. Die Päpste nahmen die von der Frömmigkeit der Christen erzeugte Andacht auf und empfahlen sie der Christenheit. Papst Pius IX. schrieb 1856 das Herz-Jesu-Fest mit Stundengebet und Messfeier für die gesamte Kirche vor.

Der fromme Sinn der Gläubigen und die Fürsorge der kirchlichen Hirten haben die Formen und Weisen der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu ausgebildet, wie sie in vielen Pfarreien und Gemeinschaften geübt wurden. Die Übung, durch welche die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu in die Pfarreien getragen wurde, ist der Herz-Jesu-Freitag. Der erste Freitag jedes Monats ist dem Herzen Jesu geweiht, ist der Herz-Jesu-Freitag. Dies ist der Tag, an dem die Herz-Jesu-Verehrer die heiligen Sakramente der Buße und der Eucharistie empfangen, an dem das Allerheiligste Sakrament ausgesetzt und mit ihm das christliche Volk gesegnet wird. Zur Verehrung des heiligsten Herzens Jesu haben viele fromme Frauen und Männer Gebete verfasst. Mehrere Gebete stammen von Päpsten wie Leo XIII., Benedikt XV., Pius X. und Pius XI. Unsere Gebetbücher enthalten Andachten zum heiligsten

Herzen Jesu. Es gibt eine eigene Litanei zum heiligsten Herzen Jesu. Die Anrufungen enthüllen den Reichtum dieses Herzens: Herz Jesu, in dem die ganze Fülle der Gottheit wohnt. Herz Jesu, reich für alle, die dich anrufen. Herz Jesu, voll Qual ob unserer Missetaten. Herz Jesu, du Quell allen Trostes. Zeugnis und Mittel unserer Verehrung des heiligsten Herzens Jesu sind auch die Lieder, die zu seiner Ehre geschaffen wurden. Unsere Gebetbücher enthalten kostbare Beispiele der Herz-Jesu-Lieder.

„Herz Jesu, Gottes Opferbrand, der unsre Lieb' entfachte. O Herz, in Nacht zu uns gesandt, als Schuld den Tod uns brachte. Wir stachen dich mit Spott und Wut, du taufstest uns mit deinem Blut, nun müssen wir dich lieben.

Wer liebt, der kehrt zu dir nach Haus und ist der Nacht entrissen. Er sendet neu mit dir sich aus als Licht in Finsternissen. Du bist die Sonne, wir der Schein, wir können ohne dich nicht sein, und ohne dich nicht lieben.

Herz Jesu, Trost der ganzen Welt, mach unser Herz zu deinem. Nimm unsre Herzen ungezählt und mache sie zu einem. Lass uns den Hass, das bittere Leid, fortlieben aus der dunklen Zeit, lass uns dein Reich erscheinen.“

Ein besonderes Zeichen der Verehrung des heiligsten Herzens Jesu sind die Bilder und Statuen, die zu seiner Ehre aufgestellt werden. Bereits im Spätmittelalter finden sich Herz-Jesu-Bilder, so das Herz im Fünfwundenbild hervortretend oder allein mit den Leidenswerkzeugen. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde das Herz häufiger auf der Brust des Herrn dargestellt, wie es heute fast allgemein Sitte ist. Ein monumentales Zeichen der Herz-Jesu-Verehrung sind die vielen Gotteshäuser, die im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dem Herzen-Jesu geweiht wurden. Am 9. August 1911 wurde anlässlich des damaligen Katholikentages der Grundstein zu der Herz-Jesu-Kirche in Mainz-Mombach gelegt. Viele männliche und weibliche Kongregationen sind unter dem Namen und dem Patronat des heiligsten Herzens Jesu entstanden. Man zählt 284 Gemeinschaften, 240 weibliche und 44 männliche. Dazu kommen verwandte Gemeinschaften, die nach den Herzen Jesu und Mariae benannt sind. Weit verbreitet war das Herz-Jesu-Gebetsapostolat. Seine Mitglieder verpflichteten sich, durch tägliche Aufopferung der Gebete, Arbeiten und Leiden apostolisch zu wirken, sowie jeden Monat die Sühnekommunion zu empfangen. Das Gebetsapostolat zählte mehr als 30 Millionen Mitglieder. In Deutschland war es als Männerapostolat eingeführt. Heute scheint es vergessen zu sein. Eine besondere Form der Verehrung ist die Weihe an das heiligste Herz Jesu. Weihe ist ein Ritus, durch den eine Person oder eine Sache in besonderer Weise in den Dienst Gottes gestellt wird. Im Kulturkampf des 19. Jahrhunderts wurden ganze deutsche Diözesen dem heiligsten Herzen Jesu geweiht. Papst Leo XIII. weihte am 11. Juni 1899 die gesamte Erde dem heiligsten Herzen Jesu. Die deutschen Bischöfe weihten im Ersten Weltkrieg am 10. Januar 1915 alle Herzen, die Familien, die Gemeinden, die Diözesen und das Vaterland dem heiligsten Herzen Jesu.

Die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu kann uns tagsüber begleiten. Jeder Christ sollte Worte der Verehrung, der Liebe und des Vertrauens zu diesem Herzen in sich bewahren und ständig abrufbereit halten.

Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich.
 Heiligstes Herz Jesu, bilde mein Herz nach deinem Herzen.
 Gelobt, gebenedeit soll sein zu jeder Zeit das heiligste Herz Jesu in alle Ewigkeit.
 Geliebt sei allezeit das heiligste Herz Jesu.
 Ehre, Liebe, Dank dem heiligsten Herzen Jesu.
 Herz Jesu, unser Leben und unsere Auferstehung, erbarme dich unser.
 Alles für dich, heiligstes Herz Jesu!

Ein besonderer Aspekt der Herz-Jesu-Verehrung ist die Andacht zu dem leidenden Herzen des Heilandes. Dieses Herz wurde am Kreuze von des Soldaten Lanze durchbohrt. Er wollte feststellen,

ob Jesus als erster der drei Gekreuzigten schon gestorben sei. Er stieß seine Lanze in die Seite des Herrn, und sogleich floss Blut und Wasser heraus. Jesus hat gewollt, dass sein menschliches Herz noch nach seinem Tode am Kreuze von der Lanze des Soldaten durchbohrt wurde. Warum? Damit uns dieses durchbohrte Herz stets offene Zuflucht für unsere Seelen sei. Das ist ein Herz, das etwas von Leiden versteht. Der Heilige Geist hat bereits Jahrhunderte vor der Menschwerdung des Sohnes Gottes seinen Leidensberuf und seinen Leidensweg vorhergesagt: „Auf Schmach und Leid ist mein Herz gefasst. Ich schaute aus nach einem, der mit mir fühle, doch keiner war da; nach einem, der mich tröste, suchte ich, doch fand ich ihn nicht.“ „Den ganzen Tag hielt ich die Hände ausgestreckt am Kreuz, um alle an mein Herz zu ziehen, du aber hast nicht gewollt.“ Alles, was Jesus für uns tat, indem er Mensch wurde, das Reich Gottes predigte, Kranke heilte, Besessene befreite, am Kreuze starb, hat er aus Liebe getan. Der Sitz und Ursprung dieser Liebe ist sein Herz. Was verdient mehr unsere Dankbarkeit und Liebe als dieses Herz? Wir suchen einen Menschen, dem wir bedingungslos vertrauen, dem wir alles anvertrauen, auf den wir uns stützen, in dessen Hut wir uns geben können. Einen solchen Menschen gibt es. Es ist unser Herr und Heiland Jesus Christus, der Sohn Mariens, der unsere Sehnsucht erfüllt. Zu wem können wir in unseren Anliegen mit mehr Vertrauen unsere Zuflucht nehmen als zu diesem liebevollen Herzen, durchbohrt ob unserer Missetaten? Der Herr wird jene, die auf ihn vertrauen, nicht verlassen. Er wird ihnen Trost und Frieden in Drangsal und Trübsal sein. „Soll ich Schmerz und Weh ertragen, stößt mir schweres Leiden zu, werd' ich dennoch nicht verzagen: Jesu Herz gibt Trost und Ruh! Droht ob meiner vielen Sünden mir des Richters Rächerschwert, ach, wo sollt' ich Zuflucht finden, wenn dies Herz sie nicht gewährt?“ Wer daran glaubt, den erfasst eine wundersame Getröstetheit und Geborgenheit in unserer Welt. Ein Beispiel mag diese Tatsache bestätigen. Der Dichter Reinhard Johannes Sorge, der im Kriege gefallen ist, schrieb vier Tage vor seinem Tode an seine Gattin: „Wenn du diesen Brief erhältst, geht es mir vielleicht schon besser. Ich bin ganz froh an Jesu Herz.“ Erst vierundzwanzig Jahre war Sorge damals alt. Innerlich hatte er schon einen weiten Weg hinter sich. Aus einem Nietzscheanhänger war der Jünger Christi geworden. Jetzt macht ihn das Herz seines Meisters, der ihm nahe, liebende Christus so sterbensfroh, dass er damit seine junge Frau über den Tod hinaus tröstet.

Die Verehrung des heiligsten Herzens Jesu nimmt eine besondere Richtung an in der ihm erwiesenen Sühne. Sühne im religiösen Wortsinn bedeutet eine Leistung, die Gott für die Sünden, die (menschlich gesprochen) ihn beleidigen, seiner Ehre Abtrag tun und ihm Unrecht zufügen, Abbitte, Genugtuung und Ersatz bieten soll (*satisfactio, reparatio, compensatio, expiatio, propitiatio*). Das Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit legt den Gläubigen die Sühne für sich selbst nahe. Dazu (und vordringlich) tritt die stellvertretende Genugtuung für die Sünden der Menschen, besonders der gleichgültigen und lauen Christen. Der eigentliche Zweck der Sühne ist ein doppelter: 1. Ersatzleistung für die dem verklärten und dem eucharistischen Heiland zugefügte Beleidigung und Verunehrung; 2. Tröstung, insofern als der Heiland in seinem Erdenleiden des Trostes bedürftig war und dank seiner Allwissenheit all das voraussah und als Tröstung entgegennahm, was treue Seelen für ihn bis zum Ende der Zeiten in mitleidender Sühne tun. Damit verbindet sich als äußerer Zweck die Versöhnung Gottes, die Abwendung oder Milderung von Strafen und die Erlangung von Gnaden. In diesem Sinn wird die Sühne auch für die Armen Seelen und in den Anliegen der Kirche geübt.

Wir wollen das heiligste Herz Jesu nicht verehren, weil wir davon Gewinn haben; das wäre eigensüchtig und unwürdig. Aber wir dürfen uns erinnern an die Verheißungen, die der Herr den Verehrern seines Herzens gegeben hat. Margareta Maria Alacoque hat sie uns aufgezeichnet. Aus den zahlreichen Versprechungen erwähne ich einige:

„Ich werde ihnen alle notwendigen Standesgnaden geben.“

„Ich werde ihren Familien den Frieden geben.“

„Ich werde sie in allen Trübsalen trösten.“

„Ich werde ihre Zuflucht im Leben und besonders im Tode sein.“

„Ich werde ihre Unternehmungen reichlich segnen.“

„Ich werde die Häuser, in denen das Bild meines heiligsten Herzens aufgestellt und verehrt wird, segnen.“

Jesus ist treu in seinen Verheißungen. Er enttäuscht jene nicht, die auf ihn vertrauen. Möchten wir würdig werden, die Erfüllung seiner Verheißungen an uns zu erleben. „Ich habe schon so viel aus diesem Herzen geschöpft, dass es leer sein müsste, wenn es nicht unerschöpflich wäre.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ehrfurcht

03.07.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Ehrfurcht bezeichnet jene Begegnung mit der Wirklichkeit, die nicht abstandslos über sie verfügt, sondern das andere in seinem jeweiligen Eigensein wahrnimmt. Ehrfurcht beginnt mit dem Staunen. Sie äußert sich in dem Ineinander von Nähe und Distanz. Die Ehrfurcht entfaltet sich in der Doppelbewegung von zurücktretender Scheu und hindrängender Liebe (liebende Scheu und scheue Liebe). Die Ehrfurcht ist gleich fern von der Fluchtbewegung der Furcht wie von taktloser Distanzverletzung. Furcht ist im Zusammenhang mit der Ehrfurcht im Sinne von Scheu und Zurückhaltung zu verstehen. Ehrfurcht ist eine wesentliche Grundhaltung des Menschen, die sich ausnahmslos auf alle Wirklichkeit richtet. Die Ehrfurcht ist sowohl in der Beziehung zu Gott, zum Nächsten, zu sich selbst und zur außermenschlichen Schöpfung von Bedeutung. Goethe unterschied Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist, Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, und als Ergebnis dieser dreifachen Ehrfurcht die Ehrfurcht vor sich selbst. Ehrfurcht „vor dem, was unter uns ist“ (Goethe), ist nur möglich, weil an jeder Stelle des Seins die Spuren des Schöpfergeistes sich manifestieren.

Am Anfang der religiösen Ehrfurcht steht die Erfahrung einer höheren Wirklichkeit, die sich gegenüber der menschlichen als stärker erweist. Die Wirklichkeit Gottes wird als absolutes, von der übrigen Wirklichkeit abgelöstes Sein erfahren. Auch die religiöse Ehrfurcht hat jene Doppelbewegung, die Augustinus beschreibt: „Ich erschauere und ich erglühe; ich erschauere, insofern ich ihm unähnlich bin, ich erglühe, sofern ich ihm ähnlich bin.“ Augustinus gibt damit implizit eine metaphysische Begründung religiöser Ehrfurcht: das Unähnlich-Ähnlich-Sein (*analogia entis*) zwischen Geschöpf und Schöpfer. Thomas von Aquin umschreibt die Ehrfurcht als *timor filialis*: Während die Furcht durch die Liebe schwindet, wächst die Ehrfurcht mit ihr und vollendet sich in der ewigen Vollendung der Liebe.

Christliche Ehrfurcht findet ihr Vorbild in der Ehrfurcht Jesu gegenüber dem himmlischen Vater. Der Sohn vermag aus sich nichts zu tun, was er nicht sieht den Vater tun; denn was dieser tut, das tut der Sohn in gleicher Weise (Joh 5,19). Der mich gesandt hat, ist wahr, und er hat mich nicht allein gelassen, weil ich allezeit tue, was ihm wohlgefällig ist (Joh 8,29). Die Worte, die ich zu euch sage, rede ich nicht aus mir. Der Vater, der in mir wohnt, selbst ist am Werk (Joh 14,10). Die Welt soll erkennen, dass ich den Vater liebe und tue, wie mir der Vater aufgetragen hat (Joh 14,31). Ich habe dich verherrlicht auf Erden, indem ich das Werk vollbrachte, das zu vollbringen du mir übergeben hast (Joh. 17,4). Ich bin ausgegangen vom Vater und gekommen in die Welt. Ich verlasse wieder die Welt und gehe zum Vater (Joh 16,28).

Die Kirche weiß um die Unentbehrlichkeit der Ehrfurcht. Sie betet: Herr, lass uns deinen heiligen Namen alle Zeit in gleichem Maß fürchten und lieben. Die Ehrfurcht ist der Schutzwall des Göttlichen. Das Heilige bedarf des Abstands, des Respekts und der Scheu. Wo die Ehrfurcht vor Gott schwindet, dort fällt auch bald der Glaube. Es gilt aber auch das Umgekehrte: Wo kein Glaube ist, da

gibt es auch keine Ehrfurcht vor Gott. „Die Völker haben mit dem religiösen Glauben auch die Ehrfurcht verloren“ (Eichendorff).

Innere Ehrfurcht vor dem Heiligen und Göttlichen kann nicht gewahrt bleiben ohne gebührende (äußere) Achtung. Das Gotteshaus ist ein heiliger Ort, denn es ist Gott geweiht. Wer es betritt, ist zu einem Verhalten verpflichtet, das ihm würdig ist. Jesus trieb die Verkäufer und Käufer aus dem äußersten Vorhof des Tempels, weil er in ihren Geschäften eine Entwertung des Tempels selbst erblickte. Es steht geschrieben: „Mein Haus soll ein Bethaus sein für alle Völker. Ihr aber habt daraus eine Räuberhöhle gemacht.“ Jesus sagt von sich selbst, er sei sanftmütig. Aber seine Sanftmut hinderte ihn nicht, die Verfehlung gegen die Gott geschuldete Ehrfurcht drastisch zu ahnden. Die Tempelreinigung beweist, dass der Tempel als Stätte der besonderen Verehrung des einen wahren Gottes, seines Vaters, für Jesus Gegenstand der höchsten Ehrfurcht war.

Das Haus Gottes ist heilig. Erst recht ist es der Dienst Gottes. Gottesdienst ist die Betätigung der Tugend der Religion in ihrer unmittelbaren Beziehung auf Gott. In ihm bekundet der Mensch seine geschöpfliche Verschiedenheit von Gott und seine Abhängigkeit von Gott. Dies geschieht in Akten der Anbetung, Danksagung, Bitte und Genugtuung. Zweck des Gottesdienstes ist ausschließlich Gottes Ehre. Auch die gesuchte Versöhnung mit Gott und das Erbitten von Gnaden zielen in letzter Linie auf die Ehre Gottes. Ehrfurcht ist die angemessene Weise der Gottesbegegnung. Sie macht deutlich, dass es im Gottesdienst nicht bloß um eine gestaltete Gemeinschaftsfeier geht. Sondern um den Mitvollzug des eigentlichen Wesens der Kirche. Das Menschliche ist auf das Göttliche hingebunden und ihm untergeordnet, das Sichtbare auf das Unsichtbare, das Gegenwärtige auf die künftige Stadt, die wir suchen. Der Priester zeigt durch seine häufige Kniebeuge, dass der Mensch vor Gott versinken muss.

Ehrfurcht richtet sich schließlich auf das Geheimnis des Glaubens in seiner vielfältigen Gegenwart im Wort der Heiligen Schrift, in Brot und Wein, in Gebet und Gesang. Der Mensch muss mit den Gegenständen des Glaubens einen Umgang pflegen, der ihrer Hoheit und Würde angemessen ist. Man kann mit der Bibel nicht verfahren wie mit einem Roman. Man darf die Feier der heiligen Messe nicht benutzen, um politische Parolen populär zu machen. Der Priester ist kein Entertainer oder Umweltpropagandist. Die Kirche hat vorgeschrieben, dass nichtgeweihte Personen heilige Gegenstände wie Kelche und Monstranz mit einem weißen Tüchlein ergreifen und tragen sollen. Als ich Kaplan war, wurden mir die Kelchtüchlein, mit denen der Priester nach der Kommunion den Kelch reinigt, zur Waschung mit eigener Hand übergeben. Das war Ehrfurcht vor dem Heiligen.

Die Ehrfurcht vor dem Schöpfer weitet sich aus zu der Ehrfurcht vor seiner Schöpfung. Der Mensch muss Ehrfurcht vor sich selbst haben. „In allem habe Achtung vor dir selbst“, forderte der weise Pythagoras. Wir sind Geschöpfe Gottes. Wir haben eine unsterbliche Seele, die Gott geschaffen hat und die dazu bestimmt ist, ihn in Ewigkeit zu schauen und zu lieben. Diese Herkunft und diese Bestimmung fordern Achtung und Zurückhaltung. In keinem Menschen darf jene Natur missachtet werden, die der Schöpfer des Alls zu der seinigen gemacht hat. Wir sind Erlöste Gottes. Der Apostel Petrus erinnert die Christen daran, welcher Preis für ihre Erlösung gezahlt wurde: „Nicht mit vergänglichen Dingen, mit Silber oder Gold, wurdet ihr losgekauft von eurem nichtigen Wandel, sondern mit dem kostbaren Blute Christi als eines untadeligen und makellosen Lammes“ (1 Petr 1,18f.). Wir sind Empfänger des Geistes Gottes. Der Apostel Paulus begründet die Ehrfurcht vor sich selbst mit dem Hinweis, dass die Christen Träger des Heiligen Geistes sind. Er schreibt an die Transportarbeiter und Fischhändler in Korinth: „Wisst ihr nicht, dass ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16). Er fügt hinzu: „Der Tempel Gottes ist heilig, und der seid ihr.“ Ein paar Zeilen weiter fragt er seine Gläubigen: „Wisst ihr nicht, dass euer Leib ein Tempel des Heiligen Geistes ist, der in euch ist, den ihr von Gott habt, und dass ihr nicht euch selbst gehört?“ (1 Kor 6,19). An die Gemeinde in Ephesus schreibt Paulus warnend: „Betäubet nicht den Heiligen Geist Gottes, mit dem ihr besiegelt wurdet zum Tag der Erlösung“ (Eph 4,30). Der Geist wird betäubt durch die Sünde.

Ehrfurcht vor den Eltern! Die Eltern sind die Sachwalter Gottes über ihren Kindern. Die Ehrfurcht spricht den höheren Rang aus, den die Eltern als Urheber des Lebens und gottbestellte Erzieher und Vorgesetzte haben. Die Ehrfurcht des Kindes vor den Eltern ist Abbild der menschlichen

Beziehung zu Gott und darum in seinem Namen vom Kind zu fordern. Gottes Wort mahnt zur Ehrfurcht vor den Eltern. „Ehre Vater und Mutter, auf dass du lange lebest in dem Lande, das der Herr, dein Gott, dir geben wird“ (Ex 20,12). „Jeder soll vor seinem Vater und seiner Mutter Ehrfurcht haben“ (Lev 19,3).

Ehrfurcht vor dem Kind! Predigt das Evangelium. „Ihr Väter, erzieht eure Kinder in der Lehre und Zucht des Herrn“ (Eph 6,4). „Verbittert eure Kinder nicht, dass sie nicht mutlos werden“ (Kol 3,21). Höchste Ehrfurcht vor dem Kind! Fordert der (heidnische) römische Dichter Juvenal (60-128). Die Eltern sollen von Gott her und mit dem Glanz göttlicher Sendung zu ihren Kindern kommen. Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muss wenigstens den Wert der Reinheit haben. In jedem Kind liegt ein Keim des Guten. Ihn gilt es zu wecken und zum Wachsen zu bringen. Das Geheimnis der Erziehung ist die Liebe. Das Geheimnis der Liebe ist Opfermut. Erziehung erwächst aus selbstloser helfender Liebe. Das oberste Gebot des Erziehers heißt: Geduld. Man kann Knospen nicht mit den Händen aufbrechen. Die Geduld erwächst aus der Ehrfurcht. Die Eltern sollen auf ihre Weise und nach ihren Kräften die Kinder zur Religion führen. Sie sollen sie beten lernen, mit ihnen und für sie beten, ihr Glaubenswissen fördern und erweitern, ihre Bindung an die Kirche stärken und festigen. Lasst dem Kinde das Himmelreich der Religion! Die Eltern sollen ihre Kinder lernen und ausbilden lassen, auf dass sie ihr Leben als nützliche Glieder der Gesellschaft verbringen können. Nicht Ehrgeiz und Geltungsdrang sollen sie in einen Beruf drängen, sondern Eignung und Neigung. Das Leben der Eltern ist das Buch, in dem die Kinder lesen (Aug.). Ein einziger Eindruck genügt, um der Seele des Kindes eine unheilbare Wunde zu schlagen. Viele Kinder bekommen die Prügel, die ihre Eltern verdienen. Es gibt nur zwei Erziehungsgrundsätze: Ehrfurcht vor seinen Kindern haben und konsequent sein. Ehe man ein Kind anfasst, soll man sich waschen – auch innerlich. Eltern verzeihen ihren Kindern die Fehler am schwersten, die sie selbst ihnen anerkennen haben.

Ehrfurcht vor der Frau! Die Frau als Jungfrau, Gattin, Mutter und Witwe ist dem Mann ebenbürtig, in vieler Hinsicht überlegen. Die Frau besitzt Anlagen und Fähigkeiten, die dem Mann abgehen. Mann und Frau sind wesensgleich, wenn auch verschiedenartig. Zwischen den beiden Geschlechtern besteht kein Gegensatz, sondern Polarität, nicht Fremdheit, sondern Zuordnung und Ergänzung. Der Unterschied der Geschlechter nach der leiblichen und seelischen Seite ist naturgegeben und gottgewollt, nicht Produkt der Entwicklung oder der Sünde. Lasst euch nicht diesen Unsinn von den Genderpropagandisten einreden! Die Mutterschaft ist der Frau vorbehalten. Ihre Rolle als Hervorbringerin von Nachwuchs ist unersetzbar. Der natürlichste irdische Beruf der Frau ist Ehe und Mutterschaft. Mit dem Beruf der Ehe und Mutterschaft vermögen andere Tätigkeiten nicht zu konkurrieren. Die Mutterschaft ist eine nur der Frau zugängliche Chance der Selbsterfahrung und Selbstverwirklichung. Nach dem Apostel Paulus erlangt die Frau das Heil in der Mutterschaft (1 Tim 2,15). Ehrfurcht vor der Frau! Die Frau ist keine Spielpuppe der Leidenschaft. Die Frau ist eine Schwester der Mutter Gottes. „Alles Glück der Ehe besteht im gegenseitigen Vertrauen und Entgegenkommen. Die törichte Liebe vergeht bald. Aber man muss einander achten und dienen“, schrieb die österreichische Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter Maria Christine. In seinem ersten Schreiben an die Gemeinde in Saloniki fordert der Apostel Paulus: „Ein jeder von euch wisse sein Gefäß in heiliger Zucht und Ehrbarkeit zu besitzen, nicht in leidenschaftlicher Begierde wie die Heiden, die Gott nicht kennen“ (1 Th 4,4). Der Sinn ist: Jeder Mann soll seine Frau in Beherrschtheit und Ehrfurcht besitzen, nicht im Rausch der Leidenschaft. Achtungsvolle Distanz ist gerade bei so eng zusammenlebenden Menschen wie Gattin und Gatte unentbehrlich. Wenn Mann und Frau, die Tag und Nacht miteinander zubringen, allen Anstand beiseite setzen, artet ihre Vertraulichkeit bald in Gemeinheit aus, die unfehlbar Verachtung oder Ekel hervorbringt.

Ehrfurcht vor dem Mitmenschen! Vor jedem Mitmenschen, auch vor dem unangenehmen. Die christliche Religion schafft mit ihrer Lehre vom Menschen die Grundlage für die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen. Sie lehrt die Schöpfung des Menschen durch Gott. Die Ehrfurcht vor dem Nebenmenschen wird nur da recht vollzogen, wo der Mensch als Ebenbild Gottes gilt. Die christliche Religion lehrt die Erlösung des Menschen durch das Sühneopfer Christi. Unser Herr und Heiland ist für jeden unserer Mitmenschen genauso gestorben wie für uns. Ein jeder ist mit seinem kostbaren Blut erkaufte. Wenn sich Gott zum Menschen bekennt, wird dieser unantastbar für jede unehrbare Be-

rührung, sei es mit Worten, sei es mit Handlungen. Das Buch von der Nachfolge Christi gibt uns Anweisungen, wie die Ehrfurcht vor den Mitmenschen zu verwirklichen ist. Denke immer gut vom Nächsten, dann redest du auch immer gut von ihm. Wer sich wahrhaft erkennt, der hält sich selber für gering. Halte dich nicht für besser als andere, denn sonst möchtest du im Auge Gottes viel schlechter sein als andere. Die Demut stützt die Ehrfurcht. Es schadet dir nicht, wenn du dich allen nachsetzest. Aber sehr schädlich kann es für dich werden, wenn du dich auch nur einem vorsetzest. Aus sich nichts machen und andere gern für besser und höher achten als sich selber – das ist große Weisheit und Vollkommenheit. Gebrechlich sind wir alle, aber halte niemand für gebrechlicher als dich selbst. Wenn Gott in unserer Mitte wohnt, müssen wir, um den Frieden zu erhalten, oft auf unsere eigene Meinung verzichten.

Ehrfurcht vor dem Alter! „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Person des Greises ehren“ (Lev 19,32), mahnt die Heilige Schrift. Alte Menschen haben viel erlebt, gearbeitet und erlitten. Die Schläge des Schicksals haben sich in ihre Züge eingegraben. Ihre körperliche Kraft und ihre geistigen Fähigkeiten lassen bei den meisten nach. Sie können nicht mehr vollbringen, was sie einst geleistet haben. Deswegen sind sie nicht überflüssig. Sie sind die Brücke von der Vergangenheit in die Gegenwart. Die Alten sind kein Friedhofsgemüse. Sie sind die Erntegaben Gottes. Der Greise Ehrenkranz ist eine reiche Erfahrung, ihr Ruhm ist die Furcht Gottes. Es ist etwas Erhabenes um einen alten Menschen, wenn Friede und Gottesliebe sich auf seinen müden Zügen lagern; wenn aus dem Auge schon der Strahl einer anderen Welt leuchtet; wenn das Herz aufgehört hat, zwischen Himmel und Erde geteilt zu sein. Die alten Menschen haben noch eine entscheidende Aufgabe: sich vorzubereiten für das Sterben. Wir können und sollen ihnen beistehen, um diese Aufgabe nach Gottes Willen zu erfüllen, auch durch die Achtung und Ehrfurcht, mit denen wir ihnen begegnen.

Meine lieben Freunde. Lernen wir und üben wir Ehrfurcht gegenüber Gott und der Welt. Die Ehrfurcht, die ein Mensch dem Schöpfer und seinen Geschöpfen erweist, erhebt und adelt ihn. Sie bewahrt ihn vor Missbrauch, unangebrachter Vertraulichkeit, Geringschätzung, Überheblichkeit. Die Ehrfurcht lehrt ihn Abstand und Distanz, Wohlwollen und Großmut, Uneigennützigkeit und Hilfsbereitschaft. Die Ehrfurcht ist ein notwendiger Bestandteil der Nächstenliebe.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Unsichtbarkeit

10.07.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Gott Israels ist ein verborgener Gott, heißt es bei dem Propheten Isaias. Gott wohnt „in unzugänglichem Licht“, schreibt der Apostel Paulus an seinen Schüler Timotheus. Die Juden wie die Christen bekennen sich zu einem Gott, der nicht gesehen werden kann. Für manche Menschen ist die Unsichtbarkeit Gottes ein Problem. Ein Kind fragte: Warum soll ich an jemanden glauben, den ich nicht sehen kann? In der sächsischen Industriestadt Riesa sagte einmal ein Mann zu mir: „Wenn doch Jesus einmal herauskäme aus dem Tabernakel!“ Er kommt nicht heraus. Das Alte Testament verkündet die Transzendenz Gottes. Sie besagt seine Immaterialität, seine Überräumlichkeit, seine Übersinnlichkeit, seine Überweltlichkeit, die der Erfahrung nicht zugänglich ist. Die Transzendenz schließt ein leibliches Sehen Gottes aus und fordert einen bildlosen Kult: „Du sollst dir kein Bild von Gott machen!“ Im Bild wird Jahwes Freiheit als eines „verfügbaren Machtträgers“ angetastet. Darum ist die (versuchte) Abbildung Gottes verboten. Moses wurde von Gott in Pflicht genommen. Er sollte in seinem Auftrag das Volk Israel aus dem Lande Ägypten führen. Moses bat Gott, ihn seine Herrlichkeit sehen zu lassen. Gott erklärte es für unmöglich. „Du kannst mein Angesicht nicht schauen. Kein Mensch sieht mich und bleibt am Leben.“ Moses durfte nur die „Rückseite“ Gottes sehen, aber nicht sein Angesicht schauen (Ex 33,18-23). Man sieht aus diesem Erlebnis: Gott zeigt seine Wirklichkeit, aber vergibt nicht seine Unsichtbarkeit. Obwohl Gott wesenhaft unsichtbar ist, sprachen die frommen Israeliten vom „Sehen des Angesichts Gottes“, was zum Beispiel beim Besuch des Tempels geschah. Damit ist die Erfahrung göttlicher Nähe gemeint, die aber seine Unsichtbarkeit nicht gefährdet. Nirgends im Alten Testament, weder bei Theophanien noch bei prophetischen Erscheinungen (Is 6, Ez 1), wird Gott sichtbar.

Dem Judentum stand die Unsichtbarkeit Gottes im irdischen Bereich fest. Für die Rabbinen ist Ex 33,20 („Kein Mensch sieht mich und bleibt am Leben“) die Grundlage für die Überzeugung, dass kein Mensch in diesem Äon Gott sehen kann. Gott heißt öfter „der, der sieht und nicht gesehen wird“. Als das Judentum der griechischen Philosophie begegnete, dachte es weiter über die Unsichtbarkeit Gottes nach. Denn dort wurde eine natürliche Gotteserkenntnis gelehrt, die Unsichtbarkeit Gottes aber festgehalten. Der „ungesehene Gott“ wird zu einer Bezeichnung der jüdisch-hellenistischen Gotteslehre, besonders häufig bei Philon.

Das Neue Testament lehrt die Unsichtbarkeit Gottes wie das Alte Testament. Der Brief an die Kolosser stellt Christus als das Bild Gottes, „des Unsichtbaren“, vor, (Kol 1,15). Der Apostel Petrus spricht die Empfänger seines ersten Briefes an: „Ihn – Jesus Christus – liebt ihr, obschon ihr ihn nicht gesehen habt, an ihn glaubt ihr, ohne ihn zu schauen“ (1 Petr 1,8). Der Brief an die Hebräer bemerkt von Moses, er habe im Glauben Ägypten verlassen, den Zorn des Königs nicht gefürchtet; „denn er hielt sich an den Unsichtbaren, als sähe er ihn“ (Hebr 11,27). Der erste Brief an Timotheus sagt Gottes Unsichtbarkeit in einer Lobpreisung aus: „Dem König der Ewigkeit, dem unvergänglichen, unsichtbaren, einzigen Gott sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit“ (1 Tim 1,17). Diese Aussage wird in demselben Brief noch entfaltet und Gott gepriesen als „der selige und alleinige Machthaber,

der König der Könige und der Herr der Herren, er, der allein Unsterblichkeit besitzt und in unzugänglichem Lichte wohnt, den kein Mensch gesehen hat noch zu sehen vermag“ (1 Tim 6,16).

Das Neue der urchristlichen Botschaft besteht darin, dass Christus das (wesensgleiche) „Bild“ des unsichtbaren Gottes ist und als Inkarnierter in seiner Person den Vater „sehen“ lässt. Der Apostel Philippus sagte zu Jesus; „Herr, zeige uns den Vater.“ Jesus entgegnete: „So lange Zeit (schon) bin ich bei euch, und du hast mich nicht erkannt? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9). An einer anderen Stelle sagte Jesus: „Wer mich sieht, sieht den, der mich gesandt hat“ (Joh 12,45). Unerachtet der Sichtbarkeit des Logos hält Johannes an der Unsichtbarkeit Gottes fest: Im Prolog seines Evangeliums heißt es: „Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der an der Brust des Vaters ruht, der hat Kunde gebracht“ (Joh 1,18). Der erste Johannesbrief wiederholt: „Niemand hat Gott je gesehen“ (1 Joh 4,12). „Nicht dass den Vater jemand gesehen hätte; nur der von Gott Stammende hat den Vater gesehen“ (Joh 6,46).

Nicht im Widerspruch zur Unsichtbarkeit Gottes steht seine Erkennbarkeit. Die Kirche hat stets daran festgehalten: Gott kann mittels der geschaffenen Dinge mit dem natürlichen Licht der Vernunft mit Sicherheit erkannt werden. Die natürliche Erkennbarkeit Gottes beschränkt sich auf das Erkennen Gottes als des Urgrundes und jener Bestimmungen, ohne die er sich nicht als Urgrund denken lässt. Die Erkenntnis Gottes ist jedenfalls grundsätzlich möglich. Das natürliche Erkennen verschafft uns Gewissheit über die Existenz und die Schöpferfähigkeit Gottes. So lehrt das alttestamentliche Buch der Weisheit: „Aus der Größe und der Schönheit der Geschöpfe wird durch Vergleiche ihr Schöpfer erschlossen“ (Sap 13,5). Die Offenbarung liefert uns weitere Kenntnisse über Gott, auf die wir ohne sie nie gekommen wären. Sie erschließt uns zu ihrem Teil Gottes Wesen und Wirken. Doch ist einschränkend zu sagen: Die Wirklichkeit des über alles Maß Vollkommenen, Unendlichen, Unfassbaren, das Dasein und Wesen Gottes vermögen wir nicht anders als durch Begriffe festzuhalten, die unserer Erfahrungswelt entlehnt sind. Niemand hat Gott je gesehen. Wir haben keine unmittelbare Wesenschau Gottes. Wir können deshalb Gott nur mit Hilfe fremder Erkenntnisbilder festhalten und beschreiben. D.h. durch Begriffe, die ursprünglich nur Geschöpfliches besagen und die erst von ihrer geschöpflichen Unvollkommenheit gereinigt und nach ihrem positiven Gehalt ins Unendliche gesteigert werden müssen, um das göttliche Wesen unserem natürlichen Erkennen fassbar zu machen. Was wir nur immer von Gott aussagen, ist darum nicht eine erschöpfende Aussage. Es enthält Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit und hat insofern lediglich eine Art Richtungssinn. Nur „vergleichungsweise“ können wir von Gott reden (Sap 13,5). Wir sind uns dabei bewusst, dass alle unsere Vorstellungen unendlich weit hinter dem Wesen Gottes zurückbleiben. Alle unsere Gottesnamen sind nur „Schüchternheiten“, die sich gern an Gott anschmiegen möchten und doch nur aus weiter Ferne ihn grüßen können.

Wie lässt sich die Unsichtbarkeit Gottes begründen? Warum ist Gott unsichtbar? Die Unsichtbarkeit Gottes hat ihren inneren Grund nicht in der Begrenztheit der menschlichen Erkenntnisfähigkeit, sondern darin, dass Gott kein dinglich-erfassbarer Teil dieser Welt ist. Gott ist eine jenseitige Wirklichkeit. Er ist der total Andere. Das göttliche Wesen ist unendlich. Die Unendlichkeit Gottes besagt die grenzenlose Fülle des göttlichen Seins, die höchste, in keine endliche Kategorie eingehende Vollkommenheit Gottes, die wesentlich über allen Seinsstufen des geschaffenen Seins steht. Der Unendlichkeit des göttlichen Wesens entspricht die Unendlichkeit seiner Erkennbarkeit. Zum erschöpfenden Begreifen des Unendlichen ist eine unendliche Erkenntnisfähigkeit erforderlich. Über eine solche verfügt kein Geschöpf. Folglich können nur im unendlichen, absoluten Wesen Erkennbarkeit und Erkennen real identisch zusammenfallen. Kein geschaffener Geist kann Gott begreifen. Gott kann nur sich selbst begreifen. Ein vom Menschen begriffener Gott wäre kein Gott; er wäre seinesgleichen. Die Unbegreifbarkeit Gottes ist unaufhebbar. Selbst nach erfolgter übernatürlicher Offenbarung bleibt Gott nach christlichem Verständnis unbegreiflich. Auch in der ewigen Anschauung ist Gott kein adäquater und deshalb kein direkter Erkenntnisgegenstand des Menschen.

Die Unsichtbarkeit Gottes teilt sich auch seinem Wirken mit; es ist weder wägbare noch messbare noch zählbare. Dies gilt in erster Linie für die Gnade. Was ist Gnade? Die Gnade ist jede übernatürliche Gabe, die Gott einem vernünftigen Geschöpf aus ungeschuldetem Wohlwollen zur Erlangung des ewigen Heils verleiht. Die Gnade ist eine geschaffene, übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele

von Gott eingegossen wird und in der Weise einer Seinsbeschaffenheit (oder Qualität) ihr bleibend anhaftet. Sie ist eine Teilnahme an der göttlichen Natur. Es gibt Menschen, die an der Nichterfahrbarkeit der Gnade leiden. Sie möchten die Gnade, die Gott den Menschen schenkt, spüren, fühlen, empfinden, erfahren. Sie meinen, das Kommen der Gnade müsse wie das Einsickern oder Einträufeln einer Flüssigkeit in den Leib spürbar sein. Beim Empfang der Sakramente der Taufe und der Firmung ersehnen sie eine bemerkbare, wahrnehmbare Einwirkung Gottes auf ihrer Seele. Von der Aufnahme des eucharistischen Herrn erwarten sie spürbare Freude, Erhebung und Stärkung. Diese Ansichten oder Wünsche sind unhaltbar und unerfüllbar. Das Übernatürliche ist übersinnlich und unerfahrbar. Es kann niemals als solches in unser Bewusstsein eintreten, sonst wäre es nicht übernatürlich. Die Einwohnung des Heiligen Geistes, die heiligmachende Gnade, die das Prinzip der Übernatur in uns ist, kann man nicht erleben oder fühlen oder erfahren. Man kann nicht spüren, ob man die Gnade hat oder nicht hat. Es wäre ungesund, wenn man es erfahren wollte, oder wenn man Schlüsse daraus zöge, wenn man es nicht erfährt. „Ihn (Gott), den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden verhüllt er sich in ewige Gesetze“ (Don Carlos 3,10). Der Zustand des Lebens in der heiligmachenden Gnade lässt sich nicht konstatieren, wie man am Thermometer die Wärme ablesen kann. Das Innewerden Gottes kann nicht den schwergewichtigen, groben und handgreiflichen Charakter der sinnlichen Erfahrung besitzen. Es gibt kein erlebendes Erfassen der göttlichen Gnade selbst, sondern lediglich den Abdruck ihrer Wirkungen. Diese Wirkungen verweisen als Zeichen auf das Übernatürliche. Ein in der Gnade lebender Mensch verhält sich anders als ein Mensch, dem die Gnade fehlt.

Es lässt sich zeigen, dass Gott und das Übernatürliche unsichtbar, nicht wahrnehmbar sein und bleiben muss. Was erfahrbar ist, das kann untersucht, gemessen und gezählt werden. Wenn Gott sichtbar, greifbar, berechenbar wäre, wäre er ein Gegenstand der geschöpflichen Welt und nicht deren Schöpfer. Eine dinghafte, sinnenfällige, handgreifliche Wirklichkeit kann nicht Gott sein. Es fehlt ihr die Unendlichkeit. Dass Gott nicht messbar ist, ist eine seiner wesentlichsten Eigenschaften. Es kann kein bemächtigendes Begreifen Gottes geben. Nur so bleibt Gott auch in der Erkenntnis (des Menschen) Gott. Wenn die Unendlichkeit und Vollkommenheit Gottes sich zeigen würde, könnte kein menschliches Auge diesen Anblick ertragen, ohne geblendet zu werden. Die Augen des Menschen halten ja nicht einmal den Anblick der Sonne aus. Brigitta von Schweden meinte, dass, wenn ein Mensch Gott sehen würde, wie er wirklich ist, seine Körperfunktionen wegen der Freude seiner Seele stillstehen würden. Die Unsichtbarkeit verbürgt die Unverfügbarkeit Gottes und der göttlichen Dinge. Ein Gott, der sichtbar ist, wäre in die Gewalt der Menschen gegeben. Er wäre nicht mehr der transzendente und souveräne Herr der Schöpfung, sondern deren Bestandteil; das heißt: Er hätte aufgehört, Gott zu sein. Wenn Gott sichtbar wäre, dann wäre er angreifbar. Denken Sie an die zahlreichen Feinde Gottes. Sie würden sich auf einen Gott, den sie erreichen können, stürzen und ihn umzubringen versuchen; einmal ist es ihnen ja schon gelungen. Wie es einem Gott ergeht, der den Menschen sichtbar wird, lässt sich an dem Schicksal Jesu Christi ablesen. Ein begriffener, ein durchschauter Gott verlöre seine Göttlichkeit. Die Verborgenheit Gottes in seiner Offenbarung ist auch Ausdruck der barmherzigen und heilvollen Vorsicht Gottes. Er hält sich, indem er sich seinen Geschöpfen zuwendet, zugleich mit der Übermacht des Glanzes seiner Göttlichkeit zurück, damit sie frei und im Frieden mit ihm in dieser Welt leben können. Gott hat die Menschen aus Liebe geschaffen und erwartet von ihnen Liebe. Aber er wollte Liebe von Wesen, die intelligent und in ihrer Wahl frei sind; sie sollen ihren Schöpfer ohne äußeren Zwang verherrlichen. Nur wenn Gott der Verborgene bleibt, kann er vom Menschen aus freiem Willen geliebt werden.

Lassen Sie mich das Ergebnis unserer Überlegungen kurz zusammenfassen. Die Unsichtbarkeit Gottes ist kein Mangel, sondern ein Wesensmerkmal seiner Gottheit. Sie ist notwendig gegeben mit seiner Geistigkeit und Unendlichkeit. Die Materie ist das Prinzip der Endlichkeit, der Beschränktheit. Gott aber ist immateriell. Gott kann nicht zum Gegenstand empirisch wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht werden. Er ist notwendigerweise außerhalb der Reichweite der empirischen Wissenschaften, weil er kein Materialklumpen und auch keine Energiequelle ist. Man kann ihn weder beobachten noch mit ihm herumexperimentieren. Die Naturwissenschaften sind beschränkt auf den Bereich jener Tatsachen, die man innerhalb der Natur beobachten, beschreiben, analysieren, vergleichen und systematisieren kann. Gott ist kein Bestandteil der Natur, sondern ihr Schöpfer. 1. Unsere

Gotteserkenntnis ist eine bloße Spiegelerkenntnis. Eine solche Erkenntnis steht im Gegensatz zur Anschauungserkenntnis von Angesicht zu Angesicht. Die irdische Gotteserkenntnis ist eine abstraktive, mittelbare, inadäquate. 2. Unsere Gotteserkenntnis ist rätselhaft. Unser Verstand kann hienieden Gott nur nach Analogie der Geschöpfe denken. Alle Begriffe, mit denen wir Gott auffassen, stellen ihn nicht dar, wie er in sich ist, sondern nur nach Ähnlichkeit geschöpflicher Vollkommenheit. 3. Unsere Gotteserkenntnis ist lückenhaft, sie ist Stückwerk. Unser Gottesbegriff kann nie ein eigentlicher, sondern stets nur ein uneigentlicher (*improprius, analogus*) sein. Deswegen haftet ihm eine große Unvollkommenheit an. Der Münchener Kardinal Michael Faulhaber erkannte in der (von der Kirche gelehrt) Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit Gottes die Echtheit und Richtigkeit des katholischen Glaubens. Er erklärte einmal: „Ich würde eher an einer Glaubenslehre irrewerden, in der alles klar wie Wasser und durchsichtig wäre bis auf den Grund. Denn damit wäre bewiesen, dass ein solcher Glaube Menschengedanken enthielte, keine Gottesgedanken.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Specht und Darwin

17.07.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Specht ist ein schlechthin vollkommener Vogel. Es besitzt einen besonders langen, kräftigen, scharfrandigen und meißelförmig zugespitzten Schnabel. Er verfügt auch über die dazugehörigen starken Nackenmuskeln, ohne die jenes vorzügliche Werkzeug zur Holzbearbeitung gar nicht zu gebrauchen wäre. Doch das allein genügte bei weitem nicht. Ohne seinen hartfedrigen „Stüttschwanz“, den er fest gegen den Baumstamm presst, fehlte dem Specht der erforderliche „Rückhalt“, und er müsste fortwährend aus dem Gleichgewicht geraten. Eines passt, wie von einem genialen Konstrukteur geplant, genau zum anderen. Die Füße des Spechts sind absonderlich gestaltet mit zwei nach vorn und zwei nach rückwärts gerichteten Zehen. Sie stellen die einzig sinnvolle Ergänzung des Stüttschwanzes dar. Nur durch diesen „technischen“ Trick ist ausreichend sicherer Halt gewährleistet. Dazu kommen die nadelspitzen langen Krallen und die exakt starken Muskeln der Beine des Spechtes. Die Spechtzunge ist die richtige Ergänzung des Schnabels. Gestützt durch ein überdimensionales Zungenbein kann die Zunge beim Grünspecht mehr als zwanzig Zentimeter weit herausgestreckt werden. Dabei gleitet sie durch eine Art „Leimbeutel“ hindurch und wird mit klebrigem Speichel überzogen, an dem Ameisen und Insekten hilflos zappelnd hängenbleiben. Das alles wäre nutzlos, wenn der Specht – als einziger Vogel – nicht über einen geradezu genialen „Stoßdämpfer“ in seinem Schädel verfügte. Die besonders starkwandige knöcherne Schädelkapsel allein würde nicht ausreichen, um das empfindliche Gehirn vor Schäden zu bewahren bei einer Schlagfolge von 10 bis 15 Schnabelhieben pro Sekunde auf Äste und Baumstämme, ein Trommelwirbel, der selbst einem versierten Schlagzeuger, mit beiden Händen ausgeführt, ins Schwitzen bringen dürfte. So ist das Gehirn beim Specht unter den Schädelknochen zusätzlich schützend von einer extradicken bindegewebigen Hülle umgeben. Nicht einmal der erfahrenste Spezialist für Sturzhelme hätte auf eine bessere Idee verfallen können. Aber damit sind wir noch nicht am Ende sämtlicher Voraussetzungen angelangt, die ausnahmslos erfüllt sein müssen, soll ein Specht auch wie ein Specht leben können. Dass der Specht seine technischen Mittel in der richtigen Art und Weise zu gebrauchen versteht, dazu leiten ihn seine Instinkte, die angeborenen „Gebrauchsanweisungen“ für seine Organe, an, ohne dass es eines vorhergehenden Erlernens oder Einübens bedürfte. Ein ganz gewöhnlicher Specht ist wirklich „vollkommen“; anders könnte er nicht sein absonderliches Spechtleben fristen.

Nun behauptet die darwinistische Evolutionslehre, eine langsame, ganz allmähliche Entwicklung habe über lange Zeiträume zu dieser Vollkommenheit geführt. Zufall und Notwendigkeit hätten dieses Ergebnis erbracht. Im Zufall erblickte Darwin den einzigen schöpferischen Faktor des Evolutionsgeschehens. Jeden Sinn, jede Planmäßigkeit und jede Zielstrebigkeit lehnte er ab. Die Höherentwicklung der Lebewesen folge ebenso wenig einem Plan wie die stets wechselnde Richtung des Windes. Der Zufall (jener nebulöse, ungewisse Faktor) ist die einzig denkbare Alternative zu seinem genauen Gegenteil, der schöpferischen Planmäßigkeit. Der Zufall, die gesetzlose Beliebigkeit, ist der *deus ex machina* der Evolution, der unerwartete Helfer aus der Notlage fehlender Möglichkeit einer Erklärung. Tatsächlich bedeutet dies nichts anderes als den Verzicht auf Erklärung. Seit Darwin meinte man

sicher zu wissen, wie die Artenvielfalt der Lebewesen entstanden sei. Aus den Urformen des Lebens hätten sich durch spontan zufällige Änderungen (Mutationen) des Erbguts und durch die Auslese (Selektion) der Bestangepassten im Laufe der Jahrmillionen immer komplexere Lebensformen entwickelt. Der Darwinismus ist der Versuch, alles und jedes durch Mutation und Selektion als Hauptantriebfedern einer Evolution erklären zu wollen. Bleiben wir beim Specht. Alles am Specht „funktioniert“ erst, wenn auch nicht eine einzige der genannten Voraussetzungen fehlt. Es ist eine astronomische Unwahrscheinlichkeit, dass sämtliche unerlässlichen Voraussetzungen des Spechtlebens ausgerechnet gerade so und ohne den geringsten Fehler zufällig zusammengetroffen wären. Dieses (aller Vernunft und Wahrscheinlichkeit widersprechende) Ereignis hätte außerdem schlagartig eintreten müssen; denn alle noch-nicht-fertigen, mithin unvollkommenen Vorstufen wären ja (nach dem Dogma der Selektionstheorie, die alles nicht Lebensfähige ausmerzt) der unerbittlichen Selektion zum Opfer gefallen.

Man stelle sich die Widersprüche der darwinistischen Theorie einmal deutlich vor Augen. Da zwingen in irgendeiner Umweltsituation die veränderten Ernährungsverhältnisse Vögel plötzlich dazu, sich entsprechend umzustellen: Ihr Futter nicht mehr auf dem Boden, an Ästchen und Zweigen zu suchen, sondern Insektenlarven aus ihren Fraßgängen im morschen Stammholz herausholen zu müssen. Irgendwann hat – getreu der darwinistischen Theorie – einer glücklicherweise durch eine „zufällige“ just zur rechten Zeit erfolgte blinde, richtungs- und ziellose Mutation ausgerechnet einen längeren Schnabel erhalten als seine weniger glücklichen Artgenossen. Er beschert ihm einen „Selektionsvorteil“. Doch er kann leider nichts damit anfangen. Im Gegenteil! Er ist nur hinderlich, dieser lange Holzmeißel, denn leider fehlt zur rechten Verwendung die angeborene Gebrauchsanweisung, der Instinkt. Doch nehmen wir, gegen alle Wahrscheinlichkeit, an, zufällig sei gleichzeitig eine zweite, nicht minder blinde und ziellose Mutation erfolgt, die ausgerechnet diese Instinktänderung bewirkte. Nun versucht der doppelt mutierte zukünftige Specht zu meißeln. Doch er verliert schon beim ersten Ansatz das Gleichgewicht, weil er weder den erforderlichen Stüttschwanz zur Verfügung hat noch die passenden Zehen mit entsprechenden Krallen. Kopfunter purzelt er hilflos und haltlos von seinem Baum herunter, auf dem er seine „halbfertige“ Kunst probiert, und wird, noch bevor er verhungert, eine leichte Beute seiner natürlichen Feinde.

Aber nehmen wir an – der Phantasie sind im Gegensatz zur unerbittlichen Naturwirklichkeit keine Grenzen gesetzt –, der Specht hätte eine provisorische Art des Sich-Festklammerns erfunden, eine Übergangslösung sozusagen. Doch wie lange hätte er diese Tortur durchgehalten – ohne kräftige Nackenmuskeln und ohne den besonderen „Stoßdämpfer“ um sein Gehirn? Und wie eigentlich hätte er, ohne lange Spechtzunge, die Larven aus den aufgemeißelten Fraßgängen herausholen sollen? Was die Spechtzunge angeht, so gilt Folgendes. Wenn diese sich vor dem stützenden Zungenbein und nicht exakt gleichzeitig mit ihm entwickelt hätte, wäre der Specht bereits vor dem ersten Versuch, dieses neue Werkzeug in der richtigen Weise zu benutzen, daran erstickt. Um es benutzen zu können fehlte ihm zudem ja noch der Instinkt! Nach Darwin gibt es nur einen einzigen Weg der Vervollkommnung und Höherentwicklung des Lebendigen: durch ganz allmähliche Anhäufung kleinster, durch Mutation verursachter „Verbesserungen“, ein Vorausschreiten in winzigen Schritten über unvorstellbar lange Zeiträume hinweg. Man darf fragen: Wie gering wäre wohl die Chance, dass all die vielen einander gegenseitig ergänzenden Voraussetzungen des richtigen Funktionierens rein „zufällig“ ausgerechnet und nicht anders im „Würfelspiel der Mutationen“ zusammengekommen sind? Die weitere Frage ist, wie die hypothetischen „Vorstufen“ eines derart komplizierten Mechanismus als halbfertige Entwicklungsstadien Jahrtausende hätten überleben können. Das Zusammentreffen von Tausenden kleinen variierenden Schrittschritten bringt durch lange Generationen keinen Vorteil, weil erst das nach langen Generationsfolgen entstandene fertige Organ positiven biologischen Nutzwert bringt. Die wunderbaren Mechanismen im Reich der Pflanzen und Tiere, die ihnen das Überleben vermitteln, funktionieren erst, wenn sie vollkommen (ausgebildet) sind. Noch unvollkommene, Halb-Anpassungen müssten, da sie nicht fortpflanzungsfähig sind, zu ihrem Aussterben führen. Noch nicht fertige Entwicklungsstufen müssen (nach darwin. Lehre) dem Kampf ums Dasein zum Opfer fallen. Ausgerechnet die Auslese (die Selektion) würde dafür sorgen, dass es niemals zu einer echten Höherentwicklung kommt. Die Theorie gerät in einen rettungslosen Widerspruch mit sich selbst.

Programme verweisen auf einen Programmierer. Gesetze, auch Naturgesetze, bedürfen eines Gesetzgebers. Die Materie kann Gesetze nicht erzeugen; sie wird von Gesetzen beherrscht. Gesetze, und dies gilt auch für die Naturgesetze, sind nichts Materielles. Das Entstehen von Naturgesetzen ist nicht vernünftig vorstellbar, ohne dass ihnen Vernunft zugrunde liegt. Es ist undenkbar, komplexeste, in sich sinnvolle Ordnungssysteme ohne vorausgehende Intelligenz zu denken. Es geht nicht ohne den Geist, also ohne Plan und ein gesetztes, allein vom Geist vorherbestimmbares Ziel. Wer Plan, Ziel und Zweck in der Schöpfung bejaht, der bejaht das Dasein Gottes, des Schöpfers (Jakob von Uexküll). Er löst die unüberwindlichen Schwierigkeiten des Darwinismus. Ich glaube an den höchsten und allmächtigen Oberingenieur, den Besitzer einer unendlichen Intelligenz; wir nennen ihn Gott.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gnade (1)

Die helfende Gnade oder Gnade des Beistandes

24.07.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Kirche wird viel von der Gnade geredet. Aber wissen auch alle, die das Wort gebrauchen, um seinen Inhalt? In der Theologie bezeichnet Gnade eine aus ungeschuldetem Wohlwollen Gottes verliehene Gabe; jede übernatürliche Gabe, die Gott einem vernünftigen Geschöpf zur Erlangung des ewigen Heils verleiht. Innerhalb der Gnade ist zu unterscheiden zwischen der helfenden, aktuellen Gnade oder Gnade des Beistandes und der heiligmachenden Gnade. Am heutigen Sonntag wollen wir uns kundig machen über die helfende, aktuelle Gnade, die Gnade des Beistandes. Die helfende, aktuelle Gnade oder Gnade des Beistandes ist jene innere, übernatürliche Beihilfe, die Gott dem Menschen in der Weise einer vorübergehenden Gabe zum heilskräftigen Handeln verleiht. Ihre Existenz ist definierte Glaubenswahrheit (D 180, 797f.). Teils erleuchtet sie den Verstand (2 Kor 3,5; Eph 1,17), teils stärkt sie den Willen (Joh 6,44; Phil 2,13). Gott gibt uns die helfende Gnade, damit wir das Gute tun und das Böse meiden können. Zu der Gnade des Beistands zählen jene innerlichen Ermahnungen und Einladungen, die unseren Geist und unser Herz anregen. Gott spendet sie durch seinen Heiligen Geist. Die Gnade des Beistands hat folgende Eigenschaften:

1. Sie ist notwendig für alle die Rechtfertigung vorbereitenden übernatürlichen Heilsakte (D 179, 813). Rechtfertigung ist die Versetzung aus der Sünde in den Gnadenstand, also die Bekehrung zu Gott, die Aufnahme in sein göttliches Leben, die Begabung mit der heiligmachenden Gnade. Durch die natürlichen Kräfte der Seele allein können wir nicht glauben und nicht die Gebote halten, wie Gott es will. Noch viel weniger können wir uns von Sünden freimachen. Deswegen schenkt uns Gott die Gnade. Durch sie können wir mehr tun als durch unsere eigene Kraft allein. Mit der Gnade können wir alles tun, damit wir in den Himmel kommen. Ohne Gnade des Beistandes kann auch der Gerechtfertigte keinen Heilsakt vollziehen oder sich zeitlebens aller Sünden enthalten (D 192, 132). Es bedarf sogar eines ganz besonderen Gnadenbeistandes, um das ganze Leben hindurch jede lässliche Sünde meiden zu können (D 833). „Auch die Wiedergeborenen und Heiligen müssen stets den Beistand Gottes anflehen, um zu einem guten Ende zu gelangen oder in den guten Werken ausharren zu können“ (D 183). Daher wird die Beharrlichkeit bis zum Ende als „großes Geschenk“ Gottes betrachtet (D 820). Doch gilt andererseits, „dass alle Getauften durch die in der Taufe empfangene Gnade mit der Beihilfe und Mitwirkung Christi das, was zum Heile gehört, wenn sie treulich sich anstrengen wollen, erfüllen können und müssen“ (D 200).

2. Die Gnade des Beistandes ist unverdientbar. Durch kein nur natürlich gutes Werk kann man die Gnade des Beistandes (im eigentlichen oder uneigentlichen Sinne) verdienen (D 191, 797) noch durch ein natürliches Bittgebet erleben. Vielmehr bewegt die Gnade selbst, dass wie sie erleben (D 176). Die Berufungsgnade ist gänzlich ungeschuldet. Gott schenkt sie aus freiem Entschluss seiner Liebe. „Die Gnade kommt dem, der nicht will, zuvor, dass er wolle. Die Gnade folgt dem, der will, dass sein Wollen nicht vergeblich bleibe“ (Aug.).

3. Der Heilige Geist nötigt uns nicht, sondern lässt uns die vollständige Freiheit. Der Heilige Geist ist ein von Gott ausgehendes Licht. Diesem Licht kann man sich öffnen, aber auch vor ihm die Augen verschließen. Dem Rufe Gottes beistimmen oder nicht, ist Sache des eigenen Willens. Gott wirkt in uns nicht so, als ob wir leblose Steine wären. Gott achtet die Freiheit des Menschen. Er zerstört sie auch dann nicht, wenn sie der Mensch zu seinem Verderben gebraucht. Der Mensch kann daher mit der einwirkenden Gnade mitwirken oder ihr widerstehen. Die Leute, welche am Pfingstfest die Apostel verspotteten und sie für betrunken hielten, widerstanden der Gnade. Ebenso jene, die den hl. Paulus verlachten, als dieser am Areopag zu Athen das Evangelium verkündete und von der Auferstehung der Toten sprach. Denken wir an Luther auf der Wartburg. Woher kamen jene Gedanken, die Luther für Einflüsterungen des Teufels hielt, wie z.B. die Fragen: Wer hat dich gesandt? Bist du allein weise? In den vom Heiligen Geist durchherrschten Personen ging eine plötzliche innere Umwandlung vor sich. Sie konnten mit dem hl. Cyprian sprechen: „Als der Heilige Geist in meine Seele kam, wandelte er mich auf einmal in einen anderen Menschen um.“ Der Heilige Geist wirkt bei verschiedenen Anlässen auf uns ein, namentlich bei der Predigt, beim Anblick guter Beispiele, beim Lesen guter religiöser Bücher, bei Krankheiten, bei Todesfällen, bei Belehrungen durch andere. Der heilige Konrad von Parzheim hatte ein wunderbares Auge. Wen er anschaute, konnte seinen Blick nicht vergessen. Ein Priester in der St. Anna-Kirche in Altötting saß im Beichtstuhl. Da kam ein verwahrloster Bursche herein und weinte bitterlich. Vor lauter Schluchzen konnte er kein Wort herausbringen. Als der Priester ihn anredete, „was fehlt denn?“, gab er zur Antwort: „Ich bin der größte Sünder der Welt.“ „Ja, wie bist du denn jetzt in den Beichtstuhl hereingekommen?“ „Ich habe mir bei dem alten Kapuziner an der Pforte ein Stück Brot erbettelt, und da hat er mich angeschaut, und das ist mir durch Mark und Bein gegangen.“ So bedient sich der barmherzige Herr oft eines Menschen, um Sündern Gnaden zu vermitteln und durch sie ihre Bekehrung zu erwirken. Wer sich der einwirkenden Gnade ständig widersetzt und auch der einwirkenden Gnade widerstehend stirbt, begeht eine schwere Sünde wider den Heiligen Geist; diese kann nicht verziehen werden. Eine katholische Frau lebte in gemischter Ehe. Alle ihre Kinder hatte sie protestantisch werden lassen. Jahrzehntlang hatte sie keine Sakramente mehr empfangen. Der Priester redete ihr zu, ihren Fehler gutzumachen und ihr Leben in Ordnung zu bringen. Sie versprach ihm, zur Kirche zu kommen. Aber sie kam nicht. Der Priester bestellte sie wiederholt, suchte sie auf, ohne Erfolg. So starb sie; aus dem „später“ war ein „zu spät“ geworden. Wer mit der einwirkenden Gnade mitwirkt, erlangt noch größere Gnaden. Wer ihr aber widersteht, verliert alle übrigen Gnaden und hat ein strenges Gericht zu erwarten. Glücklich ist, wer mit der Gnade mitwirkt. Wer die erste Gnade benützt, zieht eine ganze Kette von Gnaden nach. Unglücklich, aber, wer der Gnade widersteht. Welch furchtbares Gericht kam im Jahre 70 n. Chr. über Jerusalem, welches den Tag der Heimsuchung, d.h. der Gnade, nicht erkannt hatte (Lk 19,41). Auf den, der die Gnade zurückgestoßen hat, beziehen sich die Worte Christi: „Den unnützen Knecht werfet hinaus in die Finsternis; da wird Heulen und Zähneknirschen sein“ (Mt 25,30). Die Säumigen pflegt Gott zu verlassen. Wenn wir es versäumen, einen guten und schnellen Gebrauch von der einwirkenden Gnade zu machen, entzieht uns Gott diese Gnade. Das ist die Strafe für unsere Nachlässigkeit. Je größer die einwirkenden Gnaden waren, um so größer wird unsere einstige Verantwortung sein. Christus sagt: „Wem viel gegeben wurde, von dem wird auch viel gefordert“ (Lk 12,48). Über dem Tor der Hölle steht die Inschrift: Wir wiesen des Ewigen Ruf zurück und lebten als sündige Toren. Wir waren geladen zum Himmelsglück, nun haben wir alles verloren. Vorbei ist die Zeit und vorbei ist die Gnad', vorbei ist der Tag unseres Lebens. O dreh' dich zurück, du schreckliches Rad. Doch jammern wir ewig vergebens.

4. Die Gnade des Beistands wird allen Menschen gegeben. Die Allgemeinheit der Gnade des Beistandes widerspricht ihrer Unverdienbarkeit nicht. Sie ist mit dem allgemeinen Heilswillen Gottes gegeben (D 827, 318). Darum gilt es als häretisch, zu behaupten, es sei für den gerechtfertigten Menschen unmöglich, die Gebote Gottes zu halten. Denn Gott befiehlt nichts Unmögliches und hilft, dass man vermag (D 804). Ebenso ist häretisch, dass die nach die Taufe Gefallenen nicht wieder durch Gottes Gnade aufstehen könnten (D 839). Gott bietet auch den Verstockten seine Gnade an (Is 65,2; Apg 7,51; Röm 2,4f.). Die Allgemeinheit des göttlichen Heilswillens schließt in sich, dass Gott auch den Irrgläubigen und Heiden, die ohne Schuld die wahre Religion nicht kennen, hinreichende

Gnade darbietet, so dass keiner ohne eigene Schuld verloren geht. Vielmehr kann jeder, der Gott zu gehorchen bereit ist und ein ehrbares und rechtes Leben führt, durch die mächtig wirkende göttliche Erleuchtung und Gnade das ewige Leben erlangen (D 1677).

Der Heilige Geist wirkt auf jeden einzelnen Menschen ein: sowohl auf die Sünder, als auch auf die Gerechten, sowohl auf die katholischen Christen, als auch auf Andersgläubige und Ungläubige. Christus erleuchtet einen jeden Menschen, der in diese Welt kommt (Joh 1,8). Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen (1 Tim 2,4). Wer verloren geht, geht durch eigene Schuld verloren. Der Heilige Geist hat auch die Patriarchen und Propheten erleuchtet. Gott hat in Anbetracht der künftigen Genugtuung des Erlösers den im Alten Bunde lebenden Menschen seine Gnade gespendet. Die Patriarchen sind die Stammväter des auserwählten Volkes. Gott bediente sich ihrer bei der Führung des Volkes Israel. Die Propheten sind die charismatischen Organe der Offenbarung im Alten Testament, Wortkundler Jahwes und Träger des Wortes zwischen Gott und den Menschen.

Der Heilige Geist war von Anbeginn der Erde zum Heil der Menschen tätig. In reichlicherem Maße kam er mit dem Pfingstfest in die Welt. Als die Juden zu Babylon in der Gefangenschaft waren, wirkte der Heilige Geist oft auf die Heiden ein. Gott wirkte viele Wunder zur Verherrlichung seines Namens, so bei der Befreiung der drei Jünglinge im Feuerofen und des Daniel in der Löwengrube. Wir dürfen zuversichtlich annehmen, dass der Heilige Geist gute und gerechte Männer im alten Griechenland erleuchtet und belehrt hat. Man denke an Sokrates. Er lehrte das Dasein eines einzigen Gottes und wurde deswegen im Jahre 399 v. Chr. zum Tode verurteilt. Ihm an die Seite stellen kann man andere edle heidnische Männer. Es sei an Seneca und Epiktet, die beiden bedeutenden stoischen Philosophen erinnert. Klemens von Alexandrien bezeichnete die Philosophie als „eine den Griechen von Gott verliehene Gabe“ und tat den Ausspruch: „Es erzog die Philosophie die griechische Welt wie das Gesetz die Hebräer auf Christus hin.“

5. Der Heilige Geist teilt nicht allen Menschen gleich viel Gnaden mit. Am reichlichsten spendet er sie Gliedern der katholischen Kirche. Der eine Knecht empfängt fünf, der andere zwei Talente, der dritte nur ein Talent (Mt 25,15). Das jüdische Volk empfing mehr Gnaden als die Heiden. Die Städte Chorazin und Bethsaida empfingen mehr Gnaden als Tyrus und Sidon, Kapharnaum mehr als Sodom (Mt 11,31). Es gibt allgemeine Gnaden, an denen alle Menschen ohne Unterschied teilnehmen. Es gibt aber auch besondere Gnaden, die Gott nur wenigen Seelen verleiht, und zwar solchen, die von Gott zu etwas Besonderem bestimmt sind. Maria war die Gnadenvolle, die Gnade gefunden hatte bei Gott. Elisabeth wurde von heiligem Geist erfüllt, als Maria sie besuchte. Auch ihr Mann Zacharias empfing den Heiligen Geist. Über dem greisen Simeon waltete ebenfalls der Geist Gottes.

6. Einwirkende Gnaden erlangt man durch Verrichtung guter Werke, insbesondere durch Beten, Fasten und Almosengeben. Ferner durch Gebrauch der Gnadenmittel der Kirche, insbesondere durch Mitfeier des hl. Messopfers, durch Anhören der Predigt, durch würdigen Empfang der Sakramente. Der Heilige Geist wirkt nicht beständig auf den Menschen ein, sondern nur von Zeit zu Zeit. Daher ruft Paulus den Christen zu: „Jetzt ist die gnadenreiche Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heiles“ (2 Kor 6,2). Die Fastenzeit ist eine solche gnadenreiche Zeit, ebenso die Zeit der Volksmission. Man muss besorgt sein, wenn man die Zeit der Gnade unbenutzt verstreichen lässt. Der hl. Augustinus sagte: „Ich fürchte mich, wenn Jesus an mir vorübergeht.“ Eine der wertvollsten Litaneien unserer Kirche ist die Litanei vom heiligsten Namen Jesu. Darin kommt die Anrufung vor: Von der Vernachlässigung deiner Eingebungen erlöse uns, o Herr. Der Heilige Geist teilt die Gnaden aus, wie er will (1 Kor 12,11), aber auch je nach Vorbereitung und Mitwirkung des einzelnen (CTr 6,7). Daher kommt es, dass der mehr einwirkende Gnaden erlangt, der mehr gute Werke verrichtet. Insbesondere wissen wir, dass sehr wirksam ist das Gebet zum Heiligen Geist. Denn der Vater im Himmel gibt den guten Geist jenen, die ihn darum bitten (Lk 11,43). Ebenso wirksam ist das Gebet zur Mutter Gottes; denn Maria ist „voll der Gnade“ und Ausspenderin der göttlichen Gnaden. Auch die Anbetung des Herrn im Altarsakrament bringt uns viele Gnaden. Desgleichen die Zurückgezogenheit von der Welt oder die Einsamkeit, wo Gott zu unserem Herzen redet (Hos 2,24), und die Abtötung der äußeren Sinne (Unterdrückung der Neugier, Vermeidung überflüssigen Geredes) sind vorzügliche Mittel, um einwirkende Gnaden zu erlangen. Es kommt darauf an, zu hören, was der Heilige Geist, der in uns

lebt, zu uns spricht. „Ganz leise spricht ein Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen“ (Goethe, Tasso). Der heilige Paulus schreibt an die Hafnarbeiter und Handwerker von Korinth: „Wir mahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget“ (2 Kor 6,1). Das Messbuch enthält ergreifende Gebete um die Gnade des Beistandes. Deine Gnade möge uns allezeit vorangehen und nachfolgen und uns unablässig zu guten Werken aneifern. Wir bitten dich, Herr, erhelle unseren Geist mit dem Licht deiner Klarheit, damit wir sehen können, was zu tun ist, und auszuführen vermögen, was recht ist. Wir bitten dich, Herr, komm unserem Tun mit deinen Eingebungen zuvor und begleite es mit deiner Hilfe, auf dass all unser Beten und Handeln stets von dir begonnen und, wie begonnen, so auch durch dich vollendet werde.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Gnade (2)

Die heiligmachende Gnade

31.07.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag Überlegungen über die Gnade angestellt. Unsere Erwägungen bezogen sich auf jene Form der Gnade, die wir die helfende Gnade oder die Gnade des Beistandes nennen. Wir wollen uns heute jener Form der Gnade zuwenden, die wir als die heiligmachende Gnade bezeichnen. Die heiligmachende Gnade ist eine geschaffene, übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele von Gott eingegossen wird und als Seinsbeschaffenheit oder Qualität bleibend anhaftet. Der Mensch besitzt die Aufnahmefähigkeit für die heiligmachende Gnade (*potentia oboedientialis*). Deshalb kann sie auch Unmündigen eingegossen werden; das geschieht in der Kindertaufe. Für die Erwachsenen ist sie jedoch nur durch den Prozess der Rechtfertigung, der von der Gnade des Beistandes getragen wird, erreichbar (D 797). Anfang, Grund und Wurzel der Rechtfertigung ist der theologische Bekenntnisglaube, nicht der Fidualglaube Luthers (D 801, 822). Dazu müssen treten Hoffnung, Furcht, Reue, Liebe, Absicht des Empfangs der Sakramente (D 798). Diese Vorbereitung ist ein harmonisches Zusammenspiel von Gnade und freiem Willen; der tragende Faktor des freien Willens ist die Gnade des Beistandes (D 797). Die Rechtfertigungsgnade selbst wird durch die Spendung der Taufe eingegossen. Damit kehrt der Heilige Geist in uns ein, sind wir Träger der heiligmachenden Gnade. Wenn der Heilige Geist in uns einkehrt, wirkt er durch seine Gnade folgendes.

1. Er reinigt uns von allen schweren Sünden. Heiligmachende Gnade und Todsünde sind miteinander unvereinbar. Wer also von schweren Sünden frei ist, in dem wohnt der Heilige Geist. Die nächste formale Wirkung der heiligmachenden Gnade ist die bleibende übernatürliche Heiligkeit, Gerechtigkeit und Schönheit der Seele. Die heiligmachende Gnade umfasst volle, wahre Sünden-tilgung und innere Heiligung (daher auch Rechtfertigungsgnade genannt); ihr Erwerb schließt den Sünden-zustand (nach Art konträrer Gegensätze) kategorisch aus (D 799, 820f.). Darum wird die heiligmachende Gnade, die Gerechtigkeit Gottes, durch die er uns gerecht macht, als die einzige Formalursache der Rechtfertigung bezeichnet. Die Heilige Schrift beschreibt die Eingießung der heiligmachenden Gnade als Wiedergeburt (Joh 3,5; Tit 3,4-7) sowie als Ausziehen des alten und Anziehen des neuen Menschen (Eph 4,22).

2. Der Heilige Geist vereinigt uns mit Gott. Durch den Heiligen Geist werden wir der göttlichen Natur teilhaftig (2 Petr 1,4), und zwar nicht bloß dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit. Durch den Heiligen Geist werden wir gleichsam vergöttlicht. Das sage nicht ich, das sagt der hl. Thomas von Aquin. Unsere Seele wird Gott ähnlich, heilig und himmlisch. Diese unsere Teilhabe an der göttlichen Natur („Vergöttlichung des Menschen“) ist keine pantheistische Verschmelzung mit Gott. Sie ist eine wahre und physische, wenn auch akzidentelle und analoge Mitteilung der göttlichen Natur an uns. Unsere Seele trägt dadurch ein wahres Ebenbild Gottes in sich. Die Seele erlangt durch den ihr innewohnenden Geist eine neue, bleibende Beschaffenheit, ein gewisses Licht und einen Glanz. Die heiligmachende Gnade ist also nicht etwa bloß eine Gunst Gottes, sondern Gott gibt uns seinen

Geist; sie ist die Einwohnung Gottes in uns. Der Heilige Geist macht uns durch sein Kommen zu einem Tempel Gottes. Der Heilige Geist wohnt zwar zunächst in der Seele des Menschen. Da aber die Seele im Körper ist, so ist auch unser Körper eine Wohnung des Heiligen Geistes. Paulus erinnert die Gemeinde in Korinth an die grundlegende Wahrheit. „Wisset ihr nicht, dass ihr ein Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16).

3. Mit dem Heiligen Geist zieht die übernatürliche Gefolgschaft in unsere Seele ein. Die übernatürliche Gefolgschaft der heiligmachenden Gnade bilden die drei eingegossenen göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe (D 800) sowie die eingegossenen sittlichen Tugenden und die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist verklärt unsere Geisteskräfte und verleiht uns die göttlichen und sittlichen Tugenden als Fähigkeiten. Er gibt uns die Fähigkeit, an Gott zu glauben, auf ihn zu hoffen und ihn zu lieben. D.h.: Er gießt uns die drei göttlichen Tugenden ein. Auch macht er uns fähig und geneigt, der Eingebung und dem Antrieb des Heiligen Geistes Folge zu leisten. Das Herz des Menschen wird durch den Heiligen Geist zum Guten geneigt. Die Gaben des Heiligen Geistes verleihen den Seelenvermögen eine besondere Leichtigkeit, unmittelbare Antriebe des Heiligen Geistes willig aufzunehmen, und befähigen zu heldenmütigen Handlungen.

4. Auf diese Weise wird unser Seelenleben ein anderes. Wenn der Heilige Geist in uns einkehrt, teilt er uns das wahre Leben der Seele mit. Unsere Seele hat zwar ein Leben; sie belebt den Körper, und vermöge ihrer Vernunft und ihres freien Willens vermag sie das Wahre, Schöne und Gute zu erkennen. Dieses sogenannte natürliche Leben ist aber, mit dem Leben Gottes verglichen, ein totes Leben. Das Leben Gottes erlangt die Seele, wenn der Heilige Geist mit seiner Gnade in sie einkehrt. Sie wird befähigt, Gott selbst in seiner Herrlichkeit zu erkennen, zu lieben und zu genießen. Dieses göttliche Leben heißt auch das übernatürliche. Der Heilige Geist gibt uns seine Erkenntnis, er teilt uns seine Kraft mit. Auf diese Weise wird unsere Seele zu einem neuen Leben wiedergeboren. Die Seele lebt in Gott und Gott lebt in ihr. Der Heilige Geist verleiht uns die wahre Zufriedenheit. Der begnadete Geistträger erlangt einen Frieden, der anderweitig nicht zu finden ist. Der Weltmensch hat Weltliebe. Der im Heiligen Geist lebende Mensch hat Gottesliebe. Ein solcher Mensch erfreut sich eines inneren Friedens und des Trostes trotz aller Leiden.

5. Der Heilige Geist wird unser Lehrmeister und Erzieher. Er gibt uns Einsicht und Verständnis für die Lehren der katholischen Kirche. Er verschafft Erkenntnis für Sinn und Bedeutung der Offenbarung. Der Heilige Geist leitet uns auf eine ganz besondere Weise.

6. Er treibt uns an zu guten Werken und macht diese für den Himmel verdienstlich. Er wirkt auf die Seele ein, dass sie Früchte hervorbringt. Er macht unsere Handlungen zu heiligen. Ohne die heiligmachende Gnade haben unsere guten Werke kein Verdienst für den Himmel. Mit ihr bringt der Mensch nicht mehr bloß natürliche, sondern übernatürliche Werke hervor. Dadurch wird in die Seele der Keim des ewigen Lebens gelegt. Die Gnade ist eine Wasserquelle, die ins ewige Leben hinübersprudelt; sie hat für die ganze Ewigkeit belebende Kraft (Joh 4,24). Auch in den Körper legt die Gnade den Keim des ewigen Lebens. „Denn wenn der Geist Gottes, der Jesus von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird der, welcher Jesus von den Toten auferweckt hat, auch eure sterblichen Leiber mit Leben erfüllen wegen seines in euch wohnenden Geistes“ (Röm 8,11).

7. Der Heilige Geist macht uns zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmels. Gott nimmt uns zu seinen geliebten Kindern auf. Unter die Kinder Gottes gerechnet zu werden, ist der höchste Gipfel des Adels. Alle, die vom Geiste Gottes getrieben werden, sind Kinder Gottes (Röm 8,14). Wenn wir aber Kinder Gottes sind, so sind wir auch Erben, nämlich Erben Gottes und Miterben Christi (Röm 8,17). Denn Kinder haben Anspruch auf das Besitztum des Vaters. Wir wissen, dass, wenn dieses unser irdisches Wohnhaus aufgelöst werden wird, wir eine Heimstatt von Gott bekommen, ein Haus nicht von Händen gemacht, ein ewiges im Himmel (2 Kor 5,1).

Eigenschaften der heiligmachenden Gnade sind ihre Ungewissheit, Ungleichheit und Verlierbarkeit. Ihre Ungewissheit (D 802, 805) beruht darauf, dass wir die Glaubensgewissheit von der Rechtfertigungslehre nicht auf unsere persönlichen Leistungen ausdehnen können. Ohne besondere göttliche Offenbarung besitzt niemand eine Heilsgewissheit (1 Kor 4,4). Die katholische Lehre ist klar. Das Heil der Gläubigen ist sicher, die Sünden werden ihnen vergeben, die Rechtfertigung wird ihnen zuteil. Aber diese Gewissheit betrifft die objektiven Bedingungen unseres Heils, nicht die subjektiven.

Über die ersteren herrscht natürlich volle Glaubensgewissheit, über letztere aber nicht. „Ich bin mir zwar nichts bewusst, aber dadurch bin ich nicht gerechtfertigt; vielmehr wer mich richtet, ist der Herr“ (1 Kor 4,4). Das Trienter Konzil verwirft also nur die Glaubensgewissheit. Die Heilszuversicht der Konzilsväter war dagegen eine durchaus freudige und lichtvolle. Der Christ darf (und soll) eine gutbegründete moralische Gewissheit seines Heiles haben. Sie gründet auf den Früchten des Geistes (Röm 8,16; 1 Joh 3,14). Aus den religiös und sittlich guten Werken, die jemand verrichtet, kann man schließen, dass er die heiligmachende Gnade besitze. Denn ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen (Mt 7,18).

Die Ungleichheit der heiligmachenden Gnade beruht auf der freien Schenkungsliebe Gottes und dem verschiedenen Grad der Disposition. Dazu kommt ihr Wachsen, d.h. die intensive Steigerung durch den Empfang der Sakramente und durch gute Werke (D 800, 803). Christus setzt die Verschiedenheit des Gnadenmaßes voraus in der Parabel von den Talenten (Mt 25,14-30) und in der Ermahnung, auch persönlich nach der Vollkommenheit Gottes zu ringen (Mt 5,48; Lk 6,30). Er sagt vom himmlischen Vater aus, er werde jede Rebe reinigen, „damit sie noch mehr Frucht bringe“ (Joh 15,2). Petrus mahnt: „Wachset in der Gnade“ (2 Petr 3,18).

Die heiligmachende Gnade ist das Kostbarste, was wir besitzen können. Daher muss es unsere größte Sorge sein, sie nicht zu verlieren. Die heiligmachende Gnade hat im Menschen bei normalem Verlauf ununterbrochene Dauer. Doch auch der Gerechtfertigte kann noch sündigen (D 829, 837). Die heiligmachende Gnade geht durch jede schwere Sünde verloren (1 Kor 6,9ff.; Eph 5,3ff.; u.ä.). Zugleich mit ihr schwinden die theologische Liebe, die eingegossenen Tugenden und die sieben Gaben des Geistes. Vor diesem Verlust möge Gott uns bewahren. Wir tragen den Schatz der Gnade in irdenen Gefäßen; solche sind sehr zerbrechlich (2 Kor 4,7). Daher mahnt der hl. Paulus: „Wirket euer Heil mit Furcht und Zittern“ (Phil 2,12). Eine amerikanische Zeitung schrieb einen Wettbewerb aus zur Beantwortung der Frage: Was ist das Geld? Zahlreiche Antworten gingen ein. Den ersten Preis erhielt nachstehende Antwort: „Das Geld ist ein Zaubermittel, durch das wir uns alles in der Welt verschaffen können, das Glück ausgenommen, und wodurch wir alle Türen öffnen können, außer der Himmelstür.“ Der Preisträger hat den Wert und das Wesen des Geldes richtig eingeschätzt. Das Geld ist ein Zaubermittel, eine Großmacht. Aber es gibt noch ein anderes Zaubermittel, eine andere Großmacht, die sogar die Macht des Geldes in den Schatten stellt. Diese Großmacht heißt Gnade. Die Gnade kann uns nämlich sogar das Glück, das zeitliche und das ewige Glück verschaffen, und sie eröffnet uns die Himmelstür. Himmlischer Vater, lass mich nicht vergessen, dass ich dein Kind bin, göttlichen Geistes voll, dein Ebenbild. Gib, dass ich so lebe, dass, wer mich sieht, dich erkennt, meinen Vater.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Sittengesetz

07.08.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Bundesfinanzminister Christian Lindner ist mit 18 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Im Zusammenhang mit der Eingehung seiner zweiten bürgerlichen Ehe auf der Insel Sylt ließ er verlauten, dass er kein Christ sei. Der christliche Glaube und die christliche Sittenlehre haben also ihre Verbindlichkeit für ihn verloren. Nun wissen Lindner und die Millionen in gleicher Lage Befindlichen, dass man vielleicht ohne (christliche) Religion leben kann, aber nicht ohne Moral. Sie sind sich bewusst, dass es Regeln für das menschliche Verhalten geben muss. Es kann nicht der Willkür des Einzelnen überlassen sein, wie er sich in dieser Welt beträgt. Schon das Zusammenleben mit anderen Menschen zwingt dazu, bestimmte Normen des Betragens zu beobachten. Auch das eigene Leben bedarf der Regeln, wenn es nicht misslingen soll. Welche es sind, darüber bestehen unterschiedliche Ansichten. Erst recht gehen die Meinungen auseinander, wenn man fragt, woher die Maßstäbe des Wandels stammen und welches ihre Verpflichtungskraft ist. Wir wollen darüber nachdenken, welcher moralischen Verpflichtung die Menschen angeblich oder wirklich folgen, die sich vom Christentum gelöst haben, und dies an vier Beispielen aufzeigen.

I.

Die psychologische Gefühlsethik stellt als wesentliche Norm des Verhaltens ein unmittelbares sittliches Gefühl auf. Gefühle sind Grundphänomene des subjektiven, individuellen Erlebens, das jedem bekannt ist, sich unmittelbarer Erfassung jedoch entzieht. Das Gefühl kann nicht Norm des sittlichen Handelns sein. Das Gefühl mag mit dem Gewissensurteil zusammenhängen, es kann die Vernunftkenntnis begleiten. Es ist meist ein Vorspiel oder ein Nachklang des Gewissensurteils, eine Begleiterscheinung der Vernunftkenntnis, die ihrerseits auf objektive Maßstäbe schauen muss, eine Echo des lebendigen geistigen Seins auf die Erfüllung seines Lebensdranges. Doch ein Gefühl kann man nicht bestimmen, kann man nicht aus der Menge sonstiger Empfindungen herausheben, wenn nicht zuvor der Begriff des Sittlichen klargestellt ist. Letzteres aber ist unmöglich, wenn nicht erst die Vernunft den Gehalt und den Wert des Sittlichen untersucht und so dessen Unterschied vom sinnlich, ästhetisch und sozial Eindrucksvollen erkannt hat. Außerdem entziehen sich manche sittliche Einzelbegriffe wie die Idee des Rechts oder des absoluten Guten dem unmittelbaren Gefühlserlebnis. Vor allem aber gilt: Das Gefühl vermag eine Verpflichtung nicht aufzuerlegen. Noch weniger reicht es aus, eine für alle gültige, einheitliche Sittlichkeit zu erzeugen; Gefühle sind naturgemäß individuell. Eine einheitliche und verbindliche Moral des Gefühls existiert nicht.

II.

Eine große Ausdehnung hat, vor allem in Deutschland, die Kantische Ethik des kategorischen Imperativs gewonnen. Die Ethik Kants fasst das Gute formal und logisch als diejenige Handlungswei-

se, die als allgemeines Gesetz gedacht werden kann. „Handle nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“ Kant trennt (in sittlichen Einzelfragen) die urteilende Vernunft von den Dingen, den realen Werten der Natur und der Kultur. Er fragt, ob eine Maxime des Handelns verallgemeinert werden kann. Aber er erklärt damit nicht, wie und warum eine Handlung sittlich gut, in sich wertvoll und notwendig ist. Es kann durchaus sein, dass Menschen, viele Menschen, eine Mehrheit von Menschen ein bestimmtes Verhalten für verallgemeinerungsfähig halten. Aber damit wird es weder verbindlich noch gut. Niemand ist verpflichtet, sich diese Regel des Handelns zu eigen zu machen. Ebenso ist es denkbar, dass eine große Menge sich ein allgemeines Gesetz vorstellen kann, das aber nach richtiger Anschauung unsittlich ist. In Frankreich werden von 25 mongolischen Embryonen 24 umgebracht. Die Mütter sind offensichtlich davon überzeugt, dass ihr Entschluss, die Leibesfrucht töten zu lassen, ein allgemeines Gesetz werden kann. Diese Meinung dürfte in Frankreich überwiegend sein. Doch Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe nicht. Kant kennt nur einen Maßstab sittlicher Prüfung, und zwar eine leere Denkschablone. So bringt es seine Ethik nicht zu einer Ordnung der Zwecke, zu einer Mannigfaltigkeit der Werte und Tugenden, wie sie aus einer realistischen Auffassung des Sittlichen erwächst. Auch die Unterschiede des Erlaubten, des Pflichtmäßigen und des Heroischen verlieren ihren Sinn. Kant erfasst nicht das Wesen des Guten als des Realen, Vollkommenen, Erstrebenswerten. Er verkennt das tiefste Wesen des Willens als Anlage zum Lieben des Guten, alles Guten, des höchsten Gutes. Die Verkenntung der Willens- und Gemütssphäre macht seine Ethik unfruchtbar und unnatürlich. Vor allem: Kant beseitigt Gott aus der Grundlegung des Sittlichen. Ihm ist die menschliche Vernunft oberste Gesetzgeberin, die persönliche Vernunftwürde oberster Zweck der Ethik. Dadurch wird der Begriff des unbedingten Sollens entleert. Der Mensch ist nicht mehr abhängig von einem höchsten gebietenden Willen.

III.

Manche versuchen das Sittliche aus den Sitten, Meinungen und Gewohnheiten der Völker, aus Rassen und Umweltbedingungen abzuleiten. Dieser Versuch muss scheitern. Die äußere, soziale Sitte kann schon darum nicht Regel des Sittlichen sein, weil sie für manche Menschen und Gruppen gar nicht besteht und weil sie entweder noch nicht entwickelt oder bereits wieder erschüttert und im Wandel begriffen ist. Anderswo gefällt sie sich in Äußerlichkeiten, die nur oberflächlich (konventionell), nicht sittlich binden. Wäre die äußere gesellschaftliche Sitte Sittennorm, würde der Mensch in seinem Innersten und Heiligsten abhängig von der Volksmenge und ihrer Überlieferung; das persönliche Gewissen wäre geknechtet und machtlos. Nach dem Zeugnis der Geschichte haben häufig die verworfensten Sitten geherrscht. Nach dem angegebenen positiven Grundsatz wären alle herrschenden Sitten sittlich gut. Einen idealen, bleibenden Maßstab gäbe es nicht. Nach dem Evolutionismus in der Ethik unterliegt das Sittliche einem ständigen Wandel, der bis in die Grundlagen hineingreift. Ihre Folgerungen: Nach ihr gibt es keinen festen Grundsatz mehr für die persönliche Charakterentwicklung, keine gemeinsame Verständigung für die verschiedenen Völker, keinen absoluten Maßstab für die sittliche Beurteilung vergangener Epochen und für die sittliche Arbeit an der Zukunft.

IV.

Der Eudämonismus betrachtet als höchstes Ziel des Lebens und Handelns die irdische Wohlfahrt des Menschen. Dabei wird Wohlfahrt im Sinne des subjektiven Glücks verstanden. 1. Die niedrigste Form des Eudämonismus ist der Hedonismus. Er verlegt das Endziel des Menschen in die sinnliche Lust. Diese Lebensauffassung ist zu allen Zeiten weit verbreitet gewesen. Sie war und ist den Materialisten und Utilitaristen eigen. Ihre Jünger sagen ohne Scham: Ich will Spaß haben. Und so verbrauchen sie einen Mann oder eine Frau nacheinander. Der ehemalige Bundeskanzler Schröder ist bei Nr. 5 angelangt. 2. Eine höhere Form des Privat-Eudämonismus erblickt in der irdischen Wohlfahrt und harmonischen Lebensfreude des Einzelnen das höchste Glück. Als Glück erscheint hier die Lust des ganzen Menschen, als Befriedigung der sinnlichen, geistigen und gesellschaftlichen Bedürfnisse in „kluger“ Mischung und Berechnung. Diese Ethik der hemmungslosen Selbstliebe widerspricht dem

gesunden Sittlichkeitsbewusstsein aller Zeiten; letzteres weigert sich, eine berechnende Gewinn- und Genussucht als vollendete Sittlichkeit zu bezeichnen. Die ethische Norm des „Lebensglücks“ ist so vage und unbestimmt, dass sich alle Laster durch sie entschuldigen lassen. Andererseits ist sie so beschränkt, dass eine beträchtliche Zahl offener Pflichten durch sie nicht erklärt werden. Vor allem kommt den großen Interessen der Gesellschaft, der geistigen Kultur, der Religion eine solche Bedeutung zu, dass sie sich nicht nach dem Maßstab des persönlichen Nutzens bemessen lassen. Das unbedingte Sollen des Sittlichen bleibt ganz unerklärt; das Pflichtmäßige ist nun einmal nicht identisch mit dem Angenehmen und Nützlichen; an ersteres bin ich gebunden, letzteres untersteht meiner freien Wahl. 3. Der Sozial-Eudämonismus stellt als sittliches Endziel hin das irdische Glück der größtmöglichen Zahl oder der menschlichen Gemeinschaft. Er begeht einen ersten Fehler. Wenn die egoistische Rücksicht auf das eigene Wohl nicht sittlich ist, so kann auch das gruppen- oder kollektiv-egoistische Streben nach dem Wohl der Vielen keine Sittlichkeit schaffen. Der konkrete Inhalt des Gesamtwohls ist zudem oft auch unbestimmt und strittig, je nach den verschiedenen Ständen und Interessen. Das irdische Interesse der Gesamtheit tritt oft in Konflikt mit dem individuellen Lebensglück, einen Konflikt, der sich vom Diesseitsstandpunkt nicht lösen lässt. Tatsächlich ist die Gesamtwohlfahrt von manchen Gemeinwesen und Völkern im Sinne glänzender Außenkultur und Unsittlichkeit verstanden worden. Die tatsächliche, unbedingte und innerliche Verpflichtung, die dem Sittlichen im Gewissen zukommt, kann nicht aus der Umwelt stammen. Auch die Forderung der gerechten Vergeltung für alles Gute und Böse, das geheime wie das öffentliche, kann nicht durch die Gesellschaft erfüllt werden.

Alle ethischen Systeme, die versuchen, eine Ethik ohne Gott zu begründen, scheitern. Sie entsprechen nicht der Wirklichkeit Gottes, der Welt und des Menschen. Sie genügen nicht den Tatsachen des Gewissens, sie verwickeln sich in Widersprüche, sie klaffen als streitende Systeme unversöhnlich auseinander. Alle nichtchristlichen Lehren der Sittlichkeit haben verräterischer Weise eines gemeinsam: Sie geben die menschliche Geschlechtlichkeit frei zum Ausleben nach Belieben. Und noch mehr: Alle diese Entwürfe einer autonomen Moral leiden an einem entscheidenden Fehler: Sie sind unverbindlich. Hinter ihnen steht kein Gesetzgeber, der sie verbindlich macht. Der Theismus ist der einzig mögliche absolute Geltungsgrund des sittlichen Sollens. Nur ein absoluter Herr und Gebieter kann den Menschen absolut verpflichten. Eine atheistische Sittenlehre ist in sich unmöglich. Auf die Frage, wie das Sittliche in die Welt gekommen ist, erwiderte Goethe im Gespräch mit Eckermann: „Durch Gott selber, wie alles andere Gute.“ Die christliche Ethik ist auf die empirischen Tatsachen von Mensch und Gewissen aufgebaut, metaphysisch geschlossen und wohl begründet. Sie umschließt auch alle richtigen Punkte der angeführten Theorien und versöhnt und einigt sie durch die wahre und tiefe Idee Gottes.

1. Die letzte und eigentliche Regel der Sittlichkeit ist Gott – als höchste Weisheit, als heiliger Wille und als wesenhafte, unendliche Vollkommenheit. Auf dieses Zielgut soll alle geschöpfliche Tätigkeit hingerichtet sein. Gut und böse sind die menschlichen Handlungen, sofern sie sich der göttlichen Zielordnung einreihen oder nicht, sofern sie mit Gottes innerer Heiligkeit und äußerer Ehre im Einklang oder im Widerspruch stehen. Das formelle Wesen des Sittengesetzes ist, dass es Ausdruck des den freien Menschen verpflichtenden heiligen Schöpfer- und Erlöserwillens Gottes ist. Gottes Wille, und er allein, ist ein allumfassender, unbedingt verpflichtender. Er ist nicht Willkür, sondern ewige Wahrheit und Weisheit, heiliger Wille des Guten und Rechten. Nur so ist er Regel und Vorbild des menschlichen Handelns. Wie das sittliche Sollen von Gott ausgeht, so hat es auch Gott zum Ziel: die Ehre Gottes und ihre höchste Erfüllung im Reiche Gottes. Gott ist der Herr des Alls, erst recht der Erde. Sein Sittengesetz hat universale Geltung, und zwar in personaler, zeitlicher und örtlicher Hinsicht. Das Sittengesetz gilt für die gesamte Menschheit, für alle ihre einzelnen Glieder und Teilgemeinschaften. In seinem Kern ist es unveränderlich, weil Gott und die sein Wesen offenbarenden Geschöpfe unveränderlich sind. Menschen sind immer Menschen, auf welcher Entwicklungsstufe sie auch stehen mögen. Die sachliche Norm des Guten und Bösen ist primär das vollkommene Wesen Gottes, sekundär die nach seinen Ideen gestaltete Ordnung der geschaffenen Wesen. Das Gesetz Gottes fußt also auf der Ordnung des Seins und der Werte.

2. Gott ist der letzte Urheber aller verpflichtenden Gesetze. Er ist der unmittelbare Urheber des göttlichen Gesetzes. Ihm gehören als Unterarten an: das ewige Gesetz, das Naturgesetz und das positive göttliche Gesetz. Das letztere zerfällt in das Gesetz des Alten Bundes und des Neuen Bundes. Das ewige Gesetz ist die durch Gottes gebietende Weisheit von Ewigkeit her geschehene Hinordnung allen geschöpflichen Tuns auf das höchste Ziel. Das ewige Gesetz ist der Urquell aller anderen Gesetze. Das sittliche Naturgesetz ist die Summe derjenigen sittlichen Normen, die der Mensch aus der Natur der Dinge kraft seiner natürlichen Vernunft als sittlich verbindlich erkennen kann. Das Naturgesetz ist Objekt des menschlichen Erkennens. Das allgemeine sittliche Bewusstsein zeigt das Vorhandensein des sittlichen Sollens in jedem zum Gebrauch der Vernunft gelangten Menschen. Es bezeugt zunächst die Unterscheidung des sittlich Guten im allgemeinen, sodann die Erkenntnis anderer, materieller Grundsätze der Sittlichkeit. Das philosophische Denken erhärtet und vertieft diese volkstümliche Überzeugung. Es erkennt die innere Notwendigkeit bestimmter Handlungsweisen aus der Idee des Menschen, der menschlichen Vernunftwürde, der menschlichen Gesellschaft; es erfasst die innere Schönheit und Gute mancher sittlicher Zwecke für jedes menschliche Wollen.

3. Zum sittlichen Naturgesetz gesellen sich die geoffenbarten Gesetze des Alten wie des Neuen Testaments. Moses war im Auftrag Gottes Gesetzgeber im Alten Bund, Christus ist es im Neuen Bund. Das alttestamentliche Gesetz war für die Israeliten Gegenstand nie endender Dankbarkeit und unauslöschlicher Freude. Das Volk Israel wusste um seine Auserwählung, die in dem von Gott geschenkten Gesetz zum Ausdruck kam. „Er ist es, der Jakob verkündet sein Wort, Israel seine Gesetze und Rechte. So hat er keinem anderen Volk getan“ (Ps 147). Die Gesetzgebung des AT ist übernatürlich nach Form und Zweck. Sie geschah durch Offenbarung und zielte auf die Erfüllung des übernatürlichen Heilswillens Gottes. Sie sollte das Volk Israel für die messianische Zukunft erziehen, auf die Erlösung vorbereiten. In diesem Sinne schreibt Paulus an die Galater: „Das Gesetz war unser Erzieher auf Christus hin, damit wir gerechtfertigt würden durch den Glauben“ (Gal 3,24). Die Vorbereitung geschah dadurch, 1. dass der Glaube an den einen Gott und die aus dem Glauben quellenden natürlichen Tugenden fortgepflanzt wurden; 2. dass das Bewusstsein der Schuld und der sittlichen Gebrechlichkeit erhalten und vertieft wurde; 3. dass die Hoffnung auf den Erlöser bewahrt und stetig weiter entfaltet wurde. Dem Inhalt nach zerfällt das Gesetz des Alten Bundes in Moralgesetz, Zeremonialgesetz und Judizialgesetz (Dt 6,1). Das Moralgesetz ist Norm und Anweisung für das sittliche Handeln. Das Moralgesetz wird von Christus vervollkommen und vollendet, besteht aber weiter. Das Zeremonialgesetz und das Judizialgesetz verlieren ihre Geltung mit der messianischen Erfüllung.

4. Das Neue Gesetz, das Gesetz des Evangeliums, ist wesentlich ein inneres Gesetz. Es liegt in der heiligmachenden Gnade, in der Gnadengemeinschaft mit Christus. Diese soll werden und wird durch die göttlichen Tugenden zur Triebkraft und Norm des Handelns. Wer in der Gnade und aus der Gnade lebt, weiß stets, wie er nach Gottes Willen handeln soll. „Alle, die sich vom Geiste Gottes treiben lassen, sind Kinder Gottes“ (Röm 8,14). Der Geist Gottes treibt zum Leben mit Christus und nach Christus. So ist Christus nicht nur Lehrer und Erlöser (wie Luther behauptete), sondern auch Gesetzgeber der Menschen, aber in höherem Sinne als Moses (Mt 5,20ff.; 11,29; 28,20).

Wir danken Gott für die Offenbarung seines Wesens und seines Wirkens. Wir danken ihm für die Befreiung von Sünde und Verdammnis. Aber ein ganz besonderer Dank gebührt Gott für die Offenbarung des Sittengesetzes. Wir Christen wissen, wie wir leben sollen. Das Gesetz Gottes ist das Glück unseres Lebens. Wir kennen den Willen Gottes. Wir wissen, wie wir uns verhalten müssen, wenn unser Leben gelingen soll. Wir wissen, wie wir unseren Leib behandeln sollen. Wir wissen, wie wir die Aufnahme von Speise und Trank gestalten sollen. Wir wissen um die gottgewollte Ordnung der geschlechtlichen Anlage. Nur wer sich an Gottes Willen über der Geschlechtlichkeit hält, ist fähig, den furchtbaren Trieb zu bändigen und zu beherrschen. Ach, wenn sich die Menschen doch an Gottes Willen über der Ehe halten wollten! Dann gäbe es nicht das unermessliche Meer des Leides, der Enttäuschungen, der Verletzungen in unseren Ehen und Familien. Das Gebot der Wahrhaftigkeit richtet das Reich des Vertrauens zwischen den Menschen auf. Es bringt Aufrichtigkeit und Beständigkeit in die menschlichen Beziehungen. Das Liebesgebot Gottes befreit uns von Abneigung, Feindschaft, Groll und Rachsucht gegenüber dem Nächsten; es bringt Eintracht und Friede, Beistand

und Hilfe in die menschliche Gesellschaft. Gottes Gesetz engt uns nicht ein; es befreit uns von der Einengung durch Eigennutz und Sinnlichkeit. Gottes Gesetz entzieht uns nichts Schönes und Wertvolles; es führt uns zum Guten und Beglückenden. Gottes Gesetz enthält uns nichts Bereicherndes vor; es verschafft uns den Frieden des Herzens. Wir im Gesetze Christi Lebenden sind nicht die Dummen, an denen das Glück vorbeiläuft. Wir sind die Klugen, die wissen, wo der wahre Friede wohnt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Aufnahme Marias in den Himmel

14.08.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der katholische Glaube erhebt deswegen den Anspruch auf unumstößliche Sicherheit und verpflichtende Annahme, weil er begründet ist auf Gottes Offenbarungswort. Eine religiöse Lehre kann nur dann als Glaubenswahrheit oder Dogma verkündet werden, wenn sie in Schrift oder Überlieferung enthalten ist. Die Kirche schafft kein neues Dogma. Sie verkündigt eine Wahrheit als Dogma, welche der Kirche nach und nach aufgegangen ist. Es gibt Sterne im Weltall, die immer da sind, die aber erst durch einen Zufall oder ein neues Instrument entdeckt wurden. Der Astronom schafft keine neuen Sterne, er entdeckt sie nur. Am 23. September 1846 wurde der Planet Neptun, der von der Sonne gezählt achte Planet im Sonnensystem, entdeckt. Anlass ihn zu suchen waren Störungen der Bahn des Planeten Uranus; als deren Ursache vermutete man die Anziehungskraft eines weiteren, bis dahin unbekanntem Planeten. Es war der Planet Neptun, den der Astronom Johann Gottfried Galle in der Sternwarte zu Breslau zum ersten Mal sah. So ähnlich verhält es sich mit Gottes Offenbarungswort. Als Hüterin und Lehrerin des Gotteswortes vermag die Kirche überlagerte und gleichsam eingeschlossene Wahrheiten herauszustellen, ohne der Offenbarung etwas Neues hinzuzufügen. Eine solche eingeschlossene geoffenbarte Wahrheit ist die Aufnahme Mariens in den Himmel. Der Christ, der stets alles glaubt und glauben muss, was Gott geoffenbart hat, glaubt mit der Aufnahme Mariens in den Himmel nicht Neuerfundenes, sondern etwas Neugefundenes. Er glaubt es, nachdem die Kirche es eindeutig, ausdrücklich und bewusst ans Licht gestellt hat. Die Wahrheit der Aufnahme Mariens in den Himmel besagt: Maria ist mit Leib und Seele in die Himmelsherrlichkeit eingegangen. Sie weilt auch mit ihrem verklärten Leib bei Gott und schaut ihn von Angesicht zu Angesicht. Bei allen anderen Heiligen und Seligen genießt nur die Seele die Anschauung Gottes bis zum Tag der Auferstehung der Toten.

Eine derartige Wahrheit kann nicht auf dem Wege geschichtlicher Beobachtung gewonnen werden. Die Aufnahme Mariens in den Himmel ist unerfahrbar. Sie hat keine Zeugen. Papst Pius XII. befragte im Jahre 1946 alle Bischöfe der katholischen Kirche, was in ihren Bistümern von der Aufnahme Mariens in den Himmel gelehrt und geglaubt werde. Die Antwort fast des gesamten Episkopats lautete: Es wird gelehrt und geglaubt, dass die Lehre von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel in der Offenbarung enthalten und daher zu glauben ist. Eine derart einstimmige Überzeugung der gesamten Kirche über den geoffenbarten Charakter einer Lehre ist ein unumstößliches Zeichen der Wahrheit. Wäre es nicht so, dann hätten die Pforten der Hölle über die Kirche triumphiert.

Der fragende Christ von heute sieht seinen Glauben durch einen weiteren Beweis gestützt. Seit dem 6. Jahrhundert sprechen die Kirchenväter der alten Zeit und die kirchlichen Schriftsteller durch alle Jahrhunderte die Überzeugung aus, Maria genieße bereits jetzt ihrem Leibe nach die ewige Anschauung Gottes. Das Geheimnis der Aufnahme Mariens in den Himmel liegt nicht als entfaltete Offenbarung vor uns. Es bedurfte der Entwicklung, um klar und deutlich in das Glaubensbewusstsein zu treten. Auf dem Ersten Vatikanischen Konzil 1870 verlangten nahezu 200 Bischöfe die feierliche Verkündigung dieser Wahrheit als Glaubenssatz. Eine allgemeine Überzeugung, die sich durch alle

Jahrhunderte der Kirchengeschichte durchgehalten hat, kann nicht falsch sein. Sonst hätte sie der Geist der Wahrheit, der in der Kirche wirkt, ausgeschieden.

Die Heilige Schrift schweigt über die Aufnahme Mariens in den Himmel. Aber sie enthält Hinweise, die diese Tatsache stützen. Da die Tatsache feststand, begriff man die Aussage des Protoevangeliums Gen 3,15 in vollere Verstandnis: Nach dem Sündenfall der ersten Menschen sprach Gott zu dem in der Schlange verborgenen Verführer: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Spross und ihrem Spross. Er wird dir den Kopf zertreten, du aber wirst ihn an der Ferse verletzen.“ Unter dem Spross, dem Weibessamen, der der Schlange den Kopf zertritt, ist sicher auch Maria mit ihrem Sohn zu verstehen, die einen vollen Sieg über die Schlange davontragen. Zu diesem Sieg über die Schlange gehört der Sieg über die Sünde und die Folgen der Sünde, das ist Tod und Verwesung.

War es notwendig, dass Papst Pius XII. die Wahrheit von der Aufnahme Mariens in den Himmel zum Dogma erhob? Warum stellte er feierlich heraus, was wir längst als gesicherten Besitz geglaubt, was wir im Rosenkranz als Gebet vor Gott aussprachen, was wir am Fest Mariae Himmelfahrt in der kirchlichen Liturgie bezeugten? Zunächst ist es schon in sich ein Wert, Gottes Offenbarung zu kennen; sie erfolgte ja um unseres Heiles willen. Die Aufnahme Mariens in den Himmel konnte erst in langsamer Entfaltung und Entwicklung im vollen Umfang aufleuchten. Die feierliche Herausstellung dieses Glaubenssatzes hat darum schon an sich den Wert, dass für die Zukunft kein Raum mehr bleibt für eine Trübung oder einen Zweifel. Gottes Autorität tritt nun selbst für die Wahrheit der Lehre ein, was das Lehramt der Kirche feierlich feststellt. Sodann erscheint durch dieses Dogma eine göttliche Wahrheit für unsere Zeit in neuem Glanz: Vor Gott wird der Diener zum Herren. Die demütige Magd des Herrn ist durch die Aufnahme in den Himmel die höchste Herrin geworden. In ihr ist das Werk der Erlösung in einzigartiger Weise aufgegangen, in ihr hat es in überreicher Fülle Frucht getragen. Es fing an mit der Begnadung im ersten Augenblick ihres Daseins, es fand seinen Abschluss im vollen Triumph über Sünde und Tod, da ihr unverwester Leib an der Herrlichkeit des Himmels teilnehmen durfte. Erfüllt ist Mariens Wort: „Gewalthaber stürzt er vom Throne, Niedrige erhöht er“ (Lk 1,52). Christus wollte die Frau, der er sein irdisches Leben verdankte, die ihn gehütet und erzogen hat, die unter seinem Kreuz gestanden hat, bei sich haben, und zwar ganz. Er wollte der Christenheit zeigen, wie ein Mensch geehrt und erhoben wird, der nichts sein wollte als eine Magd des Herrn.

Das Wesen des Menschen bestimmen wesenhaft Leib und Seele. Im himmlischen Dasein hat Mariens Seele in der ewigen Gottesschau den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Aber auch ihr Leib nimmt teil an der Verklärung und ist als durchgeistigter Leib belebt von neuen Kräften. Die endgültige Vollendung des menschlichen Leibes ist in Maria Wirklichkeit geworden. Von hier aus haben die Opfer, die sich der Leib in der Zeitlichkeit auferlegen muss, einen letzten Sinn bekommen. Schließlich haben die letzten großen Geheimnisse unseres Glaubens: der Sinn der Erlösung, der Wert des Gnadenlebens, die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung des Leibes in der Aufnahme Mariens in den Himmel einen sichtbaren und greifbaren Ausdruck gewonnen. Die Gestalt Mariens zeigt, zu welcher Herrlichkeit der begnadete Christ berufen ist. Wir dürfen uns rühmen der Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes. Maria ist ganz Mensch und nur Mensch. An ihr ist die volle Erlösung aufgeleuchtet. Wenn am Anfang eines neuen Zeitalters die Gestalt eines neuen Menschen stehen muss, wegweisend in die Zukunft, dann kann die gnadenvolle und vollendete Jungfrau Maria diese Aufgabe erfüllen. Sie ist der Himmelsheere, der Engel Königin, der Heiligen Lust und Ehre, der Menschen Trösterin, die Zuflucht aller Sünder, die Hilfe ihrer Kinder, die beste Mittlerin. Ihr Haupt ist gezieret mit goldener Kron', das Zepter sie führet am himmlischen Thron, ein' sehr starke Heldin, mit englischem Schritt der höllischen Schlange den Kopf sie zertritt. Zu ihr geht unser Sehnen, zu ihr geht unser Rufen, zu ihr geht unser unstillbares Weinen. Jungfrau, Mutter, Königin, bitte für uns bei deinem Sohn!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Existiert Gott, der Schöpfer?

21.08.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Grieche Aristoteles lebte von 384 vor Christus bis 322. Er war mit ausgesprochenem Sinn für Erfahrung und Naturforschung begabt. Platon führte ihn in die Prinzipien der Wissenschaft ein. 20 Jahre lang gehörte er der Akademie in Athen an. Danach lehrte er an verschiedenen Orten. Der mazedonische König Philipp beauftragte ihn mit der Erziehung Alexanders, der später Alexander der Große genannt wurde. Nach Alexanders Tod (323) wurde er von politischen Gegnern der Gottlosigkeit angeklagt. Aristoteles ist der größte Systematiker des Altertums, einer der bedeutendsten Wissenschaftstheoretiker aller Zeiten, ein Universalgelehrter. Er hat über Gott und die Welt nachgedacht und ist dabei zu erstaunlichen Einsichten gekommen. Seine Betrachtung der Welt war teleologisch; er hat sie als Ordo verstanden. Aus der Betrachtung der Welt fand er zu Gott. Er erklärte: Obwohl jeder sterblichen Natur unsichtbar, wird Gott aus den Werken selbst erkannt. Aristoteles stellte folgende Überlegungen an. Alles, was sich in Bewegung befindet, also entsteht, sich verändert und sich entwickelt, wird notwendig von einem anderen bewegt. In der Reihe der Bewegenden kann man aber nicht ins Unendliche weitergehen, weil es sonst überhaupt kein Erstbewegendes gäbe und somit auch kein zweites usw. Man musste also notwendig zu einem Erstbewegenden kommen, der von keinem anderen bewegt wird. So spricht Aristoteles von dem ersten unbewegten Beweger. Er ist selbst unbewegt, wird nicht von anderem bewegt, versetzt aber anderes in Bewegung. Aristoteles nennt ihn Geist oder Gott, reine Aktualität, eine geistige Persönlichkeit. Sein inneres Leben besteht im Denken, und zwar im Denken seiner selbst. Die Gedanken des Aristoteles haben die Jahrhunderte überdauert.

Wir sind dankbar für den Begriff des unbewegten Bewegers. Aber wir können uns dabei nicht beruhigen. Wir fragen weiter. Wie kommt es denn, dass etwas da ist, was in Bewegung, also in Veränderung, Entwicklung versetzt werden kann? „Warum existiert überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?“ Aristoteles sah ein räumlich begrenztes, aber zeitlich in beiden Richtungen offenes Universum vor. Die Ideen der Welterschöpfung und des zeitlichen Anfangs der Welt gingen ihm allerdings ab. Der aristotelische Gott hat die Welt nicht geschaffen, denn sie ist unentstanden und unvergänglich, aber er hat die Bewegung eingeleitet. Wir denken und fragen weiter. Alle konkreten materiellen Wirklichkeiten, die wir kennen, waren nicht immer da; sie sind geworden. Sie haben ihr Sein nicht aus sich selbst. Der Grund ihres Daseins liegt in einem anderen, das bereits vor ihnen da war. Dieser Ursprung ist aber seinerseits ebenso wenig aus sich selbst, sondern hat das Sein wiederum von einem anderen vor ihm empfangen. Jedes gewordene Seiende bedarf zwingend einer adäquaten, ihm vorausgehenden Ursache außerhalb seiner selbst, um zu existieren. Kein (kontingentes) Ding kann sich selbst hervorgerufen haben, kann die Ursache für seine eigene Existenz sein; denn dann müsste es (absurderweise) schon existiert haben, bevor es zu sein begann. Wenn aber jede einzelne der gewordenen (kontingenten) Wesenheiten seine Ursache zwingend in einem anderen hat, das vor ihm existiert hat, so kann das in Bezug auf die Gesamtheit aller kontingenten Seienden nicht anders sein. Die Gesamtheit aller gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Dinge muss eine reale Grundlage für ihre Existenz

haben; andernfalls würde das Weltall nicht existieren. Es muss darum letztlich eine Wirklichkeit geben, die nicht zu der Summe der gewordenen (kontingenten) Dinge gehört. Wenn es dieses Eine, Nicht-Gewordene nicht gibt, würde der Gesamtheit der gewordenen Dinge ihre Ur-Sache fehlen.

Diese letzte eigentliche Ursache des Universums muss notwendig außerhalb der gesamten materiellen Welt verursacher, gewordener Dinge stehen. Wäre sie ein weiteres Glied innerhalb der Kette des Werdens und Vergehens, könnte sie nicht die letzte Ursache des einen großen materiellen Entwicklungsprozesses sein. Ohne einen allerersten Ursprung kann das Werden des kontingenten materiellen Universums nicht gedacht werden. Jede Abfolge, jede Kette einer Entwicklung bedarf zwingend eines realen Anfangs, eines Hakens, an dem sie hängt. Die Abfolge, die ganze Kette der Evolution materieller, kontingenter Wirklichkeiten benötigt für ihre Existenz eine Wirklichkeit, die nicht kontingent, sondern im ursprünglichen Sinn des Wortes absolut ist, d.h. die ganz in sich selbst ruht, ohne Ursache, ohne Entwicklung, ohne Abhängigkeit von einem anderen ist. Ohne diese erste Ursache würde die ganze Evolutionskette des Universums in sich zusammenfallen. Da diesem Absoluten nichts vorausgeht, weil es nichts gibt, aus dem und durch das es geworden sein kann, muss dieses Eine immer gewesen sein, anfanglos, zeitlos, ewig. Da es Raum und Zeit nur da gibt, wo messbare Abstände und zurücklegbare Entfernungen existieren, d.h. innerhalb des kontingenten, materiellen Kosmos, steht es über Raum und Zeit. Vor allem muss diese eine, ewige, absolute, immaterielle, d.h. rein geistige Wirklichkeit imstande sein, etwas zu erschaffen, d.h. aus dem Nichts an Vorgegebenem das All ins Dasein zu setzen und sich entwickeln zu lassen. Es muss einen Schöpfer geben. Ein solches Erschaffen des Alls aus Nichts und seine Evolution setzt ein universales geistiges Erkennen und Wollen voraus. Zur Schöpfung bedarf es einer personalen gestalterischen Allmacht. Wir nennen diese Wirklichkeit Gott. Wenn ein allmächtiger Jemand existiert, der aller Zeit und aller Materie voraus ist, der das All und die Entwicklung der Welt bis hin zum Menschen gedacht, gewollt und ins Dasein gerufen hat, dann gibt es einen realen und überzeugenden Seinsgrund sowohl für die Existenz des materiellen Kosmos als auch für die Naturgesetze und für die Evolution. Dann ist nicht ein Etwas, ist nicht blinde Materie und ihr Werkzeug, der statistische Zufall, das tragende Fundament der Welt, sondern es ist ein des Erkennens, des Wollens und des Gestaltens fähiger Jemand. Das heißt: Am Anfang war nicht der Wasserstoff; am Anfang war der Geist, der Logos, das schöpferische Wort.

Die Forschung ist sich heute nahezu einig: Unsere Welt hat keineswegs schon immer bestanden, sondern sie hat einstmals einen Anfang genommen. Die Kosmologie rechnet mit einem Alter der Welt von etwa 10 bis 20 Milliarden Jahren. Viele Hinweise sprechen dafür, dass die Welt von einem einzigen Punkt ihren Ausgang nahm. Dieser Ausgangspunkt wird üblicherweise der Urknall genannt. Urknall ist Bezeichnung für einen angenommenen physikalisch singulären Zustand, in dem das gesamte Weltall ein unendlich kleines Volumen mit einer unendlich hohen Energiekonzentration einnahm und von ihm ausgehend explosionsartig mit zunächst unendlich hoher Geschwindigkeit expandierte. Nach dem Hubbleeffekt unterliegen die Sternensysteme einer allgemeinen Fluchtbewegung. Deren Größe ist unabhängig von der Beobachtungsrichtung und nimmt linear mit der Entfernung zu. Die Galaxien bewegen sich dabei nicht in einen vorgegebenen Raum hinein, vielmehr dehnt sich dieser mitsamt den Galaxien als Ganzes aus.

Wie es zu dem Urknall selbst gekommen ist, bleibt völlig ungeklärt. Hinter ihn lässt sich wissenschaftlich nicht weiter zurückfragen. Somit bleibt die Frage des allerersten Anfangs der Welt bei der Urknalltheorie offen. Eine Antwort hierauf finden wir in der Bibel. In der Genesis heißt es lapidar: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde“ (Gen 1,1). Diese Aussage stimmt mit unserem heutigen Erkenntnisstand insofern überein, als hier von einem Anfang der Welt die Rede ist. Der Glaube und die Theologie präzisieren die biblische Aussage mit dem Satz: Gott hat die Welt aus nichts erschaffen. Die Schöpfung ist absolut voraussetzungslos. Der Ausdruck „aus nichts“ bezeichnet nicht das etwas, woraus Gott die Welt macht. Das Dogma will sagen: Gott brachte das All hervor, ohne irgendetwas anderes dabei zu benutzen, einfach und allein durch seinen allmächtigen Willen. Somit darf man uns nicht das Axiom „Aus nichts wird nichts“ entgegenhalten. Denn die Welt ist nicht aus nichts, also von selbst entstanden, sondern durch Gottes Allmacht. „Im Anfang“ schuf Gott Himmel und Erde. Vor dem Anfang war er also allein in seiner Ewigkeit oder, wie Augustinus sagt, in sich und bei sich. Er schuf die Welt „im Anfang“ will sagen, er schuf sie so, dass sie einen Anfang nahm. Mit

der Schöpfung wurde ihr Anfang gesetzt. Die entstehende Welt wird als Chaos bezeichnet. Die Bibel spricht von Tohuwabohu (1 Mos 1,2). Chaos ist der endlose leere Raum, die gestaltlose Urmasse des Weltalls, der erste Zustand der Welt. Im Unterschied zu außerchristlichen Schöpfungserzählungen ist festzustellen: Auch das Chaos ist von Gott erschaffen. Mit der chaotischen Welt ist eine materielle Basis gegeben, von der aus eine weitere Entwicklung einsetzen kann. Mit dem Geist Gottes ist der Träger von Initiativen genannt, die für die weitere Gestaltung entscheidend sind. Als Schöpfer der Welt wird Gott genannt. Ein Motiv Gottes nennt die Genesis nicht. Auch das Glaubensbekenntnis gibt hierüber keine Auskunft. Aus dem Neuen Testament insgesamt ergibt sich jedoch Gottes Liebe als der Ursprung des Schöpfungswillens. Die Dinge sollen, je in ihrer Art und in verschiedenem Grade, die göttliche Güte und Vollkommenheit abbilden, was dadurch geschieht, dass sie an derselben teilnehmen. Indem die vernünftigen Geschöpfe das Sichangleichen an Gott vollziehen, werden sie auch in sich glücklich.

Das Alter des Weltalls wird auf 10 bis 20 Milliarden Jahre geschätzt. Das Alter unseres Sonnensystems wird mit etwa 4,6 Milliarden Jahren angegeben. Für das Alter der Erde nimmt man heute 4,55 Milliarden Jahre an. Leben beherbergen kann sie – von den physikalischen Bedingungen her – seit vermutlich 4 Milliarden Jahren. Das Leben erschien also recht bald, nachdem die Erde in der Lage war, es zu tragen. Primitive Lebensformen gab es auf der Erde bereits vor mindestens 3,5 Milliarden Jahren. Man nimmt allgemein an, dass das Leben auf der Erde entstanden ist. Das Leben besteht aus einem materiellen Anteil (physikalische und chemische Aspekte) und einem immateriellen Anteil (Information aus geistiger Quelle). Leben kann sich nur in einem begrenzten Intervall zwischen vielleicht 10^{10} und 10^{12} Jahren bilden und entwickeln. In früheren Zeiten ist die kosmische Materie noch zu arm an schweren Elementen, die für die Lebensentstehung benötigt werden; in späteren Zeiten sind die Energie liefernden Sterne ausgebrannt. Viele organische Verbindungen, einschließlich der Aminosäuren und anderer typischer biologischer Bausteine, entstehen spontan in vielen Regionen des Kosmos. Es ist naheliegend anzunehmen, dass diese Substanzen die Bausteine für das Leben bilden. Die Naturwissenschaft hat empirisch bewiesen (vor allem durch die Versuche von L. Pasteur), dass unter den heutigen Naturbedingungen kein Lebewesen aus dem Anorganischen entsteht, sondern immer nur von anderen Lebewesen der gleichen Art stammt (*omne vivum e vivo*). Selbst die spontane Entstehung organischer Stoffverbindungen könnte nie zur Bildung organischer Körper führen; denn das organische Leben bedarf zu seinem Zustandekommen neben den materiellen Kräften noch eines gestaltenden immateriellen Faktors. Den Naturwissenschaften ist es unmöglich, für das Phänomen Leben eine physikalisch-chemische Definition zu geben. Allem Lebendigen gemeinsam sind die Notwendigkeit des Stoffwechsels, die Fähigkeit zur Vermehrung und die Möglichkeit der Veränderung des Erbguts. Die Funktionsträger für die Stoffwechselprozesse sind energiereiche Makromoleküle. Ebenso ist die Fortpflanzungsfähigkeit an Makromoleküle (Nukleinsäuren) gebunden. An die Nukleinsäuren gebunden ist schließlich auch die Veränderlichkeit des Erbguts. Die Lebensentstehung ist in keinem Fall experimentell nachgewiesen worden. Trotz mannigfacher Anstrengungen ist es bis heute nicht gelungen, Leben aus unbelebter Materie zu schaffen. Offensichtlich gehört die Entstehung des Lebens zu jenen Ereignissen, die sich nicht gesetzmäßig immer wieder vollziehen, sondern die ein unwiederholbares Geschehen darstellen. Die Frage nach dem Ursprung des organischen Lebens überhaupt ist von der Naturwissenschaft nicht zu beantworten. Die Frage nach der Entstehung des ersten Lebewesens ist naturwissenschaftlich völlig offen. Die Frage nach dem Ursprung des immateriellen Prinzips ist rein metaphysischer Natur und führt notwendig zur Annahme eines göttlichen Schöpfungsaktes.

Gott und die Welt sind wesentlich verschieden. Alles entsteht durch seine freie, schöpferische Tat, nicht durch Emanation oder naturhaftes Werden. Es besteht kein Kampf mit dem Chaos, um die Materie zu gestalten, wie heidnische Erzählungen der Weltentstehung es darstellen. Die Materie gehorcht dem Schöpfer wie im Anfang, so dauernd in den eingeschaffenen Naturgesetzen. Die Theorie, dass es einen Gott gibt, der die Welt erschaffen hat, erklärt die Phänomene, mit denen wir in unserer Welt konfrontiert sind, einfach besser als die Theorie, dass es keinen Gott gibt. Wenn wir an Gott glauben, sind der Urknall, das Fein-Tuning des Universums, die Gesetzmäßigkeit der Natur keine

unerklärlichen Rätsel mehr. Alle diese Dinge, die wir beobachten, sind dann komplett sinnvoll. Wir können mit Überzeugung sprechen: Ich glaube an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde.
Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Ist Gottesdienst „Religionswahn und Afterdienst Gottes“?

28.08.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Christentum hat von Anfang an den eucharistischen Gottesdienst als die Mitte seines religiösen Lebens angesehen, die Feier der Messe an den Sonntagen als unentbehrlich erklärt und ihre Teilnahme geboten. Niemals haben alle Christen, die dazu verpflichtet sind, den Sonntagsgottesdienst besucht. Aber in den letzten Jahrzehnten ist die Zahl der Messteilnehmer rapide gesunken. Wie erklärt sich dieser Abfall? Die Gründe für das Fernbleiben katholischer Christen vom sonntäglichen Gottesdienst sind vielfältig. Häufig sind sie platt und seicht. Viele sind zu faul und zu bequem, um aufzustehen, zur Kirche zu gehen und dort zu beten. Manchen passt die Zeit und die Dauer des Gottesdienstes nicht; er ist ihnen zu früh, und er dauert zu lange. Zahlreiche Christen vermissen in der nachkonziliaren Eucharistiefeier das Numinose, also die Erhabenheit der Anbetung des Herrn Himmels und der Erde. Unterhaltung und Ermahnungen, die Umwelt zu schützen, finden sie auch anderswo. Der Hauptgrund für das Versäumnis des sonntäglichen Gottesdienstes ist allerdings ein anderer. Es ist der Verlust des Glaubens. Die meisten Messschwänzer haben die Überzeugung von Gott und seiner Gründung, der Kirche Gottes, vom Sinn und von der Pflicht der Gottesverehrung verloren. Sie halten den Gottesdienst und die Anbetung Gottes überhaupt für überflüssig und sinnlos. Sie können sich für diese Einstellung auf den Königsberger Philosophen Immanuel Kant berufen. Er hat mit folgenden Sätzen denen, die des Gottesdienstes überdrüssig sind, eine scheinbare Rechtfertigung gegeben: „Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch tun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes.“ Wahn ist eine inhaltliche Denkstörung, die durch subjektive Gewissheit des Betroffenen, Unkorrigierbarkeit (durch widerlegende Argumente) und meist durch den Widerspruch zum objektiven Sachverhalt gekennzeichnet ist. Afterdienst ist ein Verhalten, das in sich unsinnig und verkehrt ist und dem Anerkennung und Verehrung zollt, was total irrig ist. Kant fährt fort in seiner Verurteilung religiösen Verhaltens, indem er schreibt: „Das Beten, als ein innerer förmlicher Gottesdienst und darum als Gnadenmittel gedacht, ist ein abergläubischer Wahn.“ Für Kant war die Erfüllung der täglichen Pflichten genug Gottesdienst und allein Gottesdienst. Die Gleichsetzung von Religion und Moral und die Ablehnung spezifisch religiöser Pflichten haben eine starke Wirkung ausgeübt. Kant ist nicht irgendwer. Er gilt als großer Gelehrter und als der Philosoph des Protestantismus. Sein Einfluss war und ist gewaltig. Nach ihm richten sich in Deutschland und anderen Ländern Millionen von Menschen. Sie lassen sich von ihm einreden: Man braucht nicht zu beten und den Gottesdienst zu besuchen. Es genügt, die täglichen Pflichten zu erfüllen.

Der Mensch stößt überall an Grenzen, in seinem eigenen Leben, in der Natur, er wird krank, er muss sterben. Er hat das Bewusstsein der eigenen Beschränktheit und Ohnmacht. Er erlebt sein Ungenügen, sein Versagen, seine Schuld. Diese weckt notwendig das Sündenbewusstsein, mit ihm das Verlangen nach Versöhnung. Die Tatsache der Sünde und des Übels und das Verlangen, ihr Dasein zu erklären und womöglich zu zerstören, bilden den tiefsten Grund aller Religionen. Dieses Sündenbewusstsein hat seinen Grund im Gewissen. Die moralische Seite, das Gewissen, ist der wunde Punkt,

in dem der Ungläubige am sichersten gepackt werden kann. Die Abhängigkeit des Menschen von Gott aufgrund der Schöpfung ist das objektive, das Sünden- und Schuldbewusstsein das subjektive Moment der natürlichen Religion. Der Mensch hat von Natur aus eine religiöse Anlage. Sie drückt sich in verschiedener Weise aus. Nicht wenige Menschen sagen: Es muss doch etwas geben. Gemeint ist: etwas Höheres, etwas Letztes, etwas über uns, wie immer dieses vorgestellt werden mag. Sie spüren, dass wir Menschen nicht allein sind, dass die Erde nicht ein und alles ist. Eine andere Weise, wie sich die religiöse Anlage im Menschen meldet, ist die unausrottbare Neigung, zu etwas aufzusehen, zu etwas emporzuschauen, etwas zu schätzen, etwas zu vergöttern.

Die Anerkennung und Verehrung Gottes äußert sich in Gehorsam und Zuneigung, in Gebet und Gottesdienst. Der Kult, die Verehrung die Gott und ihm allein gebührt, ist die Anbetung. Anbetung ist die rühmende Anerkennung der (in Schöpfung und Heilsgeschichte kundgewordenen) Herrlichkeit Gottes, der um seiner selbst willen preis- und anbetungswürdig ist. In der Anbetung wird die Grundwahrheit des Geschöpfseins realisiert. Der Mensch wendet sich bewusst dem Schöpfer zu, der ihn mit der Gabe des Seins beschenkt. Der Mensch, der Gott anbetet, handelt seinsgerecht. Er bekennt seine Abhängigkeit von Gott und seine Unterordnung unter Gott, wenn er ihn lobt und preist, wenn er ihn bittet und ihm dankt. Indem man Gott Verehrung und Anbetung erweist, leistet man das ihm Gebührende, stellt man das richtige sittliche Verhältnis zu Gott her. Die Anbetung vollzieht sich in geziemender Weise im Gottesdienst. Er hat den Zweck, in gottgefälliger Weise dem Höchsten die gebührende Ehre zu erweisen. Paulus sieht die Schuld der Heiden darin, dass sie, obwohl sie Gott erkannt, „ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm gedankt haben“ (Röm 1,21).

Anbetung als gesamt menschliche Antwort auf die Erfahrung des Heiligen Gottes hat eine innere Dimension: das innerliche, demütig-dankbare Anerkennen Gottes als des Herrn und Schöpfers, Retters und Befreiers. Der vorzüglichste innere Akt der Gottesverehrung ist die Bereitschaft, sich Gott hinzugeben und sich ihm gänzlich zu unterwerfen, um ihm so die gebührende Ehre zu erweisen. Die innere Haltung der Anbetung will sich äußern in Gesten, Wort und Schweigen. Der Einklang des Innern und Äußern in der Gottesverehrung ist wohl begründet. Der Mensch schuldet Gott die Hingabe aller Kräfte im religiösen Tun. Die innere anbetende Hinwendung zu Gott hängt auch von ihrem äußeren Vollzug ab; ohne ihn ermattet sie, verarmt sie und erstirbt schließlich. Die Natur des Menschen drängt zur äußeren Gottesverehrung. Beim Einzelmenschen strömt die innere religiöse Ergriffenheit psychologisch auf das sinnliche und leibliche Sein und Handeln über. Sie äußert sich in Wort und Gesang, in Haltung und Gebärde. Gesten der Anbetung sind Verbeugung, Niederknien, Niederwerfen des Körpers (mit Küssen des Bodens), Erheben oder Falten der Hände, Berührung des geweihten Gegenstandes. Selbstverständlich müssen innere Gesinnung und äußeres Verhalten übereinstimmen. Äußere Handlungen der Gottesverehrung, die nicht von der inneren Verehrung beseelt und getragen sind, sind wertlos.

Der Mensch ist nicht allein; er lebt in der Gemeinschaft und in der Gesellschaft. In seinem ganzen Leben und Wirken ist er auf die Tätigkeit anderer angewiesen. Seine Entwicklung, seine Erziehung, sein Lernen sind ohne die Mitwirkung anderer nicht denkbar. So wird der Mensch auch in der Religion von anderen unterwiesen, unterrichtet und belehrt, angeleitet und geführt. Er steht vor Gott als Gemeinschaftswesen und muss daher Handlungen der Anbetung im Verein mit anderen leisten. Die soziale Natur des Menschen führt zu gemeinsamer Gottesverehrung. Die natürlichen Gemeinschaften (Familie, Volk) stammen von Gott und sind deshalb verpflichtet, Gott zu ehren. Sie stehen in ihrer Verbundenheit vor Gott, und es ist daher notwendig, dass sie dieselbe auch durch gemeinsame Gottesverehrung zum Ausdruck bringen. Die Familie ist nicht nur vor den Menschen eine Einheit, sondern auch vor Gott. So muss sie dieselbe auch im gemeinschaftlichen Gebet ausdrücken. Das Volk ist die Summe von Menschen, die sich als eine ideelle Einheit versteht, d.h. als eine durch gemeinsame Herkunft, Geschichte, Kultur und Sprache verbundene Gemeinschaft. Das Volk schuldet Gott die gemeinsame Anerkennung und Verehrung.

Für die Gesellschaft und ihre Kultur ist der sichtbare und öffentliche Gottesdienst ebenso pflichtgemäß wie heilsam. Religion ist keine Privatsache. 1. Die Öffentlichkeit des Gottesdienstes hebt die subjektive Frömmigkeit. Das Beispiel anderer und das Erlebnis der Gemeinschaft sind geeignet, den Einzelnen in seiner religiösen Haltung zu stärken und zu festigen. Als Konrad Adenauer 1955 nach

Moskau reiste, sah er für den Sonntag den Besuch der hl. Messe in der Ludwigskirche vor. Das Bild des knienden Kanzlers ging durch die ganze Welt. Die öffentliche Gottesverehrung ist auch sittlich von größter Bedeutung. Sie belebt den religiösen Sinn und das Vertrauen auf den einzigen Mittler. Sie steigert die Liebe zu der einen, heiligen, katholischen Kirche. Sie bekämpft den individualistischen Trieb. 2. Die Öffentlichkeit des Gottesdienstes fördert die objektive Ehre Gottes. Er wird dadurch vor den Völkern als höchster Herr und letztes Ziel bekannt. Der Tag gemeinsamer öffentlicher Gottesverehrung ist seit Entstehung des Christentums die Feier des Brotbrechens, die Gedächtnisfeier des Opfers Christi. Sie ist der Höhepunkt gottgewollter Anbetung. Wenn der Priester das heilige Opfer darbringt, ehrt er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, hilft er den Lebenden, erwirbt den Verstorbenen Ruhe und macht sich selbst aller Güter teilhaftig. Bei der Darbringung des Messopfers ist Gott in besonderer Weise gegenwärtig und wirksam. Der Einzelne kann in seinem Glauben nur bestehen, wenn er immer wieder das Gedächtnis des Todes und der Auferstehung Jesu mitfeiert. Sobald dem Menschen die Hoffnung und Aussicht auf unvergängliche Güter genommen ist, stürzt er sich gierig auf die irdischen Güter, und von diesen versucht ein jeder, soviel er vermag, an sich zu reißen. Daher Eifersucht, Missgunst, Hass. Kein Friede draußen, keine Ruhe drinnen. Wo die Gottesliebe nicht herrscht, dort hat die fleischliche Begierde die Oberhand. Jeder, der zum Gottesdienst kommt, legt vor den anderen Christen ein Glaubensbekenntnis ab. Jeder, der grundlos fehlt, macht sich schuldig vor den Mitchristen. Denn wir Menschen leben auch vom Zeugnis und Beispiel anderer. Wenn ich fernbleibe, dann bleibe ich meinen Mitchristen mein persönliches Glaubenszeugnis schuldig.

Man kann fragen welchen Nutzen die Religionsübung hat und wem sie dient. Die Gottesverehrung nützt nicht Gott. Der Allerhöchste bedarf nicht der äußeren Ehre, da er als der unendlich Vollkommene sich selbst genügt. Schon die Erschaffung des Menschen hat nicht Gott bereichert, sondern die Geschöpfe. So bringt auch die Verherrlichung Gottes nicht ihm Gewinn, sondern dem Menschen. Der hl. Augustinus sagte es: „Uns nutzt es, Gott zu verehren, nicht Gott dem Herrn selbst.“ Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Nicht Gott benötigt die Verehrung, sondern der Mensch hat es nötig, Gott zu verehren. Gott bedarf auch des Bittgebetes nicht, um die Bedürfnisse des Menschen zu erfahren oder gnädig gegen ihn gestimmt zu werden. Dennoch kann er auf das Gebet nicht verzichten, weil er verlangen muss, dass der Mensch ihn als höchsten Herrn und Geber alles Guten, als Urgrund und Endziel seines Lebens anerkenne, was eben im Bittgebet geschieht. Die geistigen Geschöpfe, die Menschen, sind berufen, den eigentlichen Zweck der Schöpfung zu erfüllen, die stumme Sprache der Natur zum lebendigen Hymnus zu gestalten. Was die Pflanzen und die Tiere durch ihr Sein und Leben tun, nämlich Gott verherrlichen, der sie so wunderbar ausgestaltet hat, das ist dem Menschen aufgetragen in Lob und Dank, die Gott dargebracht werden, zum Ausdruck zu bringen. Die wesentliche Eigentümlichkeit des Menschen, die ihn von allen übrigen Geschöpfen der sichtbaren Welt unterscheidet, ist seine Fähigkeit, mit Gott zu reden. Das Sein und die Würde des Menschen werden durch den Gottesdienst gefördert. Im Gottesdienst erinnert sich der Mensch seiner Gottähnlichkeit und Gottbestimmung. Indem er sich anbetend oder flehend Gott unterordnet, ordnet er sich der gottgewollten Ordnung ein. Die Religionsübung wirkt fördernd auf die öffentliche Gesittung. Die Menschen werden zu ihrem Heile an den höchsten Herrn erinnert, vom Bösen abgehalten, für das Gute gewonnen, wenn immer sie sich in die öffentliche Religionsübung eingliedern. Die Religion und die religiöse Übung leisten der Kultur einen unerlässlichen und unersetzlichen Dienst. Von ihr geht eine wunderbare, die Seelen einigende, die Klassen versöhnende Kraft aus; sie adelt die Arbeit, sie macht die Berufstätigkeit zu einer Art Gottesdienst, sie weckt Opferbereitschaft und Gemeinsinn sowie das Bewusstsein der Verantwortlichkeit, sie schützt und hegt Scheu und Scham, sie lässt den Geist der Treue erstarken. Das sittliche Schaffen im Leben und im Beruf leidet durch die Gottesverehrung keinen Schaden. Das Gebet adelt und fördert die Arbeit. Gebet und Arbeit sind, recht verstanden, beide Gottesdienst. Die Anbetung erhebt und stärkt das Gemüt und den Willen der Menschen, damit sie den Dienst in der Welt desto gewissenhafter und treuer erfüllen.

Wer es unterlässt, Gott anzubeten, verliert den Blick auf seinen Schöpfer und Herrn. Er zerschneidet das Seil, das ihn an den Unendlichen, Ewigen, Absoluten bindet. Er verlässt den Felsen, auf dem seine Füße Halt finden. „Für dich ist es schlimm, nicht für Gott, wenn du den Namen Gottes von dir stößt“ (Aug.). „Gott verlassen heißt zugrunde gehen“ (Aug.). Wer es unterlässt, Gott anzubeten,

verarmt. Ihm entgeht der Reichtum Gottes, seiner Offenbarung, seiner Gnade. Wer es unterlässt, Gott anzubeten, verliert das ewige Ziel aus den Augen. Er läuft und läuft, aber nicht zum Ziel.

Der tiefste Grund der Religion ist das Empfinden der Abhängigkeit des Menschen von der Natur und von dem Herrn der Natur. Der Mensch weiß oder ahnt, dass über dem Endlichen ein Unendliches, über dem Zeitlichen ein Ewiges sein muss. Religion lebt aus der Überzeugung, dass es mit der von Kontingenz und Endlichkeit geprägten Wirklichkeit nicht sein Bewenden haben kann. Der Philosoph Hermann Lübbe sagt es auf seine Art: Die eigentliche Funktion der Religion ist, „eine Praxis der Kontingenzbewältigung“ zu bieten. Gott will und muss anerkannt werden als Urgrund unseres Seins, als Urheber aller Güter, als Vater und Leiter aller Dinge. O Gott, schenke uns immerdar die Gesinnung, dass wir deinem Willen entsprechend leben, die wir ohne dich nicht sein können.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Halte, was du hast!

04.09.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Der Apokalyptiker Johannes richtete aus seiner Verbannung auf der Insel Patmos Sendschreiben an sieben Gemeinden in Kleinasien. Dem Vorsteher der Gemeinde Philadelphia schrieb er das bedeutsame Wort: „Halte, was du hast, damit niemand deine Krone nehme.“ In diesem Wort aus der Geheimen Offenbarung des Apostels Johannes ist vom Haben und vom Halten die Rede. Das Haben besagt den Besitz, das Halten bedeutet das Bewahren des Besitzes. Wir wollen heute fragen: Was besitzen wir? und Wie bewahren wir es? Als religiöse Menschen, als überzeugte katholische Christen?

1. Wir gläubigen Christen sind von Gott mit der Wahrheit der Offenbarung beschenkt. Sie belehrt uns über Gott, die Welt und den Menschen. Wir wissen, woher wir stammen und wohin wir gehen. Wir wissen, wofür wir leben. Wir wissen, woran wir uns halten können. Wir kennen die Weisungen, nach denen wir handeln sollen. Die drei Fragen: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? sind uns durch Gottes Offenbarung beantwortet. Es ist ein unbeschreibliches Glück, von Gottes Weisheit geleitet durch das Leben zu gehen. Wir sind unabhängig von menschlichen Versuchen, Sinn und Zweck unserer Existenz zu erhellen. Wer im Worte Gottes steht, ist frei von der Bindung an Menschenmeinungen. Diese Wahrheit gilt es festzuhalten. Halte, was du hast, mahnt der Apokalyptiker Johannes. Der Apostel Paulus stimmt ihm zu: „Ich mache euch, Brüder, aufmerksam auf die Heilsbotschaft, die ich euch verkündet habe. Ihr habt sie angenommen, ihr steht in ihr fest. Durch sie werdet ihr gerettet, wenn ihr sie genau so festhaltet, wie ich sie euch verkündet habe“ (1 Kor 15,1-2). Darauf also kommt es an: Die Heilsbotschaft, die wahr ist, unverändert bewahren. Von dem Bewahren hängt das Heil ab. Dabei sind die Christen nicht nur auf ihre Kraft angewiesen. Gott stärkt jene, die er aus der Finsternis in sein wunderbares Licht geführt hat, mit seiner Gnade, dass sie in diesem Licht auszuharren vermögen; er verlässt sie nicht, wenn er nicht verlassen wird (1. V.K.). Wir bleiben in der Wahrheit, wenn wir in dieser Kirche ausharren. Die Kirche ist die Treuhänderin und die Bewahrerin der Wahrheit. Wir sind Glieder der katholischen Kirche und bleiben es, weil diese Kirche die Trägerin der Wahrheit Gottes ist. Die Wahrheit Gottes, die uns Christus gebracht hat, ist voller Geheimnisse. Sie muss es sein, da sie von Gott stammt, der alles menschliche Wissen und Begreifen unendlich überragt. Der unvergessliche Münchener Kardinal Faulhaber hat das treffliche Wort gesprochen: „Ich würde eher an einer Glaubenslehre irre werden, in der alles klar wie Wasser und durchsichtig wäre bis auf den Grund; denn damit wäre bewiesen, dass eine solche Lehre Menschengedanken enthielte, kein Gottesgedanken.“ Wir halten an der Wahrheit des Glaubens fest, wenn wir nach ihr leben und für sie Zeugnis geben, wenn wir uns bemühen, sie immer besser zu verstehen, in sie einzudringen. Der Apostel Paulus mahnte seinen Schüler Timotheus: „Hab acht auf dich selbst und auf die Lehre. Darin verharre. Wenn du dies tust, wirst du dich selbst und deine Hörer retten“ (1 Tim 4,16). Der Priester Fritz Keller, der durch das KZ Dachau und die Strafanstalt Aachen gehen musste, schrieb als seine letzten Worte an seine Gemeinde: „Stehet fest im Glauben und haltet die Liebe im Herzen. Dann werden wir Wiedersehen feiern in Gottes Herrlichkeit“ (Moll I, 18). Pfarrer Keller und alle unsere Verstorbenen wissen, dass unser Glaube wahr ist. Sie rufen uns zu: Halte, was du hast!

2. Was haben wir, das wir festhalten müssen? Wir haben die Gnade. Die heiligmachende Gnade ist eine geschaffene, übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele von Gott eingegossen wird und in der Weise einer Seinsbeschaffenheit oder Qualität ihr bleibend anhaftet. Die Mitteilung der heiligmachenden Gnade ist Teilnahme an der göttlichen Natur, eine wahre und physische, wenn auch akzidentelle und analoge Mitteilung der göttlichen Natur an den Menschen. Weitere Formalwirkungen der heiligmachenden Gnade sind die Gotteskindschaft, die Adoptivkindschaft Gottes, die Freundschaft Gottes, die Einwohnung des Hl. Geistes, die Erbschaft des Himmels. Die übernatürliche Gefolgschaft der heiligmachenden Gnade bilden die drei eingegossenen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe sowie die sieben Gaben des Hl. Geistes. Was mit dem natürlichen Menschen durch die göttliche Begnadung geschieht, ist eine übernatürliche Wiedergeburt, eine Neuschöpfung, eine Erneuerung, eine Geburt aus Gott. Der Wiedergeborene wird von aller Sünde gereinigt, gerechtfertigt und geheiligt, Kind des himmlischen Vaters, lebendiges Glied am Leibe Christi, besiegelt mit dem Hl. Geiste, Erbe des Himmels. Die Gnade ist uns lebensnotwendig. Nichts Gutes, das zur Frömmigkeit und wahren Gerechtigkeit gehört, kann ohne die Gnade zustande gebracht werden (Aug.). Uns rettet nur eines: die Gnade unseres Erlösers Christus, unseres Herrn und Gottes (Aug.). Der hl. Augustinus fragt: „Ihr Armen, hört meine Frage: Was habt ihr nicht, wenn ihr Gott habt? Ihr Reichen, hört meine Frage: Was habt ihr, wenn ihr Gott nicht habt?“ (Aug.).

Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen. Unsere Sache ist es, sie zu bewahren. Die Gnade wird am sichersten bewahrt durch ein Leben aus dem Glauben, durch das Sichführelassen durch den Hl. Geist, durch das Beobachten der Gebote. Sind wir Kinder Gottes, so lasst uns auch nur tun, was Gottes und Christi würdig ist (Cyprian). Im Gnadenleben spielt das Gebet eine ganz bedeutende Rolle, zumal um die Gnade der Beharrlichkeit zu erlangen. Ein jeder, der betet, wird gewiss selig werden. Ein jeder, der nicht betet, geht sicher verloren. Es gibt Gnadenmittel, d.h. Einrichtungen, welche die aktuelle oder heiligmachende Gnade vermitteln können. Dazu zählen in erster Linie die sieben Sakramente. Sie begründen oder vermehren im sittlich vorbereiteten Empfänger die heiligmachende Gnade (*ex opere operato*), d.h. durch ihren rechtmäßigen und einwandfreien Vollzug, und verleihen ein Anrecht auf aktuelle Gnaden. Neben den Sakramenten existieren Sakramentalien. Die Sakramentalien sind Sachen oder Handlungen, deren sich die Kirche in einer gewissen Nachahmung der Sakramente bedient, um auf Grund ihres Gebetes Wirkungen vor allem geistiger Art zu erlangen. Auch Sakramentalien können Gnade vermitteln. Z.B. das Sichbekreuzen mit Weihwasser. Das Gnadenwirken der Sakramentalien hängt primär von der sittlichen Würdigkeit des Empfängers, sekundär von dem Segen der fürbittenden Kirche ab. Die Kirche lehrt uns bitten um das Verbleiben im Stand der heiligmachenden Gnade. Wir beten in jeder heiligen Messe unmittelbar vor der heiligen Kommunion zu Jesus: „Lass nicht zu, dass ich mich jemals von dir trenne.“ In jedem Falle gilt von der Gnade und vom Gnadenstand: Halte, was du hast!

3. Halte, was du hast! Wir Christen haben das Gebet. Wir haben es frühzeitig gelernt. In der Familie. Im Gottesdienst. Das Gebet ist die allgemeinste Äußerung der Religion. Es erwächst aus dem natürlichen Gottesglauben und aus dem Bewusstsein menschlicher Abhängigkeit und Verschuldung. Beten ist die Erhebung des Geistes und des Herzens in der Absicht, Gott zu ehren, ihm die schuldige Huldigung und Unterwerfung zu leisten. Das Sprechen des Geistes zu Gott ist eine Handlung der Vernunft; der Antrieb zu ihr stammt aus dem Willen. Das Gebet ist notwendiger Ausdruck der personalen Beziehung des Menschen zu Gott. Der Mensch kann, soll und muss Gott betend anerkennen, ihm Dank, Lob und Bitte darbringen. Beten ist Pflicht. Gott hat es geboten, weil er die Mitteilung seiner Gnade an das Gebet angeknüpft hat. Die nächste Frucht des Gebetes ist die Sammlung, Stärkung und Erquickung der Seele aus dem Verkehr mit Gott. Das Gebet stärkt und nährt die innere Hingabe, in welcher der Mensch sich Gott geweiht hat. Das Gebet bewirkt sodann die Vermehrung der Gnade und der ewigen Seligkeit. Es hat auch eine sühnende Kraft. Das Bittgebet ist das Flehen um eine Wohltat. Dem Bittgebet ist die Erlangung des erflachten Gutes eigen nach Gottes Barmherzigkeit und gnädiger Verheißung und nach menschlicher Würdigkeit und Disposition. Beten soll und darf jeder Mensch. Auch und gerade der Sünder bedarf des Gebetes. Es ist für ihn weder sündhaft noch nutzlos.

Für das Beten gilt: Halte, was du hast! Die Pflicht zum Gebet, die Übung des Gebetes muss von uns festgehalten werden. Hier gilt in besonderer Weise die Mahnung: Halte, was du hast! Bewahre die Gewohnheit, täglich zu beten! Denkst du noch daran? An die Mahnung deines Vaters, den Tag nicht zu beginnen und nicht zu schließen ohne Gebet? Hast du ihn noch? Den Rosenkranz, den dir deine Mutter gab? Erinnerst du dich noch? An den Vorsatz deiner Kindheit, keinen Sonntag ohne Messe zu verbringen? Nur durch Gebet kann die Seele die Macht des bösen Feindes überwinden. Wer dem Gebet aus dem Weg geht, geht geradewegs in die Versuchung. Es trennt sich von Gott, wer sich nicht durch das Gebet mit Gott verbunden hält. Vernachlässigung des Gebetes ist immer der erste Schritt zum Unglauben. Theresia: Meiner Ansicht nach ist es ein und dasselbe: das Gebet aufgeben und den Weg zu Gott verlassen. Jeder Mensch, der hienieden nicht mehr gebetet hat, wird vor dem Throne Gottes ohne Entschuldigung sein.

4. Halte, was du hast! Das gilt auch für die Praxis und die Routine im Guten, die wir erworben haben, die Tugenden. Tugend ist eine durch Wiederholung oder Übung gewonnene Fertigkeit des Willens zum Guten. Tugend ist die innere Tendenz zum sittlich guten Handeln. Der Tugend ist die Veredlung der Seelenkräfte und ihre Hinlenkung auf das Sittlich-Gute wesentlich. Die einzelne gute Handlung reicht nicht aus, das Leben in fester Richtung auf das sittliche Endziel zu erhalten. Sie reicht auch nicht aus, die sittlichen Kräfte der Seele und die Seele selbst bis in den Grund gut und gottgefällig zu machen. Eine solche bleibende, tieferdringende sittliche Formung des Menschen bewirkt die Tugend. Tugenden müssen bewahrt werden. Mancher hat sich durch Anstrengung und Übung einen gewissen Standard von Tugenden erarbeitet. Er hat die ungezügelte Esslust überwunden. Er ist Herr über die Selbstbefriedigung geworden. Er hat gelernt, die Zunge im Zaume zu halten. Alle diese Errungenschaften sind gefährdet. Durch Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit können sie verloren gehen. Tugenden werden bewahrt durch stetes Erneuern des Willens zum Guten. Täglich sollen wir den Vorsatz bekräftigen: O Gott, ich will dir dienen in Lauterkeit! Wir halten die Tugenden nur fest, wenn wir sie unermüdlich von neuem zu erwerben suchen. Um gut zu bleiben, muss man immer besser werden wollen.

Seit über 60 Jahren ist in unserer Kirche die Parole laut und immer lauter geworden: Lass fahren, was überkommen ist! Seit über 60 Jahren macht unsere Kirche das Experiment ständiger Veränderung. Es ist ihr schlecht bekommen. Religionsgemeinschaften wie die Orthodoxen und die Muslime denken nicht daran, etwas von ihrem überkommenen Gut aufzugeben. So sind ihnen die Erschütterungen erspart geblieben, die unsere Kirche an den Rand der Selbstzerstörung getrieben haben. Die meisten Hirten der Kirche haben die Mahnungen der Apostel vergessen: Halte, was du hast! Das heißt nicht, an dem hängen, was gestern war, sondern aus dem leben, was immer bleibt. Halte, was du hast! Das heißt nicht, Asche verwahren, sondern das Feuer am Brennen erhalten. Wir können den Schatz Gottes nur bewahren durch immer erneute eigene Bekehrung. Ihre Mahnung lautet: Den Glauben festhalten! Die Gnade festhalten! Das Gebet festhalten! Die Tugenden festhalten! Halte, was du hast! Wirf es nicht weg! Lass es nicht fallen!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was ist Gott? (1)

02.10.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Entscheidend in unserem Leben ist, dass wir Gott kennen, dass wir ihm einen Namen geben; dass wir wissen, was ist mein Gott und wo ist mein Gott. Wir haben von Gott gehört und gelesen. Aber ist Gott schon das, was er uns sein soll? Ist er eingegangen in unsere innersten Gedanken? Ist er die Kraft unseres Willens, die Form unseres Lebens geworden? Ist Gott unser Vater, unser Freund, unser Vertrauter? Ist er unser Mittelpunkt, von dem wir ausgehen, auf den alles bezogen ist? Wir wollen ihm die Namen geben, die ihm aus unserer menschlichen Einsicht gegeben werden können. Es sind vier Namen: Gott ist unser großes Geheimnis, unser großes Erlebnis, unser großer Reichtum, unsere große Verheißung.

I. Unser großes Geheimnis

Gott ist unser großes Geheimnis, nicht wegen der Rätsel, die er uns aufgibt, sondern wegen der Fülle seiner Größe und seines Reichtums. Der Begriff Gottes ist die größte Leistung des menschlichen Geistes. Zwar nicht die Leistung unseres Geistes allein, Gott hat uns offenbar dazu geholfen. Dazu haben beigetragen die griechischen Philosophen Plato, Aristoteles, Zeno, die Stoiker, die Theologen Augustinus, Hieronymus, Chrysostomus, Basilius, die großen religiösen Menschen des Morgen- und des Abendlandes bis auf den heutigen Tag. Jeder hat dazu beigetragen, der je nach Gott Ausschau gehalten hat. Auch wir haben dazu beigetragen. „Wir alle bauen an dir mit zitternder Hand, türmen Atom auf Atom. Aber wer kann dich vollenden, du Dom?“ (Rilke). Mit jedem Gedanken, der auf Großes und Schönes geht, mit jedem guten Werk tragen wir bei zum Begriff Gottes. Ein Begriff, der die Wirklichkeit meint, wenn er sie auch nicht abbildet. Es ist der schwerste Begriff, der am meisten von der Erfahrung abführt, in die unerforschlichen Tiefen der Ewigkeit hinein. Ein Geheimnis ist es um das Dasein Gottes, das so sehr aller Erfahrung entrückt ist. Er geht nicht ein in unsere Retorten und Apparate, in unsere Druckanzeiger und Manometer, in unsere Fernrohre und Mikroskope. Niemals werden wir das Dasein Gottes durch ein Experiment erweisen; denn er ist unerfahrbar. Die Gottesbeweise sind nützlich. Die Gottesbeweise beruhen, wie jede wissenschaftliche Erkenntnis, auf den Grundprinzipien des Seins und Denkens: des Widerspruchs, des hinreichenden Grundes und der Kausalität. Diese verschiedenen Beweisformen gehen von feststehenden Erfahrungstatsachen aus, die durch keine spätere Forschung umgestoßen werden können. Die Gottesbeweise sind hilfreich. Wenn wir ehrlich sind, können wir uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir um Gottes Existenz wissen. Am meisten wissen wir es in den tiefen, den innerlichen, den aufgewühlten Stunden. Dostojewski schreibt: „In meinem ganzen Leben bin ich eigentlich niemals einem gottlosen Menschen begegnet, Das gibt es nicht. Wohl einem Ruhelosen, einem Friedlosen, aber niemals einem Gottlosen. Irgend einmal kommt eine Stunde, wo jeder Mensch Gottes gedenkt, zu ihm ruft oder ihm flucht; irgend einmal, wo er Gott lobt oder ihn lästert, irgend einmal kommt es über jeden Menschen.“ Von Josef Stalin wird berichtet, dass er, als die deutschen Truppen kurz vor Moskau standen, in eine Kapelle im

Kreml gegangen sei. Von Adolf Hitler sagen intime Kenner des Mannes aus, dass er vor seiner Selbsttötung mit Eva Braun gebetet habe. In jedem Falle gilt: Gott ist ein großes Geheimnis. Aber unsere Seele weiß es, dass da noch jemand ist hinter den Erscheinungen der Welt. Hinter dem vielgestaltigen Vorhang sieht sie seine Augen auf uns gerichtet, sieht sie die Hand Gottes, sieht sie das Geheimnis Gottes.

II. Gott unser großes Erlebnis

Erlebnis ist die Erkenntnis einer Wirklichkeit, die uns bis ins Innerste ergreift, von der wir ganz erfasst, durchformt, durchwühlt werden bis ins Innerste. Solche Erlebnisse gibt es. Es kommt darauf an, dass Gott unser Erlebnis wird: das Dasein Gottes, der Name Gottes, die Größe Gottes, die Furchtbarkeit Gottes. Darauf kommt es an, dass wir einmal, wenn auch nur einmal, so vor Gott stehen, dass wir gleichsam durchbohrt werden von einem Strahl seines Lichtes. Einmal müssen wir Gottes Herrschaft erleben. So furchtbar sie auch ist, so niederschmetternd, aber es ist wohl notwendig. Es gibt Stunden in unserem Leben, in denen uns nur das eine halten kann: Es ist der Herr. Ich bin die Magd, der Knecht, und habe nichts zu sagen als: Es geschehe nach deinem Willen. Es ist der Herr, der alle Macht besitzt, alle Gewalt; denn jede Gewalt, die es sonst noch gibt, ist von ihm. Es gibt nirgends eine Möglichkeit, sich Gott zu entziehen. Wir können ihm nicht entrinnen. Wir sind von ihm umgeben, umflutet, wie in ein unbegrenztes Meer versenkt, und dieses Meer ist Gott. So weit wir gehen könnten, ist auch die Wirklichkeit Gottes.

Noch in einer anderen Richtung müssen wir Gott erleben: in seiner Vatergüte. Gott ist nicht bloß der Herr, sondern Vater. Das ist ein Urwort, ein Weltwort, in das wir alles Ideale hineinlegen, was sich denken lässt. Menschen vermögen dieses Wort nicht zu erschöpfen. Aber es gibt einen Vater, in dem alle Vaterschaft erfüllt ist. Er meint es so gut, so restlos gut, so selbstlos gut, wie wir es nur denken können. Gott ist das Wesen, das gut ist. Absolut gut ist die Güte selbst. Das müssen wir uns einmal zum Erlebnis gebracht haben. Und das wäre die furchtbarste Verirrung, wenn wir an der Güte Gottes zweifeln würden. In Riga wurde ein evangelisches Mädchen mit 18 Jahren von den Bolschewisten ins Gefängnis geworfen und nach etlichen Monaten erschossen. Es hat in der Gefangenschaft ein Gebet verfasst und es den Mitgefangenen vorgebetet. „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl. Das macht die Seele still und friedenvoll. Ist doch umsonst, dass ich mich sorg und müh, dass ängstlich schlägt mein Herz, ob spät, ob früh. Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt die Zeit. Dein Plan ist fertig stets und liegt bereit. Ich preise dich für deine Liebesmacht, ich preis die Gnade, die mir Heil gebracht. Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht, und wo du gebietest ihm, kommt nie zu spät. Drum wart ich still, dein Wort ist ohne Trug. Du weißt den Weg für mich, das ist genug.“ Das ist das Erlebnis der Vatergüte Gottes.

III. Unser großer Reichtum

Reichtum ist zunächst etwas Äußeres. Doch darauf kommt es nicht an. Es kann ein Mensch sehr reich sein und doch sehr arm. Sodann aber ist Reichtum etwas Inneres. In dieser Bedeutung besagt er die innere Bewegtheit, die innere Dynamik, die Weite unserer Seele, die innere Haltung. Der innere Reichtum hängt am meisten von Gott ab, er ist von Gott in uns erschaffen. Zu unserem inneren Reichtum gehört erstens ein unaufhörliches Suchen und zweitens eine beständige Sicherheit, drittens die Spannung zwischen Glauben und Verstehen, viertens die Spannung zwischen Einsamkeit und Zweisamkeit. Wenn ein Mensch einmal aufhören würde zu suchen, wäre es mit seinem geistigen Leben am Ende. Das immerwährende Suchen, Streben und Wollen, das sehr schmerzlich sein kann, gehört dazu. Aber ebenso eine große Sicherheit, ein beständiges Zuhause, eine letzte Geborgenheit. Das Suchen darf nicht verwirrend, lähmend oder gar hoffnungslos sein. Der reiche Mensch geht unermüdlich auf Gott zu. Darin liegen die Sicherheit und der Friede. In einem reichen Menschen gibt es immer einen Antrieb und gleichzeitig eine Beruhigung für seine Seele.

Zu unserem inneren Reichtum gehört die Spannung zwischen Glauben und Verstehen. Der Mensch, der nichts glaubt, ist ein oberflächlicher Mensch; ihm entgehen die Tiefen der Wirklichkeit

und des Lebens. Der Glaube ist Zuversicht auf das, was man hofft, Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht (Hebr. 11,1). Der Glaube ergreift etwas, was man nicht sieht, was in der Tiefe und in der Höhe liegt. Der Glaube geht auf das Unendliche, Grenzenlose, Unfassbare. Wer nur das in sich aufnimmt, was er erfahren hat, bleibt sehr arm; das Wichtigste entgeht ihm.

IV. Unsere große Verheißung

Gott ist jetzt noch nicht alles, was er uns sein will. Die Zukunft steht noch vor uns. Gott ist unsere Verheißung, so groß wie Gott selbst. Denn wir haben nichts als Gott. Gott ist unersetzlich. Außer ihm ist nichts notwendig, gar nichts. Wie Dostojewski sagt: „Gott ist mir schon deshalb unentbehrlich, weil er das einzige Wesen ist, das man ewig lieben kann, ohne das wir kein Leben führen können, das diesen Namen verdient.“ Gott ist unentbehrlich. Erfüllen wir uns mit diesem Gedanken: ich brauche Gott, nur Gott. Wenn es darauf ankommt, kann alles zurückbleiben, alles wegfallen, alles enttäuschen, wenn ich nur Gott habe. Gott ist unersetzlich. Und darum ist die Verheißung Gottes so unfehlbar wie Gott selbst. Ein Wort steht in der Heiligen Schrift: „Gott will, dass alle Menschen selig werden.“ Gott will. Sein Wille ist schöpferisch, ist Sturm und Feuer. Wenn Gottes Wille es befiehlt, dann kommt und geht eine Welt. Und dieser schöpferische Wille ist darauf gerichtet, dass alle Menschen selig werden. Das muss geschehen, wenn die Menschen sich selig machen lassen wollen. Denn ein Geistwesen kann man nicht gegen seinen Willen selig machen; das kann auch Gott nicht. Aber wenn wir wollen, dann tritt es mit unfehlbarer Sicherheit ein. Das ist die Krönung unseres Daseins. Und so groß wie Gottes Unerschöpflichkeit ist seine Verheißung. Denn er will sich selbst schenken. Er will uns sein Wort in die Seele flüstern, das Wort Gottes. Er hat nur ein Wort, und er spricht es von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und dieses eine Wort sagt ihn selbst aus und erschöpft sich geradezu, soweit er zu erschöpfen ist – er ist nicht zu erschöpfen. Dieses sein einziges Wort spricht er in unsere Seele. Es ist unbegreiflich, wie unsere Seele es fassen soll, aber er wird es einflüstern, dieses Wort seines eigenen Glückes, seiner eigenen Größe, seiner eigenen Liebe. Wie der Hirsch nach den Wasserquellen sich sehnt, so sehnt sich meine Seele nach dir, o Gott (Ps 41). Wie lieb ich deine Zelte, Herr der Herrscharen. Es verlangt meine Seele und vergeht vor Heimweh nach den Hallen des Herrn (Ps 83).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was ist Gott? (2)

Die Welt ist nicht Gott

09.10.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn nur Gott und meine Seele da wären, so wäre das eine wundervolle Zweisamkeit. Das Verhältnis wäre sehr beglückend und ohne jede Komplikation, vorausgesetzt, dass meine Seele ihren guten Willen bewahrt. Aber da sind noch so viele andere Geschöpfe; sie umgeben mich, sie umringen mich und machen das Leben verwickelt und schwer. Die Welt, in der wir leben, die uns umgibt, wozu ist sie da? Was soll ich mit ihr anfangen? Die Welt ist schuld, dass uns der Dienst Gottes so schwer wird. Die Welt ist aber auch die einzige Möglichkeit, sich im Dienste Gottes zu bewähren. 1. Die Welt ist nicht Gott. 2. Sie kommt aber von Gott. 3. Und sie führt zu Gott. Die Welt ist nicht Gott, sagen wir Christen. Aber es gibt Menschen, viele Menschen, die sehen die Welt als Gott an. Es sind die Darwinisten. Nach ihnen existiert die Welt schon immer. Es ist müßig, nach einem Schöpfer zu fragen. Die Welt ist unerschaffen. Sie selbst aber bringt alles hervor, was existiert, auch das Leben, die Lebewesen. Die Entwicklung, die Evolution tritt bei den Darwinisten an die Stelle des überweltlichen Schöpfers. Diese Ansicht ist für uns Gottgläubige unannehmbar. Der Pantheismus trägt die Beschränktheit und Veränderlichkeit der Welt in die Gottheit ein. Der pantheistische Gott ist eine mit innerer Notwendigkeit sich entfaltende Naturkraft, d.h. er ist letztlich gar kein Gott, denn ihm fehlt die höchste Eigenschaft des Geistes, das Ichsein, die Selbstmacht, die Persönlichkeit. Deshalb ist der Pantheismus außerstande, das religiöse Sehnen der Menschenseele zu stillen. Zum pantheistischen Gott kann der Mensch weder Vertrauen noch Liebe haben, zu ihm kann er nicht betend und hoffend aufschauen. Von ihm kann keine sittliche Verpflichtung ausgehen. Er stellt keine moralische Autorität dar. Wir sind keine Pantheisten. Wir wissen, dass die Welt nichts Absolutes ist; dafür ist sie zu unvollkommen, zu vergänglich, zu wandelbar. Wir können nicht denken, dass sie mit dem absoluten Wesen identisch ist. Sie ist nicht Gott. Also ist auch die Welt nicht mein absolutes Ziel; also kann sie mir Gott nicht ersetzen. So erklärt sich, dass sie mich nie ganz ausfüllt und befriedigt. Es ist ein Glück, dass wir das schon in diesem Leben empfinden.

Die Dinge dieser Welt fehlen uns, wenn wir sie brauchen. Es ist so viel, was nützlich wäre, aber es wird uns nicht gegeben. Unerfüllte Wünsche leben in unserer Brust. Für viele Menschen ist das Leben ein einziges Verzichten, eine lebenslängliche Entsagung, selbst auf heiligste und schönste Wünsche. „Entbehren sollst du, sollst entbehren. Das ist der ewige Gesang, der jedem an die Ohren klingt, den, unser ganzes Leben lang, uns heiser jede Stunde singt“ (Faust). Man muss immer wieder sagen: Es war nicht für mich und wird nie für mich sein. Diese wachsende Selbstbescheidung ist ein Stück Lebensweisheit. Dass wir auf Dinge, die wir nicht haben werden, auch verzichten und dass wir diesem Verzicht ins Auge sehen und ihn ertragen können, ohne zu zerbrechen, ohne bitter zu werden, ohne einen törichteren Ersatz zu suchen. Die Dinge fehlen uns. Das ist die eine Seite. Die andere lautet: Wenn wir sie haben, belasten und quälen sie uns. Alle Dinge können eine Last werden; alle Menschen, alle

Geschöpfe können eine Last werden. Das ist das eigentümlich Tragische an den Geschöpfen, dass sie alle getragen werden wollen, dass sie Forderungen stellen. Es gibt nichts, was nicht einen Anspruch erhebt. Jedes Lebensverhältnis, und wäre es mit dem besten Menschen, stellt Ansprüche. Es verlangt immer eine gewisse Selbstüberwindung, Selbstlosigkeit, Geduld. Und wären wir mit einem Heiligen zusammen – er wäre eine Belastung. Wir müssten Geduld üben, auf ihn Rücksicht nehmen, in seine Seele uns einfühlen. Immer eine Belastung.

Und dann verlassen uns die Geschöpfe. Sie gehen fort. Sie sind in gewissem Sinn treulos. Wir dürfen ihnen keinen Vorwurf machen – wir sind selbst so. Wir werden gezogen, gerissen, alles ist in Bewegung, wir wachsen über alles hinaus, über jede Stunde, über jeden Menschen, über jedes Glück. Wir wachsen über uns selbst hinaus. Es kann keine Rückkehr geben. Wir wachsen über jeden Augenblick hinaus. Alles muss uns verlassen, und wir selbst müssen alles verlassen. Die meisten Lieder der Seele sind Abschiedslieder, und die meisten Stunden sind Abschiedsstunden. Immer wieder muss man auseinandergehen, immer wieder. Das sind die Geschöpfe. Sie belasten uns und verlassen uns. Sie sind uns auch eine Quelle von Leiden. Wir tun uns gegenseitig weh, wir fügen uns Unzuträglichkeiten, Schmerzen zu. Gewollt oder ungewollt bereiten wir uns gegenseitig Kummer und Betrübnis, Gram und Weh. Es gibt weder Dinge noch Menschen, die nicht dann und wann uns belasten und beschweren.

Die Geschöpfe sind uns schließlich sogar eine Gefahr. Es ist die Gefahr, dass man bei ihnen stehen bleiben möchte, sie umklammern möchte. Es ist die Gefahr, dass der Pilger seines Weges überdrüssig wird und sich an den Rand der Straße setzt und da verharren möchte. Und gerade die wertvollen Geschöpfe können uns am ehesten eine Gefahr werden. Wir sind nicht mehr so unerfahren, dass wir uns an etwas Törichtes, etwas Minderwertiges anklammern. Wir sind wählerisch, wir sind wissend geworden. Aber wenn uns einmal etwas ganz Großes, ganz Leuchtendes begegnet, dann geht es uns wie Johannes in dem Buch der Apokalypse: Kaum sah er eine leuchtende Gestalt auf sich zukommen, gleich fiel er nieder und betete sie an; und diese musste immer wieder sagen: „Tu das nicht, ich bin nicht Gott!“ Das wird unsere Gefahr. Selbst die größten, die heiligsten Dinge können uns eine Gefahr werden, wenn man sich mit ganzer Seele an sie klammert.

Die Welt kann uns eine Gefahr werden, da sie nicht Gott ist. Was folgt daraus? Dass wir uns innerlich von ihr lösen müssen. Das ist nun das Schwere: die innerliche Freiheit, die innere Losgelöstheit zu gewinnen. Zuweilen ist eine äußere Loslösung erforderlich. Man muss sich äußerlich von einem Geschöpf trennen, das uns zur Gefahr wird, indem man jede Beziehung aufgibt. Ich habe strenger denken gelernt von den Verhältnissen der Menschen. Wenn man mitfühlend und mitleidig ist, möchte man ihnen die äußere Trennung ersparen. Aber es gibt Beziehungen, wo man einem Menschen mit drakonischer Strenge sagen muss: „Nur fort! Nicht mehr zurückschauen! Kein Wort mehr, kein Brief mehr! Kein Wiedersehen! Gar nichts. Sonst ist alles verloren.“ Es ist manchmal die einzige richtige Maßnahme. Man bewundert die Lebenskunde Christi, der es für nötig hielt zu sagen: „Wenn dein Auge dich ärgert, dann reiß es aus!“

Nun ist das immerhin eine Lage, die nicht so häufig ist. Und schließlich würde die äußere Trennung allein nicht helfen, wenn nicht die innere Loslösung eingeschlossen wäre. Das ist das Schwierige, die innere Lösung. Sie besteht darin, dass man innerlich über die Sache hinauskommt; dass man nicht zerbrechen kann an einer Feindschaft und nicht mehr verbluten kann an einer Freundschaft. Nicht mehr zerbrechen, nicht mehr irre werden, nicht mehr böse werden, nicht mehr bitter werden, nicht mehr hart werden, kein Ressentiment pflegen über die Widerstände, über die Tücke, über die Bosheit der Menschen, die wir erfahren. Und auf der anderen Seite: nicht verbluten, wenn ihre Liebe von uns geht, wenn sie uns nicht mehr ansehen, nicht mehr kennen, wenn sie uns undankbar in die Ecke schieben, wenn sie unser überdrüssig werden. Nicht daran verbluten! Das ist vielleicht das Schwierigste für einen feinen und gütigen Menschen. Denn sobald er sein Herz erschlossen hat, ist das Herz offen; und das wird eine Wunde, diese Öffnung des Herzens; und aus ihr strömt unaufhörlich das Lebensblut hinaus, bis der Mensch verblutet ist. Da muss die innere Freiheit helfen, die innere Gelöstheit.

Wie kann man sie erreichen? Es gibt eine innere Gelöstheit, die falsch, sündhaft ist. Es gibt eine andere, die gut, aber unvollkommen ist. Und es gibt eine dritte, die vollkommen ist. Eine falsche, eine

sündhafte Gelöstheit hat der träge Mensch, dem an nichts etwas liegt, der an nichts Freude hat, der Phlegmatiker. So eine Gelöstheit hatte der Knecht im Evangelium mit seinem einzigen Talent. Er band es in ein Tuch und grub es in die Erde. Es gibt Menschen, die sogar zu faul sind, das Geld zu lieben. Eine falsche Gelöstheit ist Hochmut. Wenn ein Mensch denkt: Ich bin ich, alles Übrige kann mir egal sein, ich halte mich fern vom Pöbel; was liegt mir an den anderen, wozu mich beschmutzen mit der Berührung der Menschen. Das ist Isoliertheit, Vereisung, Versteinerung. Es ist die sündhafte Befreiheit. Eine zweite Gelöstheit ist zwar recht, aber nicht vollkommen. Sie liegt vor, wenn wir uns lösen infolge der Erkenntnis des Scheines und der Unzulänglichkeit der Geschöpfe. Manche Menschen machen es so: Nachdem sie alles genossen haben, zerschlagen sie den Kelch und sagen: Es ist nichts Gescheites. Sie haben zwar recht, aber es ist unvollkommen. Andere haben schon vorher alles durchschaut. Weil sie schon alles durchschaut haben, womit die Dinge dieser Welt locken, sagen sie: Damit halte ich mich nicht auf; es gibt Größeres als das. Diese Haltung ist an sich gut, aber nicht vollkommen, weil sie zu negativ ist. Die vollkommene Gelöstheit hat das Motiv „Gott“. Sie schaut auf Gott und sieht: Gott ist groß, so leuchtend groß, dass daneben nichts aufkommt, dass ihr keine andere Liebe mehr möglich ist als zu Gott und die Dinge, die er uns gibt. Gott bedeckt ihren ganzen Himmel; daneben verschwindet alles andere. Das ist die vollkommene Lösung. Sie ist ganz positiv und vereinbar mit der richtigen Schätzung des Geschöpflichen. Wenn man die Geschöpfe in Gott wiederfindet, liebt man sie auch in ihm.

Die innere Loslösung hat verschiedene Wirkungen. Bei vielen erzeugt sie eine gewisse Kühle, vielleicht etwas Unnahbares, etwas Fernes, etwas Fremdes. Wir haben Angst, uns ihnen anzuvertrauen. Diese Kühle ist nichts Böses, aber innerlich ein Mangel an Vollkommenheit. Gott will nicht, dass wir in solcher Unnahbarkeit über den Geschöpfen schweben. Diese Ferne, diese Fremde bewirkt eine Art tragischer Stimmung, Melancholie, eine Art Einsamkeit, in die nichts mehr hineinklingt, eine große einsame Stille inmitten der Seele, in der sie ganz allein ist mit Gott. Es liegt ein leises Dunkel darüber, ein Hauch von Traurigkeit und Sehnsucht, eine innere Einsamkeit. Die Welt ist nicht Gott. Die Welt ist ein Geschöpf Gottes. Sie steht in der Beziehung zu Gott als ihrem Schöpfer, Herrn, Erlöser und Richter. Die Welt ist durch Abfall und Sünde charakterisiert und damit der Nichtigkeit und Vergänglichkeit unterworfen. Sie ist dieser Äon, den das Gericht Gottes trifft.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Was ist Gott? (3)

Die Welt kommt von Gott und führt zu Gott

16.10.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Welt ist nicht Gott, das haben wir am vergangenen Sonntag betrachtet. Aber sie kommt von Gott, und sie führt zu Gott.

I. Die Welt kommt von Gott

Die ganze Welt, das Weltall, alle Geschöpfe stammen von Gott. Daher haben sie auch alle etwas Göttliches, etwas Schönes, etwas Ergreifendes, etwas Liebenswertes an sich. So können wir an den Menschen, an allen Menschen etwas Lobenswertes finden, wenn sie uns auch noch so weh tun und kränken. Man muss sich in die Menschen hineindenken, das Gute an ihnen suchen und entdecken. In jedem ist etwas Schönes, etwas Göttliches, das man anerkennen muss, das man gelten lassen muss. Weil alles von Gott ist, darum ist auch alles in der Hand Gottes. Er trägt alles in seiner Hand, auch das, was scheinbar ganz herausgefallen ist – es gibt nichts, was ganz herausfällt. Auch das nicht, was so weit entfernt scheint wie der Zufall oder das Schicksal. Zufall meint das Zustandekommen eines Ereignisses, auf dessen Wirkfaktoren weder von Natur aus noch durch eigene bewusste Absicht etwas ausgerichtet ist. Zufall ist das, was ohne erkennbaren Grund und ohne Absicht geschieht, das Mögliche, das eintreten kann, aber nicht eintreten muss. Für den Menschen ist der Zufall im kosmischen Werden und im individuellen Leben ein höchst realer Index der Kontingenz und Geschöpflichkeit, eine „Vorform des Schicksals“ (W. v. Scholz). Es gibt Zufälle, die kein Mensch erklären kann, lächerlicher Art manchmal, tragischer Art zuweilen. An einem Zufall kann ein Leben, ein Lebensglück, eine Berufung, eine Stellung scheitern. Man kommt zu spät zu einer entscheidenden Besprechung, weil ausgerechnet die Straßenbahn stecken bleibt: Einer versäumt die Gelegenheit, sein ganzes Leben wird wegen dieses Zufalls in eine andere Bahn geworfen. Mancher ist bitter geworden, weil es ihn traf. Aber auch das Zufällige ist in Gottes Hand. Gott trägt es, hat es eingerechnet. Er weiß, wie weit es jemand bringen kann, er kann ihm seine Bahn vorschreiben. Vor Gott gibt es keinen Zufall; bei ihm ist es das Wissen und die Bestimmung der Liebe. Alles, was dem Menschen begegnet, manifestiert sich als ein wirkendes Sinngeschehen, durch das er in seinem Handeln und seiner Selbstdeutung herausgefordert ist.

Und dann das Schicksal! Es ist die allgemeine Erfahrung des Menschen, dass er in dem ihm Widerfahrenden von einer höheren Gewalt abhängig ist. Immer nur ein Teil im Leben entspringt unserem zielstrebigem Planen und Handeln; vielfältig sind wir von außer uns liegenden Faktoren abhängig, über die wir keine Macht haben. Der Spielraum des Willens ist eingebettet in das Unvorhersehbare und Unabwendbare. Neben der zerstörerischen Sinnlosigkeit glaubt man oft eine höhere, der kleinen Menschenvernunft überlegene Weisheit des Schicksals zu erkennen. Jedenfalls gilt: Eine Summe von Notwendigkeiten steht über jedem Menschenleben, oft Bedrängnisse furchtbarer Art. Was ist an uns Notwendigkeit, die unausweichlich ist? Was ist von fernen Geschlechtern auf uns gekommen? Es geht

nichts verloren von den Keimanlagen; es ist auf einmal wieder aufgewacht, nachdem es Generationen lang geschlummert hatte. Und so steht über manchem Menschen etwas Furchtbares in Gestalt einer Vererbung, einer Neigung, einer Charakterart, die er tragen muss, die ihm sein Leben zu einem Kreuz machen, zu einer Qual, zu einer Nacht ohne Ende. Wie unser Leib ist, unser Charakter, unser Gefühlsvermögen, unsere Empfindungskraft, das ist uns mitgegeben. Und dann die Notwendigkeiten, die von der Umgebung auf uns einwirken; von den Menschen, von den Verhältnissen, in die wir hineingeboren wurden. Wie viele Talente werden nicht entwickelt, weil die Umgebung kein Verständnis hat. Man zwingt das Kind in einen Beruf, der ihm verhasst ist; das Beste in ihm kommt nicht zur Entwicklung. So mancher ist für ein gesundes Eheleben verdorben worden durch das, was er in der Ehe seiner Eltern erleben musste. Entsetzliche Schicksale können über einem Menschen stehen und sein Leben scheinbar auf ein totes Geleise schieben. Doch auch das ist in der Hand Gottes. Die Welt ist von Gott. Wir müssen ernst machen mit diesem Glaubensbekenntnis. Auch die Schicksale sind in Gottes Hand. Es gibt den Ausweg, vielleicht nicht in diesem Dasein, aber einst im ewigen Leben. Er kann die Schicksale zu einem positiven Ziel führen.

Alles ist von Gott – darum auch alles im Dienste Gottes. Alle Geschöpfe sind Boten Gottes, die etwas zu melden haben, einen Dienst als Knecht oder Magd zu leisten haben. Sie haben uns etwas zu sagen, haben einen Auftrag an uns zu erfüllen. „Über Nacht, über Nacht kommt Glück und Leid, und eh du gedacht, verlassen dich beid’ und gehen zu Gott, um zu sagen, wie du sie getragen.“ Glück und Leid sind Boten Gottes. Menschen und Verhältnisse kommen herab von ihm, kommen zu uns, gehen wieder hinauf und melden, was wir damit getan, wie wir sie getragen.

II. Die Welt führt zu Gott

Wie sollen wir uns zu den Geschöpfen, die uns umgeben, stellen? Was sollen wir mit ihnen machen, damit sie uns zu Gott führen? Zunächst gilt: Wir sollen sie nicht verachten. Wie könnten wir uns herausnehmen, etwas, was Gott gemacht hat, geringzuschätzen und zu sagen: Das ist nichts! Wir dürfen nichts verachten. Hinter der Verachtung steht oft, ja meist ein Ressentiment. Weil sie nichts von der Welt haben, was sie gern hätten, sagen sie, sie wollen nichts von der Welt. Frühling, Blumen, Liebe, Schönheit, Glück – nicht der Mühe wert, lauter saure Trauben. In Wirklichkeit sie ihnen zu hoch hängen. Es ist immer verdächtig, wenn ein Mensch an nichts etwas findet, auch an großen, wertvollen Dingen.

Wir sollen nichts fürchten. Weil alles von Gott ist und zu Gott führen soll, ist nichts zu fürchten an den Dingen dieser Welt, nicht einmal im Leid, auch nicht im Tode. Auch der Tod ist ein Bote Gottes; ein lieber Bote Gottes, der zu uns kommen und sagen wird: „Du hast genug gearbeitet, lass den Spaten stehen! Komm, lass uns heimwärts gehen, es ist schon spät.“ Wozu Angst und Furcht vor dem Tode? Ein hoher Offizier sagte einmal, gläubige Flieger seien im Allgemeinen zaghafter als ungläubige; er wunderte sich darüber. Aber es ist wohl begreiflich. Ein Mensch, bei dem mit dem Tod alles aus ist, braucht nichts zu fürchten. Wir sollen nichts missbrauchen von den Dingen dieser Welt. Wir sind nicht Herren, sondern nur Verwalter. Wer ein Geschöpf im Herrensinne gebrauchen wollte, missbraucht es schon. Das Wichtigste ist die Ehrfurcht; ohne Ehrfurcht missbrauchen wir die Geschöpfe. Die höchste Ehrfurcht schulden wir den Menschen. Wie manche fühlen sich als Herren! Gerade die, welche von anderen getreten werden, treten mit Vorliebe auch andere. Menschen, die kein Herz, keine Großzügigkeit, kein Wohlwollen haben, legen es darauf an, andere zu drücken, andere zu kommandieren, andere ihre Übermacht fühlen zu lassen. Das ist immer Missbrauch.

Weil die Dinge von Gott sind, sollen wir uns auch an ihnen freuen, denn sie haben etwas Schönes an sich. Die Aufforderung, sich abzutöten, selbst zu verleugnen, ist der Freude nicht entgegengesetzt. Wir müssen uns beständig vorsehen und kontrollieren, dürfen uns niemals ganz gehen lassen, müssen uns immer in der Gewalt haben. Aber das heißt nicht, dass wir uns jede Freude versagen müssten, absichtlich und künstlich. Es ist ein Dienst Gottes, eine Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott, wenn wir anerkennen, dass Gott etwas Gutes tut mit seinen Geschöpfen. Wir dürfen, ja, wir sollen uns freuen. Dann sollen wir die Dinge gebrauchen, weil sie uns von Gott als Mittel zu Gott gegeben sind. Man kann alle gebrauchen, auch die unsympathischen, minderwertigen. Wenigstens kann man an ich-

nen wachsen, an ihnen lernen; man gewinnt an Erfahrung, an Weite des Lebens, man wird gewandter. Der Reibungswiderstand im Stofflichen bedeutet Steigerung der Energien. Aller Fortschritt würde zum Stillstand kommen, es würde sich keine Fähigkeit entwickeln, wenn die Reibung nicht wäre. Das gilt auch im geistigen Leben. Kinder, die reibungslos erzogen wurden, gelten als lebensunfähig; sie sitzen wie auf einer glatten Eisfläche und können nicht vorankommen. Die Reibung ist sehr wichtig, wir benützen sie nur zu wenig. Das Wort der alten Griechen, dass der Krieg der Vater aller Dinge ist, hat, richtig verstanden, eine Berechtigung.

Endlich sollen wir den Dingen helfen, weil sie zu Gott wollen. Es gibt kein Geschöpf, das allein zu Gott kommt. Jedes Geschöpf bringt eine große Schar anderer Geschöpfe mit sich. Es gibt keinen Menschen, der für sich allein auskommt. Ohne die Hilfe anderer Menschen wären wir wie kleine wilde Tiere, der Verstand in uns würde sich nicht entwickeln. Und wie wir selbst nicht ohne andere auskommen, so kommen die anderen nicht ohne uns aus. Wir sind alle aufeinander angewiesen. Darum ist es ebenso ein Gebot der Klugheit wie der Liebe, dass man anderen hilft. Der Mensch, der sich absondern wollte, würde nicht vorankommen, würde zugrunde gehen, wäre schon verloren. Hier sehen wir das Prinzip des Apostolates schon in der Natur vorgebildet. In bin für die anderen da. Ich bin dafür da, anderen zu dienen. Das ist mein Beruf. Dadurch erfülle ich den Auftrag, den Gott mir als Knecht oder Magd gegeben hat. Ich kann Gott nicht unmittelbar dienen, sondern nur in den Geschöpfen. Ihnen muss ich helfen, ihnen das Dasein erleichtern, ihnen das Leben aufhellen. Sie muss ich befreien, aufwärts führen, ihnen ein Licht schenken. Je mehr ich das tue, desto vollkommener ist die Erfüllung meines eigenen Lebensberufes und Lebenszweckes. Es ist eine verkehrte Ansicht zu meinen, die Welt Dinge hielten uns von der wichtigsten Beschäftigung ab. Gerade die wichtigste Beschäftigung sind die Welt Dinge, die Menschen, die uns brauchen, denen wir etwas zu sagen und zu geben haben. Durch sie erfüllen wir den Auftrag Gottes. So ist es wirklich wahr, dass der Mitmensch der Weg zu Gott ist und dass niemand zu Gott kommt, außer er ist durch den Menschen hindurchgegangen. So wahr, dass auch im Christentum der Weg zu Gott durch einen Menschen führt: den Gottmenschen. Durch ihn gehen wir zu Gott. So können wir zu jedem Menschen sagen, der uns begegnet: Siehe, das ist dein Mensch, dein Weg zu Gott. Gerade die Menschen, die am meisten von uns fordern, die am meisten von uns empfangen können, sind für uns die besten Wege zu Gott.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus und wir (1)

Mein Meister

23.10.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jesus ist der ewig Lebendige, der immerfort nahe ist allem, was wirklich ist. Was Jesus uns sein kann, lässt sich in das Wort fassen, mit dem ihn Jüngerinnen und Jünger angesprochen haben. Maria Magdalena sagte: Mein Meister. Der Apostel Thomas sprach: Mein Herr und mein Gott. Darin ist alles enthalten. Er wurde unser Meister, der Mensch unserer Gemeinschaft. Und er ist unser Gott, der sichtbar gewordene Gott, der uns in Person erschienene Gott. Wir wollen heute und am kommenden Sonntag überlegen, was es bedeutet, wenn ein Mensch zu Jesus sagt: Mein Meister oder Mein Herr und mein Gott.

„Mein Meister“ ist das Wort der Gemeinschaft. Wir gehören zusammen, du und ich. Gemeinschaft ist das Prinzip des Lebens. Ohne Gemeinschaft erstarrt, verwelkt alles. Gemeinschaft schaffen und erhalten ist eine schwere Aufgabe, ist auch ein großes Problem. Denn Ich-Du-Verhältnisse von wirklichem Wert unter Menschen gibt es wohl nicht viele. Gemeinschaften von mehr als zwei Personen unter bloßen Menschen und allein von Menschenkraft gestützt sind wohl sehr selten. Auch die Gemeinschaften von zwei Menschen sind selten, wenig tragfähig, großen Gefahren ausgesetzt. Man kommt in Gefahr, sich zu verlieren, missbraucht, ausgebeutet, enttäuscht, betrogen zu werden. Und man bringt den anderen in die gleiche Gefahr, ihn zu verlieren, zu erniedrigen, zu enttäuschen. Alle solche Gemeinschaften auch zwischen zwei Menschen sind schließlich in Gefahr, eines Tages aufzuhören, mit einer Katastrophe zu enden, in Hass und Ferne umzuschlagen oder in Fremdheit und Gleichgültigkeit zu versanden. Es ist der Lauf der Dinge, dass Menschen, die einander nahekomen, in verhältnismäßig kurzer Zeit in innerer Fremdheit auseinandergehen, in Gleichgültigkeit und innerer Müdigkeit. Doch wir brauchen Gemeinschaft, auch menschliche Gemeinschaft. Wir brauchen einen Menschen oder viele Menschen, dem oder denen wir vertrauen können, mit dem oder denen eine Verbundenheit besteht, wo keine Fremdheit, keine Angst am Platze ist. Eine solche Gemeinschaft gibt es. Es ist die Gemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern. Die Gemeinschaft, die mit dem Wort „mein Meister“ bezeichnet ist, umfasst viele Seelen, und doch ist jede Seele in dieser Gemeinschaft geborgen, als wäre sie allein da. Das Meister-Jünger-Verhältnis ist ein gegenseitiges Verhältnis des Schenkens und des Empfangens.

Was strömt von Jesus über auf alle, die zu ihm sagen: mein Meister? Er ist ihr Meister, ihr Lehrer, Heiland und Erlöser. Er hat die Aufgabe, sich ihrer anzunehmen, sie zu Gott zu führen, zu seinem Vater, heraus aus der Enge des Irrtums, aus dem Dunkel des Nichtwissens und Zweifelns, aus dem Kerker ihrer Leidenschaft und Sünde, ins Freie, Weite, Lichte, Ewige, zu Gott. Das ist sein Beruf, seine Lebensaufgabe. Der Hunger und Durst seines Bewusstseins, das Glühen seines Herzens ist darauf gerichtet, den Willen Gottes an uns zu erfüllen. Es gibt keinen fleißigeren Arbeiter, keinen sorgsameren Hirten als ihn. Es gibt keinen Augenblick des Lebens, in dem wir uns selbst überlassen wären. Es gibt keine Verlassenheit. Kein Mensch kann sagen: „Es nimmt sich niemand meiner an,

niemand sorgt für mich.“ Es gibt ein Herz, das sich unser annimmt, das schafft, sorgt, liebt, dessen Beruf, Pflicht, Liebe es ist, uns zu dienen. Er dient uns in uneigennütziger Weise, mit größtem Opfersinn und Opfermut, kein Opfer war ihm zu groß. Undank und Anfeindung waren nicht imstande, seinem Eifer im Dienst der Menschen Eintrag zu tun. Je näher die letzte Stunde kommt, desto sehnlicher drängt es ihn, den Menschen zu dienen. „Ich muss wirken die Werke dessen, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann“ (Joh 9,4). Das ist das erste: unser Heiland und Erlöser will er sein.

Dann auch unser Freund und Vertrauter. Sein Dienst erwächst nicht nur aus Pflicht, aus Mitleid. Es ist eine persönliche Neigung, die er zu allen trägt. Er liebt sie alle. Er ist ein vollkommener Mensch. Es ist bei ihm keine Kluft zwischen Wille und Gefühl. So ist seine Liebe eine Herzensliebe, eine warme Liebe. Er kann so viele Menschen umfassen, als ob er jeden einzelnen allein liebt, weil er so groß ist, so unendlich stark und weit. Unser Herz ist stets in der Gefahr, sich zu beschränken in seiner Zuneigung. Wir unterscheiden zwischen Freunden und Feinden, zwischen Nahen und Fernen, zwischen Gefährten und Gleichgültigen. Das Herz Jesu ist ein von Gott in Besitz genommenes Herz und darum von einer Fassungskraft, die unbegrenzt ist. Es kann alle Kreaturen, alle Menschen aufnehmen. Jesus kann uns wirklich lieben, wie ein Mensch uns liebt, aber mit einer umfassenden, endlosen, unerschöpflichen Kraft der Liebe.

Ferner gehört zu einer Gemeinschaft und zum persönlichen Vertrautsein das Verstehen. Das ist das dritte, was Jesus uns schenkt: das Verstehen, das Verstehen unseres Wesens, unseres Lebens, unserer Wege, unserer Irrungen, unserer Schuld, unseres Leides. Unter Menschen hat das Verstehen immer eine Grenze, so dass einer dem anderen sagt: Ich kann nicht begreifen, warum du so bist. Ich habe es nicht erwartet. Ich bin enttäuscht, dass du das nicht fertig bringst. Irgendeine Enttäuschung kommt, und das ist die Grenze des Verstehens. Eine solche Verwunderung ist bei Jesus nicht möglich. Er kennt uns, besser, als wir selbst uns kennen. Er kennt die innersten Motive und die Vorgeschichte unserer Taten. Er versteht den Matthäus, der das schmutzige Geschäft des Zöllners betreibt; er versteht die Frau, die beim Ehebruch ertappt wird.

So kann er uns auch erwählen. Er kann sagen: Folge mir nach. Dann verlässt der Berufene Vater und Mutter, seinen Beruf und sein Haus. Er kann unser Leben teilnehmen lassen an seinem eigenen Fruchttrogen. Das ist der bedeutendste Inhalt, den ein Menschenleben haben kann. Der Weg ist dem seinen sehr ähnlich. Der Weg zur Erlösung der Welt geht immer über Kalvaria, über ein Kreuz, ein Grab. Immer muss einer verzichten, damit ein anderer gewinne. Dieses Gesetz, das in Jesus gewirkt hat, muss auch in unserem Leben wirken. Es kann sein, dass er einen Menschen, der viel für sein Werk beitragen muss, ans Kreuz heften lässt.

Er kann uns auch erfreuen, beglücken. Eine Gemeinschaft muss auch eine Freudenquelle, eine Tröstung sein. Menschen sind dazu bestimmt, einander aufzurichten und zu ermutigen, zu beruhigen und zu trösten. Kameraden, Freunde, Eheleute müssen einander aufmuntern, aufhellen, aufheitern. Erst recht vermag und will dies unser Meister. Jesus gibt wahrlich Freuden, vielleicht die einzigen, die in dieser Welt möglich sind, weil er auch die Vorbedingungen erfüllt hat. Es ist ein Gesetz, das man in der ganzen Breite des Menschenlebens verfolgen kann: Ein Mensch kann nur so viel an Freude schenken, als er selbst an Leid getrunken hat. Er kann nur den Kelch reichen, der ihm selbst ein Kelch der Bitterkeit gewesen ist und den er durch sein Trinken in Süßigkeit verwandelt hat. Jesus hat wahrhaftig den Kelch der Bitterkeit für uns alle geleert, so dass nur der Kelch der Süßigkeit übrig geblieben ist. Darum sind in unserem Leben die Stunden, die wir mit Gott waren, wohl die glücklichsten gewesen, die größten, die besten, da wir Jesus sagten: „Bleibe bei uns!“

Was können wir ihm schenken? Das ist unbedingt notwendig. Es ist die letzte Sehnsucht des Menschen, einem anderen etwas zu sein. Es ist der stärkste Wille in einem guten Menschen, jemand lieben, tragen, betreuen zu dürfen. Darum müssen wir Jesus etwas bieten. Zunächst uns selbst. Das ist das Wesentliche aller Gemeinschaft, dass man sich selbst schenkt, sein Vertrauen, sein eigenes Herz. Man muss sich selbst in die Gemeinschaft einbringen, ihr mit Herz und Verstand anhängen. Das Beste, was ein Mensch für einen anderen tun kann, ist immer das, was er für ihn ist. Das eigene Selbst zu schenken ist etwas Großes und Heiliges. Jesus kennt das Menschenherz; er würdigt es, wenn wir

sagen: „Ich weihe mich dir, nimm mich hin; ich vertraue dir, wohin immer du gehst.“ Diese unbedingte Nachfolge ist etwas Ergreifendes, etwas Entzückendes in den Augen Gottes.

Wir können sodann dem Herrn unsere Arbeit weihen, unser Wirken. Wir können ihm bei seinem Werk der Erlösung helfen. Er ist auf Menschen angewiesen. Seine Lehre kann nur durch Menschenmund verkündigt werden, seine Sakramente können nur durch Menschenhand gespendet werden, seine Kirche kann nur durch Menschen geführt werden, seine Herrlichkeit kann nur durch Menschen geoffenbart werden. Man kann in einem richtigen Sinne sagen: Gott kommt in dieser Welt nur so weit, wie Menschen ihn tragen. Darum ist es etwas erschreckend Großes, dass das Höchste in schwache Menschenhände gelegt wird, und das Ärgernis ist unabsehbar, wenn die Menschen versagen und das Heiligtum schänden. Der hl. Paulus hat selbst die Sklaven in Korinth beschworen, sie möchten dem Evangelium Jesu Christi Ehre machen.

Wir können den Herrn schließlich auch beglücken. Im normalen Leben sollte der Mensch seine innigste Freude empfangen von den nächsten Angehörigen, mit denen er zusammenlebt. Jesus bezeichnet als seine nächsten Angehörigen alle, die den Willen seines himmlischen Vaters tun. Er wollte damit sagen: Sie sind mir nicht bloß so lieb wie nächste Angehörige, sie sind mir auch eine Quelle der Freude. Sie schaffen mir eine Heimat, in der ich geborgen bin, in der ich meine Stätte, meine Ruhe habe.

Das Meister-Jünger-Verhältnis ist getragen von Verehrung und Ehrfurcht auf der einen Seite und von Verantwortung auf der anderen Seite. Das gehört zu jeder wirklichen und dauerhaften Gemeinschaft. Freundschaften die das nicht haben, weil es entweder auf der einen Seite an Ehrfurcht fehlt oder auf der anderen Seite an Verantwortung, gehen auseinander. Darum ist Gemeinschaftsbildung mit Christus allein in vollkommenem Maße möglich: auf der einen Seite ein Aufblicken ohne Enttäuschung, ein Aufschauen seliger Bewunderung zu einem vollkommenen Menschen, auf der anderen Seite eine ewige, unendliche, göttliche Verantwortung. Jesus, mein Meister!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus und wir (2)

Mein Herr und Gott

30.10.2022 (Christ-König)

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Christus ist unser Herr und Gott, ein Ich, das göttlich ist, Gottes Sohn persönlich. Im Evangelium haben wir zwei parallele Aussagen Christi. Sie gehen nebeneinander her und sind miteinander verflochten. In der einen Reihe sagt er: Ich bin ein Mensch, habe einen Leib, eine Seele, empfinde, denke, will und rede wie ein Mensch; ich hungere, leide, traure, blute und sterbe als Mensch. Das sind die menschlichen Aussagen; sie gelten von einem Menschen. Die andere Reihe der Aussagen ist abweichender Art. Ich und der Vater sind eins – ich bin beim Vater seit Anbeginn der Welt – bevor die Welt gegründet war, bin ich in seiner Herrlichkeit – ehe die Welt ward, bin ich – ich bin das Licht der Welt – ich bin Weg, Wahrheit, Leben – der Vater hat mir alle Gewalt gegeben. Sein Verhältnis zum himmlischen Vater ist ein anderes als das Verhältnis, das wir haben: Ich gehe zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott. Wenn er uns beten lehrt, sagt er: So sollt ihr beten. Er selbst spricht ein anderes Vaterwort. Wir haben eine Reihe von Aussagen, die eine Einheit mit dem Vater bedeuten: Ich bin, ich lebe von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich besitze alles Gericht der Welt. Wer andere Geschöpfe mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert. Er will absolute Liebe. Er lässt Sünden nach. Es gibt also eine Reihe von Aussagen, die auf ein göttliches Ich hindeuten. Es ist ein Ich, das zwei verschiedene Wesensaussagen machen kann. Ein Wesen, das göttlicher Natur und menschlicher Natur ist. Es ist beides in ihm erfüllt: „Ich und der Vater sind eins“ und „Ich bin euer Bruder“. Das hat die Theologie formuliert in der Lehre: zwei Naturen und eine Hypostase. Dass diese Aussage wahr sein muss, ist selbstverständlich, wenn wir die Persönlichkeit Jesus betrachten: diese ganz lautere, wahre, gesunde Persönlichkeit, in der nichts von Wahn, Überschätzung oder Krankheit zu finden ist. Seine Selbstaussagen hat er bestätigt durch seine göttliche Wunderkraft. So können wir nicht zweifeln, dass in Christus ein doppelter Seinsbestand ist.

Was bedeutet das? Das bedeutet, dass Gott uns nahe gekommen ist, der unsichtbare Gott, in sichtbarer Weise. Es gibt eine Weise, die Gott sichtbar in der Welt der Erscheinungen zeigt, nicht seine Gottheit selbst, die unsichtbar ist und bleibt, aber sein Ich ist da. Wenn ich diesen Leib sehe, kann ich sagen: Das ist ein Leib, der einem göttlichen Ich gehört. Wenn ich diese Seele spüre, kann ich sagen: Das gehört einem göttlichen Ich. Wenn diese Augen mich ansehen, ist es das Auge Gottes; wenn diese Hände mich anrühren, sind es die Hände Gottes. So nahe ist uns Gott gekommen, persönlich nahe in einer sichtbaren Erscheinung. Daraus folgt für unser religiöses Leben: Es ist auf den Gottmenschen Jesus Christus gegründet. Dieser Anschluss an Christus ist nicht bloß ein äußerlicher, er muss ein innerlicher, persönlicher sein, eine Hingegenheit an ihn; er muss Glaube und Liebe sein. Wir können an Jesus glauben und ihn lieben, wie man an einen Menschen glaubt und ihn liebt, und dieser Glaube und diese Liebe zu Christus ist der Glaube und die Liebe an und zu Gott.

An Jesus Christus glauben. Es ist nur möglich, an einen Menschen zu glauben, wenn in ihm die Qualität eines vollkommenen Menschen ist, zu dem wir aufschauen. Einem solchen unterwerfen wir

uns im Geiste. Das ist Glaube. Wo in der Welt ein Glaube lebt, ist es die Unterwerfung in Ehrfurcht und Liebe. Indem wir an diesen guten, liebenswürdigen Menschen Jesus glauben, glauben wir an Gott. Da ist es eine absolute Unmöglichkeit, anzustoßen, erdrückt zu werden, getäuscht zu werden. Wenn er sagt: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib“, so ist es leicht, ihm das zu glauben, weil er es sagt. Man kann da nicht in Konflikt mit der Wirklichkeit kommen. Das kann so unbegreiflich sein, wie es will, darauf kommt es beim Glauben an Christus nicht an. Wir können an ihn glauben, an seine Erscheinung, an das schwache Kind in der Krippe, an seine kreuztragende Gestalt, an seine Kirche, an seine Schwächen, seine Rückschläge, an seinen Sieg, an seinen Triumph, auch wenn wir nichts davon sehen. Wir können ihm sagen: Ich glaube an dich, auch in der Gestalt eines Verachteten, eines Gekreuzigten; ich glaube, auch wenn du mir in tiefer Schmach, mit durchbohrtem Herzen begegnest. Ich glaube an dich, weil du es bist – es ist der Glaube an Gott selbst. In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit wesenhaft (Kol 2,8). Dass Jesus, der Zimmermann von Nazareth, sich Gott gleichstelle, warfen ihm seine Feinde vor. Er ließ diesen Vorwurf auf sich beruhen; es war der gerechteste, der ihm je gemacht wurde. Wer fortan von Christus redet, ohne seine Gottheit und Wesenheit mit dem Vater zu bekennen, hat um Christus herumgeredet. Entweder keinen Christus oder den apostolischen! Und der apostolische Christus ist der Übermann der Sünde, des Todes und der Hölle.

Wir können ihn auch lieben, lieben, wie man einen Menschen liebt, und diese Liebe ist Liebe zu Gott. Da ist der große Dualismus gelöst, den wir immer empfinden. Wir möchten Gott lieben, aber der Mensch macht mehr Eindruck; wir lieben den Menschen und fürchten, dabei Gott zu verlieren. Diesen Menschen können wir lieben. Wir müssen seine Liebenswürdigkeit erfassen; müssen erkennen, was an diesem Mann so groß, so herrlich, so packend ist. Sein Reden: dieses überlegene, freie, beseelte, entschiedene, führende, gütige Reden: „So hat noch nie ein Mensch geredet.“ Und sein Schweigen ist vielleicht noch ergreifender: dieses Schweigen vor Kaiphas, Herodes und Pilatus; dieses Schweigen, das durch kein kleinliches Reden, keine unwürdige Klage, kein Abwälzenwollen auf andere unterbrochen wurde. Und sein Lehren, der Inhalt seiner Worte: diese weittragende Kraft und doch diese Einfachheit, diese Tiefe und doch Verständlichkeit. Wenn wir an seine Bergpredigt denken, an ein einziges Wort: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun“: Da liegt eigentlich die Versöhnung aller pädagogischen, aller sozialen und aller seelsorglichen Konflikte. Wenn es so unheilbar geworden ist in unserer Welt, so liegt es daran, dass wir von den Menschen etwas verlangen, was wir ihnen selbst nicht geben.

Schauen wir auf den Charakter Jesu! Diese Weite und Größe. Es sind in seiner Seele Spannungen, die jeden anderen Menschen zerreißen würden. In ihm ist das Willensmäßige verbunden mit der Zartheit des Empfindens, der Sanftheit des Herzens, des Taktes. Wenn sonst ein Mensch sehr energisch und willensstark ist, kann er nicht so zartfühlend sein; er kann nicht alles empfinden, sonst würde seine Energie gelähmt. Jesus kann alles nachempfinden, jeden Schlag unseres Herzens, ohne dass sein Wille Schaden leidet. In Jesus ist eine vollkommene Sicherheit, Geradlinigkeit, Bestimmtheit, keine Unentschiedenheit, kein Schwanken; und dennoch auch nichts Einseitiges; ein umfassendes Wissen, ein Blick in die Welt in ihrer ganzen Breite. Er konnte sich geben, wie er war; er brauchte sich nirgends umzubiegen. Er vermochte die Schroffheit mit der Milde zu verbinden. In ihm ist nichts Sentimentales, Weichliches; alles ist ernst, männlich, wenn nötig schroff, aber trotzdem macht es nicht den Eindruck des Wehtuenden. Man nimmt die schroffe Rede an und fühlt ein liebendes Herz dahinter. Dass er ein fühlendes Herz hatte, sieht man deutlich an dem Vertrauen der Kinder, die zu ihm kommen wollten und sich bei ihm wohl fühlten. Ein Mensch, den die Kinder nicht lieben, kann kein guter Mensch sein. Umgekehrt: Wenn die Kinder Vertrauen haben, kann er kein böser, kein steinerner Mensch sein. Er besaß ein unermessliches Selbstbewusstsein, aber es ist mit der größten Schlichtheit verbunden. Er kann sich geben wie ein Bruder unter Brüdern, und doch fühlt man seine geheimnisvolle Größe und Überlegenheit. Er war den Menschen hingegeben und gehörte ihnen, und dennoch bestand eine Distanz. Als Jesus den Seesturm und das Seebeben gebändigt hatte, sprachen die Jünger zueinander: Was ist denn das für einer, dass ihm Wind und See gehorchen? Eine Herrschernatur, eine Königsgestalt ist Jesus, und doch wäscht er den Seinen die Füße. Stürmisch drängend ist sein Wille, herb bis zur Schroffheit, und doch kann er lieben, so zart und weich, wie nur eine Mutter es kann. Ganz Gott ist er, durchweicht vom Gebet langer Nächte, und doch verweilt er so

gern bei Zöllnern und Sündern. Ein Feuerbrand ist er, aufkochend in prophetischem Zorn, und doch trägt er schweigend den größten Schimpf. Ein Einziger und Einsamer ist er, und doch liebt er die Menschen, wie sie noch keiner geliebt hat, und stirbt für sie. Er war Gott und Mensch zugleich, er war frei und hingegeben zugleich; ein Du, das in unendliche Höhen reicht und dennoch auf unserer Erde steht. So erklärt sich die Christusliebe der Heiligen. Seitdem Paulus das Lied der Christusliebe gesungen hat, ist es nicht mehr verstummt: „Er hat mich geliebt und sich für mich hingegeben“ (Gal 2,20). Jesus ist gehasst worden wie kein Mensch. Aber die ihn hassen, das sind die Henker der Menschheit: die Pharisäer, die Unwahrhaftigen; Herodes, der Lüstling; Pilatus, der Feigling – das sind die, die ihn hassen. Aber die ihn lieben, das sind die Heiligen, die Martyrer, die Jungfrauen, die Bekenner, die Helden der Liebe. Sie lieben ihn über alles mit einer Menschenliebe, und es ist doch eine Liebe zu Gott. Man kann ihn rückhaltlos lieben, ohne Gefahr zu laufen, etwas zu verlieren. Kein Missbrauch, keine Täuschung ist zu befürchten; denn in ihm lieben wir Gott. Christus ist König, weil der himmlische Vater ihm an Gewalt, Macht und Würde verlieh, was nur immer eine Menschennatur zu fassen vermag. Er übergab ihm die Herrschaft über die ganze Welt. Nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz macht sich Christus den Erdkreis untertan. Alle Könige verlieren bei ihrem Tode mit dem Leben zugleich auch ihre Macht. Einzig Christus wird seit seinem Tode am Kreuze von aller Welt angebetet. Vom Widerschein des Blutes Christi, das am Kreuze für uns alle vergossen ward, ist noch die ganze Welt gerötet. Sein Blut hat der eingeborene Sohn Gottes für uns vergossen. Seele, richte dich auf! So viel bist du wert (Aug.).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Eine große Schar, die niemand zählen kann

01.11.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Jeden Tag lesen wir im Kalender den Namen eines Heiligen. Gibt es nur 365 Heilige? Wie töricht, so etwas zu meinen! Am Fest Allerheiligen gehen unsere Gedanken hinauf zu der „großen Schar, die niemand zählen kann“. Tag für Tag feiert die Kirche den Gedenktag eines oder mehrerer Heiligen. Sie treten in der Messe ihres Festtages vor uns, sie sprechen zu uns, sie mahnen uns, sie rufen uns. Von nicht wenigen Heiligen haben wir Bilder in unseren Kirchen und Kapellen, ein Gemälde, ein Glasfenster, eine Figur aus Holz oder Stein. Seit dem Tage unserer heiligen Taufe tragen wir den Namen eines Heiligen. Ihnen sollen wir nachstreben, und sie sollen uns schützen. Sie sind unsere Vorbilder und Fürsprecher. Von manchen kennen wir Züge aus ihrem Leben, wissen Worte, die sie gesprochen, haben die Stätten besucht, wo sie gelebt und gewirkt haben. Wir haben schon am Grab dieses oder jenes Heiligen gekniet und gebetet. Wie viele Heilige sind jedoch vergessen! Sind in der großen Schar, die niemand zählen kann, nicht auch unsere lieben Angehörigen, unsere Wohltäter, unsere Priester und Lehrer, die uns mit dem Zeichen des Glaubens vorangegangen sind? Denken wir nicht zu wenig an diese Heiligen? Wie nahe standen sie uns auf Erden! Sollten sie uns jetzt fern sein? Das Fest Allerheiligen erinnert uns an die „Gemeinschaft der Heiligen“, die wir im Glaubensbekenntnis so oft bekennen. Die Angehörigen der triumphierenden Kirche im Himmel treten für uns, die Glieder der kämpfenden Kirche, ein.

In unmittelbarer Nähe zu dem Fest Allerheiligen steht das Fest des heiligen Carl Borromäus, am 4. November. Welche Bewandnis hat es mit ihm? Er lebte von 1538 bis 1584. Sein Onkel Gian Angelo Medici war Papst Pius IV. Er zog seinen Neffen nach Rom. Dort wurde er der Leiter der politischen Angelegenheiten der Römischen Kurie. Er betrieb nachdrücklich die Wiedereröffnung und den Abschluss des Konzils von Trient, die Durchführung seiner Beschlüsse an der Römischen Kurie und die Abfassung des Römischen Katechismus. Mit 22 Jahren war Carl Borromäus Kardinal der römischen Kirche. Der Papst übertrug ihm außerdem zunächst die Verwaltung und später den vollen Besitz des Erzbistums Mailand. Die große Mailänder Diözese, die ihm übertragen wurde, zählte 2200 Kirchen, darunter 800 Pfarreien, etwa 600 000 Seelen. Der Bezirk des Metropoliten umfasste 15 oberitalienische Bistümer, einen Teil der Schweiz und der Republik Venedig. Das religiöse Leben im Volk war erschlaft, der Sakramentenempfang selten, der religiöse Unterricht mangelhaft. Der Weltgeist hatte sich in den Klöstern breitgemacht. Der Klerus hatte nur dürftige theologische Kenntnisse.

Carl Borromäus ging ans Werk. Zweimal im Jahr durchzog er den ihm anvertrauten Sprengel. Kein noch so kleiner Ort, keine Kirche, keine Kapelle, keine Schule und kein Kloster wurde übergangen. Bei guten Wegen machte er die Reise zu Pferd, bei schlechten zu Fuß, und immer mit so geringem Gepäck, dass er selbst alles im Mantelsack mitführen konnte. In den Schweizer Bergen wurden Steigeisen an den Schuhen befestigt. An manchen Stellen musste er sich mit Händen und Füßen weiterarbeiten, nicht selten kam er mit Hautabschürfungen am Bestimmungsorte an. Das gläubige Volk lohnte diese opferfrohe Hingabe mit kindlicher Anhänglichkeit. Das Trienter Konzil hatte die ganze Erneuerung der Kirche auf dem Bischof aufgebaut und in die Hand des Bischofs gelegt. Der

Erzbischof von Mailand zeigte durch sein Beispiel, wie die Dekrete im Einzelnen auszuführen sind und was sich durch ihre verständnisvolle Ausführung erreichen lässt. Er wusste, wie viel in der Kirche von den Geistlichen abhängt. Daher errichtete er Knabenseminare und Priesterseminare für die Heranbildung eines tüchtigen Klerus. Der Bischof zeigte, was Visitation sein muss. Er besichtigte persönlich alle kirchlichen Einrichtungen, vom Tabernakel bis zu den Ölen, von der Kasse bis zum Pfarrhaus. Er stellte Mängel und Nachlässigkeit fest und drang auf ihre Beseitigung, notfalls durch Strafen. An Widerstand fehlte es ihm nicht. Einem Mordanschlag entging er wie durch ein Wunder.

Carl Borromäus war kein rhetorisches Genie, wie ein anderer Bischof von Mailand, der hl. Ambrosius. Er hatte nicht einmal einen angeborenen Sprachfehler völlig überwunden. Und doch strömten ihm die Gläubigen in Scharen zu. Das Volk spürte: Er spricht mit der bezwingenden Glut des Herzens. Ein Freund forderte ihn auf, sich manchmal zur Erholung in seine Gärten zu begeben. Er antwortete: „Der Garten eines Bischofs und eines Geistlichen ist die Heilige Schrift.“ 20 Stunden täglicher Arbeit, nur eine Mahlzeit am Tage, dazu die Strapazen endloser Fußmärsche. In 19 Jahren 17 Synoden, ungezählte Predigten und Briefe (die von ihm enthaltenen Briefe füllen hundert Bände in der Ambrosianischen Bibliothek), die persönliche Leitung des Klerus. Wen wundert es da, dass seine physischen Kräfte abnahmen? Wenn man ihn zum Ausruhen ermahnte, erwiderte er: „Ausruhen kann ich noch lange.“ Im Mailänder Pestjahr stieg die Not ins Ungeheure. Als die Krankheit sich ausbreitete, floh jeder, der konnte, aus Mailand. Sogar Regierungsmitglieder entfernten sich, ausgerechnet als die Probleme der Unterstützung und Versorgung sehr dringend wurden. Carl Borromäus harrte aus bei seiner Herde. Zahllose Kranke blieben sich selbst überlassen, schleppten sich auf die Straßen und Plätze und starben haufenweise dahin. Der Kardinal durchwanderte die Straßen, um die Verlassenen aufzusuchen und ihnen beizustehen. Er gab sein Bett und sein Tafelsilber her, ließ Lebensmittel für die Hungernden herbeischaffen und half, wo er konnte. In der Zeit größter Not zeigte er sich als wahrer guter Hirt, als Muster eines Bischofs und Seelsorgers. Bei einem Konzil kommt alles darauf an, dass seine Beschlüsse in die Praxis umgesetzt werden. Das beste Beispiel dafür in der Kirchengeschichte ist der jugendliche Kardinal Carl Borromäus. Mailand war das erste Bistum, das die Vorschriften des Trienter Konzils in vollem Umfang durchführte und der Welt ein Beispiel gab, wie blühendes katholisches Leben in Dorf und Stadt aussieht.

Carl Borromäus gab sich aus und verbrauchte sich vor der Zeit. Darüber hinaus zwang er seinen Körper schonungslos zu Fasten und Bußübungen. Er starb, erst 46 Jahre alt, mit den Worten auf den Lippen: „Sieh, o Herr, ich komme bald.“

Am 4. November 1610 hielt der Theatiner P. Paul Arese im Dom zu Mailand die Lobrede auf den zum Heiligen erhobenen Carl Borromäus. Er schloss mit der Mahnung: „Das aber, worauf es jetzt am meisten ankommt, ist, dass sein Bild sich in aller Herzen einprägt.“ Der Bischof Ferdinand Piontek von Breslau/Görlitz starb am 2. November 1963. Auf seinem Schreibtisch fand man das Manuskript einer Predigt zum Fest des hl. Carl Borromäus. Er hatte sie vorbereitet, konnte sie jedoch nicht mehr halten. Im letzten Absatz heißt es: „Gott geht mit den Heiligen seine eigenen Wege. Er schenkt sie in einem Zeitpunkt, der gar nicht danach aussieht, und er nimmt sie in einem Zeitpunkt, wo es die Menschen nicht erwarten. Er ist der Herr!“ Was hätte Carl Borromäus noch wirken können, wenn er wie sein Onkel Pius IV. 66 Jahre erreicht hätte! Es sollte nicht sein. Gott wusste es besser. In der Festmesse vom 4. November lässt uns die Kirche beten: „Wache, o Herr, über deine Kirche, durch den fortwährenden Schutz deines heiligen Bekenners und Bischofs Carl; dann wird seine Fürsprache uns allezeit in Liebe zu dir erglühen lassen, gleichwie ihn selber sein Hirteneifer zum Ruhme führte.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Apostolat (1)

Apostolische Feinfühligkeit

06.11.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir können dem Heiland in seiner Welterlösung helfen. Er braucht menschliche Hilfe und ist darauf angewiesen. Wie sieht es um diese Hilfe aus? Wie können wir dazu beitragen, die Absichten Jesu Christi in der Welt zu erfüllen? Indem wir apostolisch tätig werden. Apostolisch tätig werden heißt, wie die Apostel des Herrn den Glauben weitergetragen und die Kirche ausgebreitet haben, im Dienst des Herrn arbeiten und wirken. Welches sind die letzten Gründe, die Quellen und die Kräfte des apostolischen Wirkens? Was war eigentlich das Wirksame an der Erlösungstat Christi? Er hat die Welt durch sein Lehren, sein Heilen, vor allem aber durch sein Kreuz erlöst. Das ist schon eine Art merkwürdigen Paradoxes, dass jemand durch das Kreuz, das Leiden, das Sterben die Welt erlöst. Man könnte meinen, das würde das Dunkel und das Weltleid noch vermehren. Aber eben das ist das Christentum; eben das: es ist die Religion des Kreuzes. Das ist das Christentum nicht, dass ein reicher Mann die Armen reich macht, sondern dass der Ärmste von allem alle reich macht, die Armen wie die Reichen. Das ist das Christentum nicht, dass der Frohe die Betrübten tröstet, sondern dass der Allerbetrübtteste alle tröstet. Dieses Paradox geht durch sein ganzes Erlösungswerk und ist tief begründet. Christus ist imstande, das Kreuz der Erde zu tragen, weil er sein eigenes trägt. Er kann anderen nützen, weil er ohne sie fertig werden kann. Er ist ethisch wirksam, weil er geistig frei ist. Er vermag zu retten, weil er Kraft genug hat, zu leiden. Und das gilt für alle apostolisch gesinnten und apostolisch tätigen Menschen: Sie müssen gewillt und fähig sein, ihr eigenes Leid zu tragen, wenn sie das Leid anderer mittragen wollen.

Und was ist die Kraft, die alle gewöhnlichen Verhältnisse umgekehrt hat? Es ist das Zwiegespräch mit seinem Vater, das er vom ersten Augenblick an in der Tat und im Leben führte. „Siehe, Vater, den Leib, den du mir bereitet hast, den ich dir als Opfer bringen soll, siehe, ich komme!“ In der konsequenten Durchführung dieses Kommens hat er gelebt, gelitten, ist er gestorben, ist er seinem Bereitsein buchstäblich zum Opfer gefallen; gerade dadurch hat er sein Erlösungswerk vollbracht. Also in seinem Verhältnis zum Vater liegt die erlösende Kraft. Bevor er eine Lehre aussprach oder ein Wunder wirkte, war die Erlösungskraft bereits vorhanden und die Erlösertat schon geschehen. So bleibt es auch für alle seine Helfer. Es gibt keine Erlösungskraft außer in dem Zwiegespräch mit dem Vater, in dem Erfülltsein von Gott, in dem Opferwillen, in dem man sich ganz gibt. Nun muss sich das Verhältnis zum Vater, das in unserem Leben bestimmend sein soll, auch auswirken. Aus der Beziehung zum Vater heraus muss man auf die Menschen zu wirken versuchen. Wie macht man das? Wie kann man Menschen günstig und wirksam beeinflussen?

Der gute Wille, das Wohlwollen gegen die Menschen, die Nächstenliebe in ihrer elementarsten Gestalt ist eine unbedingte Vorbedingung, ohne die jedes Wirken umsonst ist. Wem nichts an den Menschen liegt, wem sie nicht achtbar und wertvoll sind, der soll es nur gleich bleiben lassen. Etwas am Menschen muss uns ansprechen, muss unser Wohlwollen, unsere Hilfsbereitschaft erwecken. Dass das Göttliche in ihnen liegt, dass Gott sie liebt, dass Gott sie beruft, das muss uns günstig für die

Menschen stimmen. Und noch mehr! Um die Seelen für Gott zu gewinnen, muss man ihnen beweisen, dass Gott sie liebt. Um ihnen zu beweisen, dass Gott sie liebt, muss man selbst sie lieben.

Aber das ist nicht genug. Es bedarf auch einer natürlichen Begabung, und sie kann durch Studium, durch Erfahrung, durch Beobachtung gesteigert werden. Es ist unbedingt nötig, dass wir lernen, und zwar aus dem Leben, aus den täglichen Erfahrungen. Der Umgang mit den Menschen selbst ist das beste Mittel, mit ihnen umgehen zu lernen. Die Erfahrungen, die wir mit den Menschen machen, bilden allmählich die Fähigkeit heraus, auf sie zu wirken. Schließlich gehört auch ein gewisses Charisma dazu, das freilich nicht erlernbar ist. Es ist eine Gnade von Gott. Aber sie ist uns gegeben, weil wir dazu berufen sind. Sie ist in manchen Heiligen außerordentlich gewesen, in anderen Menschen geringer, aber etwas davon ist in jedem Menschen, etwas, was man nicht erzwingen, aber erbeten kann. Die Wirksamkeit, die wir auf andere auswirken wollen, ist auch von unserem Beten bedingt. Man muss für das Apostolat um Erleuchtung, Hilfe und Gnade bitten. Das Wichtige fällt uns nicht immer ein, wir finden nicht immer gleich das rechte Wort, es muss uns gegeben werden.

Betrachten wir das, was einigermaßen in unserer Macht steht, die natürliche Begabung, die durch Erfahrung und Studium gesteigert werden kann. Da sind drei Eigenschaften, die wir mitbringen müssen, wenn wir den Menschen etwas geben wollen: Feinfühligkeit, Vornehmheit, Verantwortlichkeit. Feinfühligkeit ist eine Gabe, die man haben muss. Sie ist einem guten Menschen, einem Menschen, der ehrlichen Willen und ein gewisses Gefühlsleben hat, gegeben. Jeder Mensch kann feinfühlig sein, wenn er es nur will und darauf achtet. Die Feinfühligkeit besteht zunächst darin, dass man mit dem Nächsten empfindet; dass man die Empfindungen, die der Mitmensch hat, nachempfindet; dass wir unsere Seele ebenso stimmen können, wie die seine ist. Also wenn ein Mensch seine Mutter durch den Tod verloren hat: dass er betrübt ist, dass er daran leidet, sich vereinsamt fühlt, sich verlassen vorfindet, das muss man empfinden können, wie einem da zumute ist. Die Stimmung, die in uns entsteht, muss ähnlich sein der Stimmung des anderen, so dass wir sagen können: „Ich weiß, wie ihm zumute ist.“ Wer einen anderen trösten will, ohne seinen Schmerz zu teilen, richtet ihn nicht auf. Das beste Mittel für dieses Verstehen ist, wenn man dasselbe selbst durchgemacht hat. Die Menschen, die dasselbe erlitten haben, wissen, wie einem in dieser Lage zumute ist. Darum gehört zur Menschenbehandlung die Vielseitigkeit der Erfahrung. Man müsste die ganze Weite des menschlichen Lebens kennen, in sich selbst irgendwie erlitten haben, was die Menschen drückt, was sie erfreut, was sie mutlos macht, was sie erhebt; all das müsste irgendwie schon einmal in uns geklungen haben. Ein Mensch, der es ein Leben lang gut gehabt und verwöhnt worden ist, ist nicht so geeignet, mit anderen Menschen Kontakt zu finden, wie einer, der viel hat entbehren, viel durchmachen, auf vieles hat verzichten müssen. Das Leid ist ein Lehrmeister des Apostolates.

Dann besteht die Feinfühligkeit darin, dass wir erraten, was im anderen vorgeht, dass wir auch das, was er nicht sagt, was er sogar verbergen möchte, herausspüren. Ein feinfühler Mensch kann aus kleinsten Zeichen erschließen, was im Nächsten vorgeht, was er wünscht oder ersehnt, was er braucht oder gern hätte, auch das, was er nicht sagt. Die Menschen sagen häufig nicht das, was sie wirklich wünschen, gehen darum herum, schieben etwas anderes vor, aus Verlegenheit, aus Scham, aus Trotz. Man muss es erraten. Der hl. Paulus sagt, man solle mit den Weinenden trauern und sich freuen mit den Fröhlichen. Zuweilen aber muss man mit den Weinenden lachen und mit den Lachenden weinen. Man muss erraten, was die Menschen wünschen, ob sie reden möchten oder lieber schweigen. Manchmal ist einem Menschen am besten gedient, wenn man überhaupt nichts sagt, wenn man ihn an der Hand nimmt und seine Betrübnis mit ihm teilt. Als die drei Freunde Hiobs von dem Unglück hörten, das über ihn hereingebrochen war, kamen sie aus ihrer Heimat herbei, um ihm ihre Teilnahme zu bezeugen und ihn zu trösten. Als sie ihre Augen erhoben und ihn in seiner Zerschlagenheit nicht erkannten, begannen sie zu weinen, zerrissen ihre Kleider und warfen Staub auf ihr Haupt. Dann setzten sie sich zu ihm auf den Boden, sieben Tage und sieben Nächte lang, ohne ihm ein Wort zu sagen; denn sie sahen, dass sein Schmerz sehr groß war. Bei großem Schmerz kann es angebracht sein, nichts zu sagen. Zuweilen ist es nötig, dass man etwas sagt. Da muss man erraten, ob ein Mensch reden, ob er Gesellschaft haben möchte oder ob man ihn in Ruhe lassen soll. Er erwartet, dass man sich ihm nicht aufdrängt, aber ihn auch nicht im Stich lässt. Da muss die Feinfühligkeit das Rechte treffen.

Die Wurzeln dieser Feinfühligkeit sind natürliche Begabung, Studium, Beobachtung. Beobachtung der Kinder, um zu sehen, was an inneren Bewegungen hinter kleinsten Zeichen stehen könnte, wie sie in gewissen Situationen reagieren und wie sie handeln. Bei Kranken, Armen, Hilfesuchenden, bei Besuchen, die zu uns kommen, gilt es zu studieren und zu beobachten, wie sie sich benehmen. Wenn die Menschen zur Tür hereinkommen, muss man sehen, wie es in ihrer Seele aussieht. Die dankbarsten Objekte, um die Menschen zu studieren, sind die Unsympathischen, die wir nur mit einiger Überwindung ertragen, die einen Gegensatz zu uns bilden und uns unwillkürlich verletzen. Sie nicht wegschicken, sie nicht fliehen, eher die Gelegenheit suchen, ihnen etwas zu sagen, ihnen einen Liebesdienst erweisen und sehen, wie er wirkt. Eine Wirkung der Feinfühligkeit wird sein, dass man die Menschen besser versteht; dass man sieht, aus welchen Motiven sie handeln; dass man sie richtig beurteilt. Wer die Menschen mit feinfühligem Herzen beobachtet, sieht, dass vielleicht nicht viel Bosheit in den Menschen ist, aber viel Unwissenheit, Kurzsichtigkeit, Gedankenlosigkeit, Impulsivität, Überrumpelung. Der Abt von St. Bonifaz in München schrieb einmal: „Oft im Leben begegnete mir einer, der mir böse schien; als ich aber näher zusah, erkannte ich, dass er nur unglücklich war.“ Die Menschen wissen häufig nicht, was sie tun; sie wundern sich nachher selbst, was sie getan haben. Menschen, die sehr viel Bitterkeit erfahren haben, rächen sich manchmal unbewusst dadurch, dass sie andere wieder kränken und sie so an ihrem Leid teilnehmen lassen. Es ist, als ob sie unbewusst dächten: „Ich habe es schlecht, also sollen es andere auch nicht besser haben.“ Wer feinfühlig ist, sieht, dass die Menschen vielfach Masken tragen. Sie verstellen sich, ohne unwahrhaftig zu sein. Es ist vielleicht ein unbewusster Selbstschutz. Wenn man jedem unmittelbar ins Herz sehen könnte, wäre das soziale Leben wahrscheinlich unmöglich. Wir müssen lernen, hinter die Maske zu sehen. Nicht gleich auf die ersten Symptome reagieren, sondern damit rechnen, dass das Gegenteil dahintersteckt. Darum gilt es, den Betroffenen länger zu beobachten und abzuwarten.

Wir wollen dem Heiland helfen bei seinem Erlösungswerk. Wir wollen ihm beistehen mit den Tugenden und Haltungen, die dazu notwendig sind. So ist uns die Feinfühligkeit aufgetragen, wir sollen sie lernen. Sie ist gleichsam eine Tochter der Liebe, in jedem Falle eine Mutter des Apostolates. Feinfühlig Menschen empfinden für ihren Nächsten wie für sich selbst mit gleicher Leichtigkeit und Zartheit. Lernen wir, feinfühlig mit unseren Menschen umzugehen, und wir werden apostolische Männer und Frauen werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Apostolat (2)

Apostolische Vornehmheit und Verantwortung

13.11.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag davon gesprochen, dass apostolisch tätige Menschen vor allem drei Eigenschaften haben müssen, um wirksam auf andere einwirken zu können, und wir haben Überlegungen über die erste dieser Eigenschaften angestellt, die Feinfühligkeit. Die zwei anderen Haltungen, die der apostolische Dienst neben der Feinfühligkeit verlangt, sind Vornehmheit und Verantwortung.

Vornehmheit besteht darin, dass man sich selbst nicht aufdrängt und andere gelten lässt. Man sollte im Wirken bei den Menschen, auch bei den Kindern, den Grundsatz haben, selbst möglichst im Hintergrund zu bleiben, möglichst wenig aus sich selbst zu machen. Die Menschen sollen uns selbst am wenigsten spüren, sondern in erster Linie die Sache, die wir betreiben, die Wirklichkeit, in der wir leben. Darum sich nicht vordrängen! Alles Vorlaute, Aufdringliche, Eigenwillige, Sonderbare, was an einem Menschen ist, stört. Darum ist es schon ein Gebot der Klugheit, dass man aus vornehmer Gesinnung möglichst wenig von sich redet oder von sich erzählt. Es gibt Menschen, die jedes Wort eines anderen als Sprungbrett zu sich selbst benützen. Wir sollten nur in dringenden Fällen von uns selbst sprechen, auch in Gesellschaften. Die Kunst ist, eher andere zum Reden zu bringen, als selber zu sprechen. Nur ein törichter Mensch ist versucht, jedem seine Meinung zu sagen. Die Vornehmheit verlangt, dass man andere gelten lässt, ihnen Freiheit lässt, wo nicht die dringende Notwendigkeit besteht, sie einzuschränken. Wenn man etwas für gut und notwendig hält, braucht man andere nicht dazu zu zwingen. Man kann es ihnen vorlegen. Man kann sie bei ihrer Meinung belassen, selbst wenn sie verkehrt ist. Man kann sie sogar in ihrem Irrtum belassen, solange er ihnen nicht wesentlich schadet. Man kann ihnen ihre Illusionen belassen, solange wir nicht aus unserem Amt heraus verpflichtet sind, sie ihnen zu nehmen. Lassen wir den Menschen auch ihre Neigungen, solange sie harmlos sind. Ertragen wir ihre Neigungen, auch wenn sie uns lästig sind. Vornehmheit verlangt Respekt vor dem anderen, vor ihrem Gewissen, ihren Meinungen, ihren Neigungen. Der Grund der vornehmen Gesinnung ist einmal eine innere Bescheidenheit und zum anderen ein gesundes Selbstvertrauen. Wem es an einem von beiden fehlt, der kann seine Mitmenschen nicht in Ruhe lassen.

Wir brauchen schließlich Verantwortlichkeit. Verantwortlichkeit gegenüber den Menschen, mit denen wir umgehen. Wir haben Verantwortung, weil wir vieles verderben und vieles gutmachen können. Negativ: Die Menschen brauchen Schonung. Der Mensch ist ein sehr gebrechliches Wesen. Sein Leib ist ziemlich empfindlich, hält aber viel aus. Die Seele ist ungeheuer empfindlich. Jede Störung wirkt nach bis ins Alter. Es kann sein, dass in einer Menschenseele alles für immer gelähmt wird – durch ein einziges Ausgelachtwerden in der Jugend. Wir können nicht alles durchgehen lassen. Es gibt Situationen, in denen wir korrigieren, missbilligen, rügen müssen. Damit ein Verweis Nutzen bringe, muss es den Tadelnden etwas kosten, ihn zu erteilen; man muss ihn geben, ohne dabei im Herzen auch nur den Schatten einer Leidenschaft zu hegen. Der herbste Tadel lässt sich ertragen,

wenn man fühlt, dass derjenige, der tadelt, lieber loben würde. Es braucht Rücksicht im Lob und im Tadel, im Schweigen und im Reden. Rücksicht auf die Individualität eines Menschen, dass man nichts entmutigt, nichts verletzt, nichts zerstört. Es gilt, sich mit Verantwortlichkeit in ihn zu versenken. Was man im täglichen Umgang an Missachtung zeigt, das geht tief.

Das zweite, was die Verantwortlichkeit verlangt, ist die Wahrhaftigkeit. Man muss ganz allgemein bei der Wahrheit bleiben in allem, was man zu einem Menschen sagt. Man kann den Menschen die Wahrheit sagen. Aber wie? Als sein Verbündeter. Die Menschen müssen fühlen: Dieser Mann, diese Frau, sie meinen es gut mit mir; sie überlegen mit mir zusammen, was man in einer bestimmten Lage machen kann. Wenn sie mir etwas Schmerzliches sagen, müssen sie spüren: Es ist ihr eigenes Leid. Das müssen die Menschen fühlen. Wahrhaftigkeit, Erbarmen und Liebe müssen ein Ganzes bilden. Man kann den Menschen die Wahrheit sagen, aber in guter Weise, in wohlwollender Weise.

Dann verlangt die Verantwortlichkeit, dass man den Menschen zu helfen versucht. Wir rufen die meisten Konflikte hervor durch Einmischung in Angelegenheiten, die uns nichts angehen. Lassen wir die Menschen, die uns nicht anvertraut sind, tun, was sie wollen. Im Allgemeinen verlangt die Verantwortlichkeit eher, dass wir nichts tun; dass wir uns heraushalten, wo wir nicht die Pflicht zum Handeln haben. Sich einmischen in die Händel anderer will dreimal überlegt sein. Positiv: oft genug wird der Fall sein, dass wir helfen müssen. Dass wir uns verbunden, solidarisch fühlen mit dem Nächsten, das ist uns aufgetragen. Aus der Solidarität kommt die Bereitschaft ihm zu helfen. Aber auch tatsächlich helfen! Da ist die beste Hilfe die indirekte. Meistens kann man direkt nicht helfen; man kann den Menschen ihre Leiden nicht abnehmen. Aber man kann ihnen sonst das Leben erleichtern. Ich denke an eine gütige Frau, eine gute Mutter. Der Mann hat viele Sorgen, Schwierigkeiten, Verdruss. Wenn er heimkommt, ist er übel gelaunt, hat den Kopf voll Ärger. Die Frau kann ihm durch ihr Wesen, ihre Art, ihr Zuhören die Stirn wieder glätten, die Sorgen verscheuchen. So können wir vielleicht vielen Menschen Gutes tun und ihnen das Leben aufhellen, obgleich ihr Kreuz bleibt.

Direkte Hilfe ist für viele Menschen Sache des Berufs. Auch hier ist Vornehmheit gefragt; nicht den Menschen etwas aufdrängen, was sie nicht wollen, was sie nicht brauchen, wofür sie nicht reif sind. Die direkte Hilfe muss mit Taktgefühl, Vornehmheit, Schonung geleistet werden. Durch Geduld. Durch Zuhören. Durch (echte, nicht gespielte) Anteilnahme. Aus den kleinen Gefälligkeiten, den frohen, stillen Taten der Liebe spricht unendlich mehr Menschenfreundlichkeit als aus manchen großen Geldspenden.

Nun ist auch von Bedeutung, wie die Menschen auf uns wirken. Wie sollen wir sie auf uns wirken lassen? Zunächst mit innerer Freiheit, unabhängig von Verlangen und Furcht, von Verlangen den Menschen zu gefallen, von ihnen geliebt oder geehrt zu werden, von Furcht, ihnen zu missfallen, sie zu verlieren, nicht vor ihnen bestehen zu können. Es gilt, sich freizuhalten von Furcht und Verlangen. Für sich selbst nichts begehren, aber geben, was man kann. Nichts verlangen, nichts versagen, das ist ein guter Grundsatz für den Umgang mit Menschen.

Wir sollen anderen mit Beweglichkeit begegnen. Wir sind oft zu starr. Wir wollen nichts von anderen annehmen, wir wollen ihre Gedanken nicht auf uns wirken lassen. Sehen wir lieber zu, ob wir nicht etwas Annehmbares an ihnen finden. Wohl keiner sagt nur völlig Unsinniges; von den meisten kann man etwas lernen. Wir sollten dies auch ihnen zeigen, indem wir sagen: „Ich habe von Ihnen gelernt.“ Im Handeln kann man elastisch sein, etwas annehmen, in unwesentlichen Dingen nachgeben. Oft ist einer glücklich, wenn ein Vorschlag von ihm angenommen wird; dann ist er häufig bereit, auf unsere Vorschläge einzugehen. Zur Beweglichkeit gehört Bereitschaft, sich selbst zu verbessern. Wir können irren. Wir sollen uns von anderen korrigieren lassen und das ändern, was zu ändern ist. Es schadet der Autorität nicht, wenn wir sagen: „Ich habe mich getäuscht“, „Das habe ich vergessen“, „Ich bedauere, dass ich das getan habe“. Und man soll es dem Betreffenden sagen: „Ich habe mich auf Ihre Vorstellung hin gebessert.“ Es ist kaum zu glauben, wie wundervoll das wirkt.

Es gibt keinen echten Christen ohne Liebe. Es gibt aber auch keinen echten Christen ohne apostolischen Geist. Der hl. Augustinus hat einst geschrieben: „Ich mag nicht allein den Herrn verherrlichen; ich mag nicht allein ihn lieben; ich mag nicht allein ihn umfassen.“ Der apostolische Beruf verlangt Menschen, die der Welt gekreuzigt sind; Menschen, die sich selbst verlassen, um in Christus einzugehen. Die Apostel der Kirche werden um so mehr in der Welt wirken, je weniger sie selber Welt sind.

Jede Weltbekehrung muss mit der Selbstbekehrung anfangen. Nur von den Verwandelten können Wandlungen ausgehen. Man kann andere Menschen nur zu dem bekehren, was man ihnen selber vorlebt. Gewiss darf man eine Seele nur mit Heilandshänden anfassen, vorsichtig und nachsichtig, aber der Gedanke darf uns nicht loslassen: Wir sind mitverantwortlich für die Seele des Mitmenschen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das Fegfeuer

20.11.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Mensch trägt für seine Taten vor Gottes Gericht nach seinem Tod Verantwortung (2 Kor 5,10). Verknüpft damit ist die Vorstellung einer Läuterung nach dem Tode (Dt 4,24; Is 66,15; Hebr 12,29; Apk 1,14; Mt 5,22; 13; 42; 1 Kor 3,15). Sie trägt den Namen Purgatorium, Reinigungszustand, Fegfeuer. Das Fegfeuer ist Zwischenzustand der zu läuternden, vom Leib getrennten Seele, die auf ihre Wiedervereinigung mit dem Leib in Gottes Gericht wartet. Die Lehre vom Fegfeuer enthält zwei Dogmen: 1. dass es ein Fegfeuer gibt, 2. dass den dort leidenden Seelen durch die Suffragien der Gläubigen geholfen werden kann. Die katholische Fegfeuerlehre wurzelt in der katholischen Rechtfertigungslehre, speziell in der Lehre, dass mit der schweren Sünde und der ewigen Strafe nicht immer auch alle zeitlichen Sündenstrafen nachgelassen werden; ferner in der Lehre von der wesentlichen Verschiedenheit der schweren und der lässlichen Sünden und in der Lehre vom Ablass.

Auf die Lehre vom Reinigungszustand verweisen mehrere Stellen der Heiligen Schrift. Im Alten Testament heißt es: „Darum veranstaltete Judas der Makkabäer das Sühnopfer für die Verstorbenen, damit sie von der Sünde befreit werden“ (2 Makk 12,45). Hier ist die Möglichkeit einer Läuterung von der Sünde auch noch nach dem Tod (sowie deren Notwendigkeit für die Auferstehung) vorausgesetzt. Im Neuen Testament gilt eine Stelle aus dem ersten Brief des Apostels Paulus an die Gemeinde in Korinth als Hinweis auf die jenseitige Läuterung. Dort (1 Kor 3,14f.) heißt es in Bezug auf das Gericht: „Wenn nun das Werk, das einer aufgebaut hat, bleibt, so wird er Lohn erhalten. Wenn es aber verbrennt, so wird er bestraft werden; doch wird er selbst gerettet, aber wie durch Feuer (hindurch).“

Entscheidend wird die Existenz des Fegfeuers bewiesen durch die Tradition. Der Papst Gregor der Große spricht es eindeutig aus: „Man muss glauben, dass es vor dem Gericht für gewisse leichte Sünden noch ein Reinigungsfeuer gibt, weil die ewige Wahrheit sagt, dass wenn jemand den Heiligen Geist lästert, ihm „weder in dieser noch in der zukünftigen Welt vergeben wird“ (Mt 12,32). Aus diesem Ausspruch geht hervor, dass einige Sünden in dieser, andere in jener Welt nachgelassen werden können.“ Papst Benedikt XII. erklärte in seiner Konstitution „Benedictus Deus“ von 1336: „Jeder Glaubende und Getaufte, der im Stande der Rechtfertigungsgnade stirbt, wird im individuellen Gericht „sofort“ der beseligenden Anschauung teilhaftig und tritt in die Gemeinschaft der Heiligen ein. Wer im Stande der Todsünde stirbt, empfängt bald das Verdammungsurteil. Diejenigen, die in der Rechtfertigungsgnade gestorben sind, aber noch der Reinigung von lässlichen Sünden und zeitlichen Sündenstrafen bedürfen, kommen erst „nach“ einer Läuterung zur Anschauung Gottes.“ Die Kirche hat ihre Lehre vom Fegfeuer förmlich definiert auf den Unionskonzilien von Lyon und Florenz, in den Glaubensbekenntnissen Gregors XIII. und Urbans VIII. und auf dem Konzil von Trient. Auf den Unionskonzilien ist erstmals von der Existenz der poenae purgatoriae seu catharteriae die Rede. Das Konzil von Trient erklärt eindeutig: Es gibt einen Reinigungsort, und die dort festgehaltenen Seelen finden eine Hilfe in den Fürbitten der Gläubigen, vor allem aber in dem Gott wohlgefälligen Opfer des Altars.

Das ewige Los der Seelen im Fegfeuer ist schon ein für allemal durch das besondere Gericht entschieden, und nur dessen Antritt aufgeschoben. Die Armen Seelen sind ihres Heiles gewiss und im Guten befestigt, so dass sie nicht mehr sündigen können. Insofern kann man sie richtigerweise als reiche Seelen bezeichnen. Nach dem Tod der in der Rechtfertigungsgnade gestorbenen Getauften gibt es im Falle noch verbliebener zeitlicher Sündenstrafen und lässlicher Sünden eine letzte, zur vollen Anschauung Gottes befähigende Läuterung durch ein von Gottes gnädigem Gericht auferlegtes Leiden. Das Fegfeuer ist kein Zustand positiven Wachstums im Guten und ferneren Verdienstes, sondern nur der Läuterung und Reinigung durch Erduldung der von der göttlichen Gerechtigkeit verhängten Strafleiden. Die Väter sprechen von reinigendem Feuer (Origenes, Ambrosius, Laktanz, Augustinus, Caes. Arel., Gregor). „Feuer“ ist ein Bild für den Schmerz, der mit der Läuterung verbunden ist. Zum Dogma gehört nicht das „Leiden“ durch ein physisches oder spirituelles Feuer (1 Kor 3,15: quasi per ignem). Das „Leiden“ bedeutet die noch nicht erreichte Anschauung Gottes (*poena damni*) und die noch nicht erlangte innere Vollendung des schon definitiv geretteten Menschen (*poena sensus*). Da die Armen Seelen Gott vollkommen lieben, ertragen sie ihre Leiden mit Ergebung. Sie wissen: Die Läuterung ist eine vorübergehende. Das Heil, die Anschauung Gottes, die ewige Freude ist ihnen sicher. Auch für das Fegfeuer gilt das Wort des Apostels Paulus: „Ich halte dafür, dass die Leiden dieser Zeit nicht in Vergleich stehen mit der künftigen Herrlichkeit, die uns wird geoffenbart werden“ (Röm 8,18).

Die Kirche kann dabei amtlich und privat durch Fürbitte, Werke der Nächstenliebe und die Darbringung des Messopfers den Prozess des sühnenden Ausleidens der Restwiderstände gegen die Vereinigung mit Gott unterstützen. Johannes Chrysostomus fordert die Christen, die noch im Pilgerstande sind, auf: „Bringen wir ihnen Hilfe und halten wir ein Gedächtnis an sie. Wenn doch die Söhne Hiobs durch das von ihrem Vater dargebrachte Opfer geläutert wurden (Hiob 1,5), wie sollten wir dann daran zweifeln, dass unsere Opfergaben für die Toten ihnen Trost bringen? Zögern wir nicht, den Verstorbenen Hilfe zu bringen und unsere Gebete für sie aufzuopfern.“ Eine besonders wirksame Hilfe für die Armen Seelen ist der Ablass. Ablass ist die Nachlassung der zeitlichen Sündenstrafen, die nach Vergebung der Sündenschuld hier oder im Jenseits noch abzubüßen sind. Ablass ist demnach keine Sündenvergebung, sondern setzt sie voraus. Auch den Seelen im Fegfeuer kann die Kirche die Wohltat der Ablässe zuwenden, aber bloß fürbittweise, durch einen Akt der Fürbitte und der Aufopferung, nicht durch einen Akt der Lossprechung, wie dies bei Lebenden der Fall ist. Aus dem Schatz der Genugtuung Christi entrichtet die Kirche für den Sünder das Lösegeld, das er sonst der göttlichen Gerechtigkeit entrichten müsste.

Die Mehrzahl der Theologen ist davon überzeugt, dass die Armen Seelen auch für uns beten können. Ihre Nächstenliebe ist gewiss nicht schwächer als sie auf Erden war. Näher gerückt der Quelle der Barmherzigkeit, sind sie selbst auch teilnehmender und mitleidiger geworden. Altchristliche Grabinschriften, auch auf Gräbern von Nichtmartyrern, haben die Anrufung: „Pete pro nobis!“ Die Kirche gibt zwar keine liturgische Form für die Anrufung, duldet jedoch die private Anrufung. Ein frommer Priester erklärte mir einmal, wie hilfreich das Gebet der Armen Seelen für uns ist. Er sagte, man solle sich an jene Armen Seelen wenden, die auf Erden ähnliche Pein und Schmerzen durchgemacht haben wie wir. Sie würden uns verstehen und gern bei Gott für uns eintreten.

Die Lehre vom Fegfeuer zeigt anschaulich Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit, Weisheit und Barmherzigkeit. Sie bewahrt die Menschen vor Verzweiflung wie vor sittlichem Leichtsinne. Sie bietet viel Tröstliches, insofern sie uns die Möglichkeit gewährt, auch den Verstorbenen noch helfen zu können. Sie stärkt auch die Hoffnung der Lebenden auf den Zugang in den Himmel. Es wird wenige Menschen geben, die ihres ewigen Heiles so sicher sind, dass sie mit ihrem Tod auf den sofortigen Eingang in Gottes Herrlichkeit rechnen können. Die meisten Christen wissen oder vermuten, dass sie noch nicht genügend ausgereift sind und die Züge der Heiligkeit angenommen haben. Ihre Hoffnung geht daher auf jenen Zwischenzustand, in dem sie die letzte, endgültige Läuterung erfahren, die sie tauglich macht, den Herrn der Herrlichkeit zu schauen.

Luther bekannte sich noch in der Disputation mit Eck und auch später zum Fegfeuerglauben; erst 1530 gab er ihn auf. Auch die übrigen die Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts verwarfen die Lehre vom Fegfeuer. Ihre Bekenntnisschriften folgen dieser Ansicht. Doch in manchen Protestanten hat

sich die Erinnerung an die Wahrheit bewahrt. Der Schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer legt auf seine Weise in einem Gedicht Zeugnis ab vom jenseitigen Läuterungszustand. Er sah im Traum seine verstorbene Gattin vor dem Eingang zum Himmel. „Mir träumt, ich komm’ ans Himmelstor und finde dich, die Süße! Du saßest bei dem Quell davor und wuschest dir die Füße. Du wuschest, wuschest ohne Rast den blendend weißen Schimmer, begannst mit wunderlicher Hast dein Werk von neuem immer. Ich frug: „Was badest du dich hier mit tränennassen Wangen?“ Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir, so tief im Staub gegangen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Der Herr wird kommen

27.11.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium des ersten Sonntags im Advent stellt uns vor den Menschensohn, der auf den Wolken des Himmels in großer Macht und Herrlichkeit kommen wird, zu richten die Lebenden und die Toten, zum Jüngsten, d.h. zum Letzten Gericht. Wenn in der Öffentlichkeit der Welt alle vor Christus erscheinen werden. Seine Apostel, Martyrer und Bekenner. Seine Widersacher, Feinde und Verfolger. Die Männer und Frauen der Kirche: Päpste, Bischöfe und Priester. Die Lehrer der Kirche und die Irrlehrer. Der Limburger Bischof Bätzing. In einem Nu wird das ganze Leben der Menschen durchleuchtet, ohne Täuschung und ohne Auslassung, in reiner Wahrheit und Wirklichkeit. Und das geschieht nicht im Verborgenen, sondern vor aller Welt. „Was ihr ins Ohr geflüstert habt, das wird man ausrufen von den Dächern.“ Dann ergeht das Urteil des göttlichen Richters; in Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit, ohne die Notwendigkeit oder die Möglichkeit der Berufung; es ist endgültig und zeitlos gültig. Die Vorstellung des Jüngsten Gerichtes soll uns innerlich für die anhebende Adventszeit bereiten. Sie soll uns daran erinnern, dass das Kind in der Krippe der Weltenrichter ist. Sie soll uns ermahnen, neben den Dank für seine Ankunft als Erretter die heilige Furcht vor seinem Kommen als Richter zu stellen. Die Sehnsucht nach seiner Erlösung mit dem Ernst seines Gerichtes zu verbinden. Dann fordert er Rechenschaft für unser Tun und Lassen.

Was verlangt Gott von uns? Erstens. Das Eingangsglied der heutigen heiligen Messe sagt es uns: Zuerst: „Zu dir erhebe ich meine Seele.“ Erhebung der Seele ist Anbetung Gottes. Anbetung Gottes ist Dank und Anerkennung seiner Majestät, Anbetung Gottes ist Gehorsam und Unterwerfung unter seine Macht. Gott ist der Herr, wir sind seine Mägde und Knechte. Von ihm empfangen wir die Weisungen für unser Wollen und Handeln. Nicht vom „Spiegel“ oder „Stern“ und schon gar nicht vom Fernsehen. Aber auch nicht von Theologen, die Irriges lehren. Es gibt keine autonome Moral, die sich der Mensch selbst gibt. Alles Sollen, die gesamte Sittenordnung stammt von Gott. „Ich bin der Herr dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein geschnitztes, aber auch kein ausgedachtes Bild machen.“ Gott ist der Schöpfer des Alls, das Weltall untersteht seinem Willen, Berge und Flüsse unterliegen seiner Macht. Seine Schöpfung hat wesenhafte Strukturen, die für jeden Menschen, aber auch für jedes Parlament und jede Regierung verpflichtend sind. Das muss sich zeigen in unserem privaten Leben und in der Öffentlichkeit. Keine Regierung und kein Parlament ist befugt, das gottgeschaffene Naturrecht zu missachten. Gesetze und Verordnungen, die gegen Gottes Gebot verstoßen, sind unbeachtlich. Sogenannte Ehen zwischen gleichgeschlechtlichen Personen sind ein Greuel vor Gott. Die unselige Bundesregierung, der wir zur Zeit ausgeliefert sind, schreitet weiter auf der Bahn des Aufstandes gegen Gottes Schöpfungsordnung. Sie plant ein neues Transsexuellengesetz. Jeder Mensch in Deutschland soll sein Geschlecht selbst festlegen und ändern können. Wie lange wird sich Gott derartige Verirrungen noch gefallen lassen?

Was verlangt Gott von uns? Zweitens: „Zeige mir deine Wege, und deine Pfade weise mich.“ Die Wege, die Gott weist, sind häufig andere, als wir uns wünschen und suchen. Der Herr hat das erschreckende Wort gesprochen: „Gehet ein durch die enge Pforte, denn weit ist die Pforte und breit

die Straße, die ins Verderben führt, und viele sind es, die darauf wandeln. Wie eng ist die Pforte und wie schmal der Weg, der ins Leben führt, und wenige gibt es, die ihn finden.“ Gehören wir zu den vielen, die ins Verderben laufen, oder zu den wenigen, die zum Leben unterwegs sind? Haben wir den Mut, die beschwerlichen Pfade Gottes zu wandeln!

Was verlangt Gott von uns? Drittens: „Lasset uns ablegen die Werke der Finsternis.“ Mit der Finsternis ist die Gottesferne, die Gottlosigkeit, die sittliche Entartung, die Sittenlosigkeit gemeint. Der Apostel zählt einige Werke der Finsternis auf: Schwelgereien und Trinkgelage, Unzucht und Ausschweifung, Zank und Eifersucht. Man könnte noch viele andere nennen. Die Kirche kennt sieben Hauptsünden: Stolz, Zorn, Geiz, Neid, Unkeuschheit, Unmäßigkeit, Trägheit. Und sie fügt hinzu: Wenn wir im Geiste leben, so lasst uns auch im Geiste wandeln und die Früchte des Geistes bringen.

Was verlangt Gott von uns? Viertens: „Brüder, die Stunde ist da, vom Schlafe aufzustehen!“ Mit Schlaf meint der Apostel nicht die verdiente Ruhe der Nacht. Das Wort ist bildlich, in übertragenem Sinne zu verstehen. Schlaf ist die Gottvergessenheit, der irdische Sinn, die Gleichgültigkeit gegenüber dem Willen und den Zielen Gottes; Schlaf ist die Feigheit zum Bekenntnis, die Anpassung an die im argen liegende Welt; Schlaf ist die Menschenfurcht und die Flucht vor dem Kreuz; Schlaf ist die Schwerhörigkeit gegenüber den Gnadenimpulsen Gottes, gegen seine Angebote der inneren und äußeren Gnade, gegen seine Einsprechungen und Aufrufe. Damit soll Schluss sein. Die Stunde ist da. Die Stunde der Gnade. Der Herr steht vor der Tür unserer Seele und pocht an. Das Kind der Weihnacht, das eine Herberge sucht! Das Kind, das einmal unser Richter sein wird! Die Stunde der Gnade geht vorüber. Die Stunde des Gerichtes kommt gewiss. Gott helfe uns, dass wir jetzt die Ankunft des Krippenkindes so begehen, dass wir die Ankunft des Weltenrichters nicht zu fürchten brauchen.

Was verlangt Gott von uns? Fünftens: dass wir die Sehnsucht nach seinem Kommen in uns erwecken und nähren. „Biete auf deine Macht, o Herr, und komm, wir bitten dich“, heißt es im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe. Was ist mit dem Kommen gemeint? Damit ist einmal das Eingreifen des Herrn in unsere menschliche Geschichte gemeint. Wir wissen um die Not, in der zahllose Menschen sind, die in Armut und Hunger, in Elend, Kälte und Blöße ihr Leben fristen. Möge Gott in seiner Weisheit und Macht ihnen ein erträgliches Leben verschaffen. Möge er die Kräfte der Natur lenken, dass die Felder Frucht tragen und die Wälder ihre Funktion erfüllen. Möge Gott den Völkern und den Regierenden Gedanken und Entschlüsse des Friedens eingeben! Damit das Morden und Zerstören endlich ein Ende findet. Die Bitte um das Kommen des Herrn richtet sich auch auf unsere arme Kirche, die aus tausend Wunden blutet. Seit Jahrzehnten vollzieht sich der Abbau, die Minderung, die Schmälerung unserer Kirche, betrieben von den eigenen Leuten. Aus der Stadt auf dem Berge ist eine trübe Funzel geworden. Statt die Menschheit in ihrem Hause zu versammeln, fliehen Hunderttausende aus unserem Abendmahlssaal. Die, welche die Zerstörung der Kirche betreiben, sind die innerlich abgefallenen Theologen, sind die innerlich abgefallenen Bischöfe. Die Gläubigen schauen aus nach Rom, hoffen, dass der Heilige Vater dem begeisterten Selbstmord der Kirche Einhalt gebietet. Was tut der Universalbischof der Kirche? Der Papst wendet viel Mühe darauf, die Messe zu unterdrücken, die alle Priester der Kirche über tausend Jahre gefeiert haben, die unsere Eltern und Großeltern geliebt haben, die Papst Benedikt XVI. von neuem allgemein zugänglich gemacht hat. Aber er unternimmt nichts gegen Bischöfe und Theologen, die den Glauben der Kirche untergraben, die Gottes Gebote verzerren und die Kirchenglieder in den Abfall treiben. Wann wird er endlich erkennen, was sein Amt von ihm verlangt? Wie lange wird Gott noch zuschauen, wie der Nachfolger des Petrus und Statthalter Christi vergisst, was Gott von ihm erwartet? Schließlich richtet sich die Bitte um das Kommen des Herrn auf seine Wiederkunft zum Weltgericht, auf die Auferweckung der Toten und die Herstellung des Reiches Gottes. Täglich flehen wir zu Gott: Dein Reich komme. Wir ersehnen den Anbruch jenes Tages, an dem es nichts Verfluchtens mehr geben wird, an dem Nacht nicht mehr sein wird, an dem Gott alles neu machen wird, an dem die heilige Stadt, das neue Jerusalem vom Himmel herabsteigen wird. Ach, was wird das sein an jenem Ende ohne Ende! Maranatha! Komm, Herr Jesus!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Er ist der Messias

04.12.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Über dem ersten Sonntag im Advent liegt das Licht des Jüngsten Gerichtes, jener erwarteten entscheidenden Ankunft des Menschensohnes, deren kein gläubiger Christ gedenken kann, ohne von heilsamer Furcht erfüllt zu werden. Am zweiten Sonntag im Advent flammt ein anderes Licht auf, ein Licht, das aus der Furcht die Hoffnung keimen lässt: die Kunde von der geschehenen Ankunft des Erlösers. Johannes der Täufer befindet sich in der Gefangenschaft des Königs Herodes Antipas. Er hat von dem Auftreten Jesu vernommen. Er lebte, wie seine Glaubensbrüder, in der Erwartung des Messias. Er wusste, was der Prophet Isaias von dessen Taten vorhergesagt hatte: „Gott selber kommt und rettet euch. Dann werden aufgetan die Augen der Blinden; dann öffnen sich die Ohren der Tauben; dann springt der Lahme wie ein Hirsch; dann löst sich die Zunge des Stummen.“ Nun sendet Johannes zwei seiner Jünger zu Jesus, um aus seinem Munde zu erfahren: „Bist du es, der da kommen soll? Oder müssen wir auf einen anderen warten?“ Der Täufer ist also noch nicht gewiss, ob Jesus von Nazareth der verheißene und sehnsüchtig erwartete Heilbringer Gottes ist. Fragend stehen daher die Johannesjünger vor Jesus. Sie erwarten von ihm ein Selbstzeugnis. Aber er antwortet nicht mit einem Ja oder Nein; er hat Besseres zu bieten. Für ihn zeugt das Wort des Propheten. Sie brauchen nur zu schauen und zu hören; dann werden sie gewiss, wer der Mann aus Nazareth in Galiläa ist. Denn Unerhörtes geschieht vor den Augen und Ohren des ganzen Volkes. „Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird die Heilsbotschaft verkündet.“ Das sind Machttaten, die nur von Gott kommen können. Sie waren aber auch notwendig. Wer den Anspruch erhebt, der Erlöser zu sein, der Sohn Gottes, der muss diesen Anspruch erweisen. Jesus hat ihn bewiesen durch seine Persönlichkeit, sein Wesen, seinen Charakter, aber ebenso durch sein Wirken als Herold Gottes, als Heiler der Kranken und als Erwecker von Toten. Die Weissagung des Isaias über den gottgesandten Retter ist in ihm erfüllt, ist übererfüllt. Es ist kein Zweifel möglich. Der Messias ist da. Der Erlöser ist gekommen.

Jesus, sein Verkünden und sein Handeln sind Tatsachen. Da ist nichts von seinen Anhängern künstlich ihm zugeschrieben, da hat nicht Verehrung und Bewunderung den Evangelisten die Feder geführt. Was von ihm berichtet wird, das ist wirklich geschehen. Dafür gibt es Augen- und Ohrenzeugen, an erster Stelle die von Krankheiten Geheilten und die von Dämonen Befreiten. Als Jesus einen Taubstummen geheilt hatte, befahl er zwar den Anwesenden, sie sollten es niemandem sagen. Aber so sehr er es ihnen auch gebot, um so mehr verkündeten sie es. Über die Maßen gerieten sie ins Staunen und sagten: „Er macht alles gut, die Tauben macht er hören und die Stummen reden“ (Mk 7,36f.).

Nicht nur Jesu Anhänger konnten seine unerhörten Taten bezeugen. Die Feinde Jesu haben ihn genau beobachtet, ja belauert. Sie haben die Geheilten vorgeladen, befragt, untersucht. Das Ergebnis der Untersuchungen: Die Heilungen sind geschehen. Die jüdischen Behörden haben nicht daran gedacht, die Machttaten Jesu zu bestreiten; sie waren davon genauso überzeugt wie seine Freunde. Aber sie haben sie dem Teufel zugeschrieben. Der moderne Mensch fragt sich vielleicht: Wie ist es eigentlich möglich, dass man Jesus verworfen hat trotz all der Wunder, mit denen er sich auswies? Die

Antwort lautet: Nicht trotz jener Wunder, sondern wegen jener Wunder hat man ihn verurteilt. Denn sie brachten ihm viele Anhänger ein. Auf der Versammlung der Hohenpriester und der Pharisäer gaben diese ihre Ratlosigkeit zu: „Was sollen wir machen, da dieser Mensch so viele Wunder tut? Wenn wir ihn gewähren lassen, werden alle an ihn glauben“ (Joh 11,47f.). Vor seinem Scheiden von dieser Welt beklagt der Herr den Hass, der ihn verfolgt. Er hat den Grund angegeben, weshalb die jüdische Obrigkeit und die ihr hörigen Massen ihn ablehnen. „Weil ich die Wahrheit rede, finde ich bei euch keinen Glauben“ (Joh 8,45). Die Wahrheit ist den meisten Menschen das gleichgültigste. Jesus hat seine Predigt durch seine Machttaten unterstützt. Dieser Zusammenhang vergrößert die Schuld der Verfolger. „Hätte ich unter ihnen nicht die Werke getan, die kein anderer getan hat, so hätten sie keine Sünde. Jetzt aber haben sie gesehen und mich (trotzdem) gehasst“ (Joh 15,24). Die gläubig gewordenen Samariter haben dagegen an ihn geglaubt: „Wir haben mit eigenen Ohren gehört und wissen jetzt: Dieser ist wahrhaft der Heiland, der Erlöser“ (Joh 4,42).

In der Weissagung des Isaias, die Jesus in sich erfüllt sieht, ist auch das Wesen und der Inhalt der Erlösung ausgesagt. Gott spricht zu dem Propheten: „Ich lege auf ihn meinen Geist. Die Wahrheit wird er den Völkern künden“ (Is 42,1). „Ich rufe dich beim Namen: Mein bist du“ (Is 43,1). Der Erlöser bringt die Wahrheit und die Gnade Gottes. Wer sie annimmt, ist erlöst. Die Erlösten kennen Gottes Wahrheit. Sie tappen nicht unsicher herum, wenn es um Fragen der Religion und der Sittlichkeit geht. Sie wissen: Es gibt einen Gott, der Gesetzgeber und Richter ist. Es gibt ein ewiges Leben, mit dem Tode ist nicht alles aus. Es gibt zwei Geschlechter, Frauen und Männer, kein drittes Geschlecht. Die Wahrheit kennen, das ist die eine Seite des Erlöstseins. Nach der Wahrheit leben, das ist die andere Seite. Die Erlösten bringen es fertig. Sie sind imstande, Gottes Gebote zu erfüllen. Die Gnade Gottes befähigt sie, die Sünde zu meiden. Ich kann nicht, ich kann nicht, sagen die Unerlösten. Du kannst, wenn du willst; du kannst, weil du musst, sprechen die Erlösten. Das ist die frohe Botschaft des heutigen Sonntags: Jesus ist unser Erlöser, wir dürfen in seiner Ankunft unserer Erlösung gewiss sein. Christus, der eine und einzige Erlöser, ist konkurrenzlos. Er teilt sein Erlösungswerk nicht mit anderen Pseudo-Erlösern.

Diese Erlösung gilt der gesamten Menschheit. Christus, der Erlöser, ist für alle Menschen gekommen. Paulus sagt es in der Epistel des heutigen Sonntags: Er kam für die Juden um der Wahrhaftigkeit Gottes willen, damit er die den Vätern gegebenen Verheißungen erfülle. Er kam für die Heiden, damit er seine Barmherzigkeit erweise. Juden und Heiden machen die gesamte Menschheit aus. Indem er sie an sich zu ziehen sucht, ergreift er das ganze Menschengeschlecht. Jesus von Nazareth ist konkurrenzlos. Er ist der gottgesandte Erlöser, nicht einer, der sich selbst als Bote Gottes ausgibt. Hören wir darum seine Warnung: „Wohl dem, der an mir keinen Anstoß nimmt!“ Anstoß nimmt, wer in Jesus nur den sympathischen Rabbi, den wortmächtigen Propheten, den begabten Charismatiker sieht. Anstoß nimmt, wer Jesus als ersten Feministen, als radikalen Sozialrevolutionär, als menschenfreundlichen Sozialarbeiter darstellt. Mit all dem wird Jesus verkürzt, entstellt, entmacht. Ich mag keinen Jesus, der nicht wesensgleich dem himmlischen Vater ist. Wer von Jesus redet, ohne ihn als die zweite Person des dreifaltigen Gottes zu bekennen, der hat um ihn herumgeredet. Jesus ist der wahre Sohn Gottes, der aus dem Himmel herabgestiegen ist auf die Erde, um den Ungehorsam der Menschen zu sühnen und ihre Sünden zu tilgen. Darum beugt die Christenheit das Knie vor ihm und spricht: „Wir beten dich an, Herr Jesus Christus, und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst.“

Im Kirchengebet der heutigen heiligen Messe flehen wir zu Gott: „Wecke auf, o Herr, unsere Herzen, auf dass wir deinem Eingeborenen die Wege bereiten.“ Aufgeweckt werden müssen die Schlafenden. Die immer noch nicht begriffen haben, dass es Zeit ist, vom Schläfe aufzustehen. Heute wie vor 2000 Jahren ergeht sein Ruf: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Ändert euren Sinn und glaubt an die Frohbotschaft“ (Mk 1,15). Der Messias ist heute unterwegs wie vor zweitausend Jahren. Er kommt diesmal nicht in sichtbarer Gestalt, wie damals, als er für den Sohn Josephs gehalten wurde, sondern einmal in unsichtbarer Weise: mit seinen Gnadenimpulsen, mit seinen Einsprechungen, mit seinen Anregungen und seinen Antrieben. „Leise, leise spricht Gott in unserer Brust, ganz leise, ganz vernehmlich zeigt uns an, was zu ergreifen ist und was zu fliehen.“ Der Herr kommt sodann in sichtbarer Gestalt, nämlich in seinen Sendboten, seinen Stellvertretern, den

Priestern, den Missionaren, den Laienaposteln, die von den rechtmäßigen Hirten gesandt werden und die Wahrheit lehren. Noch immer ist es möglich, in katholischen Kirchen zu beten, dem Messopfer beizuwohnen, das Bußsakrament zu empfangen. Noch brennt die rote Lampe und zeigt die Anwesenheit unseres Gottes an. Noch gibt es Verkündiger des Glaubens, auf die wir uns verlassen können. Es kommt darauf an, den Herrn zu hören, auf seine Einsprechungen einzugehen, Bequemlichkeit und Müdigkeit zu überwinden. „Wecke auf, o Herr, unsere Herzen, dass wir deinem Eingeborenen die Wege bereiten.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Freuet euch

11.12.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der dritte Sonntag im Advent steht im Zeichen einer verhaltenen Freude. Aus dem Gefängnis in Rom schreibt der Apostel Paulus an die Gemeinde in Philippi: „Freuet euch allezeit im Herrn. Noch einmal sage ich: Freuet euch!“ Dass die Christen sich im Herrn freuen sollen, besagt, dass er Grund und Inhalt der Freude ist. Der Herr ist nahe. Welches sind im Einzelnen die Tatsachen, deretwegen wir uns freuen dürfen?

Freude hat, wer an seine Berufung zum Christentum, zur Erlösung, zur Bruderschaft mit Christus denkt. Es ist ein unbeschreibliches Glück, zu den Auserwählten Christi zu gehören. Für die Menschen vor Christus und ohne Christus gilt das Wort: „Einst wart ihr Finsternis, jetzt seid ihr Licht im Herrn“ (Eph 5,8). Der Wandel ist so enorm, dass man ihn nur mit dem Begriff Schöpfung ausdrücken kann. „Lebt einer in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden“ (2 Kor 5,17). Es ist ein ebenso großes Glück, im Gnadenstand, im Heiligen Geiste zu leben. Gottes Geist wohnt in uns. Wir sind wirklich und wahrhaftig ein Tempel des Heiligen Geistes. Paulus sagt es uns: „Ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, seid gerechtfertigt im Namen unseres Herrn Jesus Christus und im Geiste unseres Gottes“ (1 Kor 6,11). Nicht genug damit. Es ist ein unaussprechliches Glück, den in Mund und Herz aufnehmen zu dürfen, der unser Gott und alles ist. Durch den Genuss des Leibes Christi werden wir teilhaftig der göttlichen Natur, werden wir himmlische Menschen. „O heiliges Gastmahl, in dem Christus genossen, das Gedächtnis seines Leidens gefeiert, die Seele mit Gnaden erfüllt und uns ein Unterpfand der zukünftigen Herrlichkeit gegeben wird!“

Es ist ein unermessliches Glück, Heimat gefunden zu haben in der katholischen Kirche. Wir sind Glieder des mystischen Leibes Christi, durch die Taufe, durch den Heiligen Geist mit ihm verbunden. „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in seine Kirch' berufen hat.“ Eine unserer Gottesdienstteilnehmerinnen sagte mir vor kurzem: „Ich bin so glücklich, dass ich zum katholischen Glauben gefunden habe.“ Wahrhaftig: Katholisch sein heißt glücklich sein. Welches Glück ist es, dass wir (noch?) Gotteshäuser haben, dass wir Priester finden, die das Bußsakrament spenden, die heilige Messe feiern, das Wort Gottes lehren, die heilige Kommunion austeilen, uns in der Sterbestunde in die andere Welt geleiten! Sachsen ist seit dem großen Abfall im 16. Jahrhundert ein protestantisches Land. Nur wenige katholische Christen und nur ganz seltene katholische Gemeinden leben in der Zerstreuung. Ich kam 1945 nach Sachsen und suchte nach einer katholischen Kirche und einem katholischen Priester. Wie glücklich war ich, als ich am Eingangstor einer evangelischen Kirche einen Zettel fand: Am Sonntag um 18 Uhr heilige Messe.

Freude hat, wer Gottes Willen kennt, wer seine Gebote gelernt hat. Die Israeliten jubelten, dass sie Gottes Gesetze und Rechte kannten: „So hat er keinem anderen Volk getan“ (Ps 147). Wir Gläubigen sind in der glücklichen Lage zu wissen, was Gott von uns erwartet. Wir laufen nicht in die Irre. Der Gehorsam gegen die Sittenordnung Gottes lässt unser Leben gelingen. Das ewige Gesetz ist der weise Wille Gottes, der befiehlt, die Ordnung der Schöpfung einzuhalten, und verbietet, diese Ordnung zu verletzen. Gott befiehlt nichts, was ihm Nutzen brächte, sondern jenem, dem er es befiehlt.

Freude hat, wer die Natur, die Gott geschaffen hat, mit offenen Augen ansieht. Die Gräser und die Blumen, die Sträucher und die Bäume rufen unsere Bewunderung hervor. Wie schön ist ein Weizenfeld, das sich im Winde wiegt! Wie herrlich ist ein Apfelbaum, der mit Früchten behangen ist! Und die Tiere! Wie wunderbar sind sie ausgestattet! Die Kühe auf der Weide, die Pferde in der Rennbahn, die Rehe im Walde, die Vögel in der Luft. „Herr, wie herrlich ist auf der weiten Erde dein Name! Seh' ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt!“

Freude hat, wer die Errungenschaften von Kultur und Zivilisation, von Wissenschaft und Technik dankbar anerkennt und würdigt. Gott hat dem Menschen, und nur ihm unter allen Geschöpfen der Erde, den Geist gegeben, damit er durch ihn die Erde entwickle und voranbringe. Wir dürfen uns freuen über die Entdeckungen und Erfindungen des menschlichen Geistes. Sie haben ungezählten Menschen das Leben erleichtert, gesichert, verschönt. Das Denken und Grübeln des Menschen haben sie geschaffen. Die Ernährung von Milliarden Menschen wäre unmöglich, wenn es keinen künstlichen Dünger gäbe. Der Begründer der modernen Düngelehre ist der geniale Chemiker Justus von Liebig (1803-1873). Geniale Forscher haben zahlreiche Krankheiten besiegt. Jahrtausende lang haben Seuchen Millionen von Menschen dahingerafft, ganze Landstriche ausgelöscht. Im Oströmischen Reich erlag die Hälfte der Bewohner der Pest zur Zeit des Kaisers Justinian. Unzählige Menschen litten und starben an der Tuberkulose. Man wurde ihrer nicht Herr. Aber am 24. März 1882 hielt der Arzt Robert Koch in Berlin einen aufsehenerregenden Vortrag. Er bewies, dass Tuberkulosebazillen die Ursache der Tuberkulose sind. Damit war die Grundlage für ihre erfolgreiche Bekämpfung gelegt.

Freuen dürfen wir, dass Gott in unserer Seele einen geheimen Wächter eingesenkt hat. Gott hat uns das Gewissen geschenkt. Einen treueren Berater haben wir nicht. Wie ein Abglanz der Heiligkeit Gottes leuchtet in der Menschenseele das Gewissen. Das Gewissen ist heilige Majestät. Wehe dem, der dieses geheimnisvolle Wesen verletzt. Die Rachegeister wird er nicht mehr los. Freude hat, wer sich ein gutes Gewissen bewahrt. Ein gutes Gewissen hat, wem das Gewissen sein Recht tun bezeugt. Die „Nachfolge Christi“ erklärt: „Habe ein gutes Gewissen, und du wirst immer Freude haben. Ein gutes Gewissen kann sehr viel ertragen und ist mitten unter Widerwärtigkeiten froh. Ein böses Gewissen ist immer furchtsam und unruhig. Sanft wirst du ruhen, wenn dein Herz dir keinen Vorwurf macht.“

Freude hat, wer mit wenigem zufrieden ist. Anspruchslose Menschen sind in gewisser Hinsicht unangreifbar. Man kann ihnen nicht viel nehmen, weil sie wenig haben wollen. Wer es lernt, sich zu bescheiden, wer seine Wünsche zur Ruhe bringt, wer nicht ausschaut nach Unerreichbarem, der lebt in Zufriedenheit und Freude. Paulus schreibt seinem Schüler Timotheus: „Haben wir Nahrung und Kleidung, so lasst uns damit zufrieden sein. Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und viele schädliche Begierden, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen“ (1 Tim 6,8).

Freude hat, wer im Frieden lebt. Grundlegend ist der Friede mit Gott. Er kommt zu uns durch den Anschluss an Christus. „Da wir durch den Glauben gerechtfertigt sind, haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus“ (Röm 5,1f.). „Seid einig und friedfertig, dann wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch sein“ (2 Kor 13,11). Der Friede mit den Menschen hängt weitgehend von der eigenen Friedfertigkeit und Friedensliebe ab. Friedfertig ist, wer sich selbst besiegt hat.

Freude hat, wer anderen Gutes tut; wer mit erfinderischer Liebe ihre Bedürfnisse sieht und ihre Nöte erspürt und ihnen zu Hilfe kommt. Wer andere froh macht, wird selber fröhlich. Die Zuwendung zum Nebenmenschen besitzt heilende Kraft für die eigene Seele. „Willst du glücklich sein im Leben, trage bei zu anderer Glück. Freude, die wir anderen geben, kehrt ins eigene Herz zurück.“ Wo man Liebe aussät, wächst Freude empor. Seine Freude in der Freude des anderen finden können, das ist das Geheimnis des Glücks (Georges Bernanos). Anderen Menschen Freude machen hilft über das eigene Leid hinauszuwachsen. Fühl' anderer Leid, so wird dein Leid sich mindern.

Freude hat, wer in der Not auf Gott vertraut. Der Prophet Isaias verkündet: „Vergisst wohl ein Weib ihres Kindleins? Erbarmt sie sich nicht der Frucht ihres Leibes? Und könnte sie es auch vergessen, ich vergesse deiner nicht.“ Der Apostel Paulus stimmt ihm zu. „Gott ist treu. Er wird euch nicht über eure Kräfte versuchen lassen, sondern mit der Versuchung auch den guten Ausgang schaffen, dass ihr sie bestehen könnt“ (1 Kor 10,13). Haben nicht viele von uns, vielleicht alle, Situationen erlebt, wo wir sagten: Es geht nicht weiter, Ich kann es nicht aushalten, Es gibt keinen Ausweg.

Und dann ist es doch weitergegangen. Dann habe ich es doch ausgehalten. Dann gab es doch einen Ausweg. Wir Christen singen nicht umsonst: „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!“ Immer wieder erlebten wir freudige Überraschungen, spürten wir Gottes allmächtige Hand, erfuhren wir unerwartet Hilfe.

Freude hat, wer an die Verheißungen Christi glaubt. Sie gelten für die Zeit und für die Ewigkeit. „Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken“ (Mt 11,28). „Wer an mich glaubt, wird leben“ (Joh 11,25). „Ich gehe, euch eine Wohnung zu bereiten“ (Joh 14,2). „Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet, in meinem Namen, wird er es euch geben“ (Joh 16,23).

Freuet euch! Noch einmal sage ich: Freuet euch. Möchte doch an diesem dritten Sonntag im Advent Gottes Freude in Ihre Herzen kommen, meine lieben Freunde. Freude weckte Jesu Geburt, Freude brandete auf nach seiner Auferstehung, Freude erfloss aus seiner Himmelfahrt, der Erdboden jubelte über die Ausgießung des Heiligen Geistes. Rauhe Pfade ist der Herr gewandelt, aber Großes hat er in Aussicht gestellt. Mehr ist, was er getan hat, als was er verheißten hat. Was hat er getan? Er ist gestorben für dich. Was hat er verheißten? Dass du lebst mit ihm. Unglaublicher ist, dass der Ewige stirbt, als dass der Sterbliche ewig lebt. Wir glauben dieses Unglaubliche. Wenn Gott des Menschen wegen gestorben ist, warum soll der Mensch nicht mit Gott leben können? Warum soll der Sterbliche nicht ewig leben, für den der ewige lebendige Gott gestorben ist? Wahrhaftig, es wird sich erfüllen, was Ida Gräfin Hahn-Hahn gesungen: „Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen und Sehnen gestillt; was du gelitten, was du getragen, einst ein allmächtiger Vater vergilt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Die Mächtigen zur Zeit Jesu

18.12.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium nach Lukas des heutigen vierten Sonntags im Advent hebt an mit der Aufzählung einer Reihe von Mächtigen, die zur Zeit des Auftretens Johannes des Täufers, das auch der Beginn der Lehrtätigkeit Jesu war, die Erde regierten. Das dritte Evangelium ist von einem heidenchristlichen Verfasser für heidenchristliche Leser geschrieben. Lukas war literarisch gebildet und schreibt das beste Griechisch aller Evangelisten. Er stammte aus Antiochien, war also Syrer. Von Beruf war er Arzt. Er lernte Paulus um das Jahr 49 nach Christus in Troas, einer Hafenstadt Kleinasiens, kennen. Diese Begegnung entschied seinen weiteren Lebensweg. Er wurde der Begleiter und Mitarbeiter des Paulus. Im Eingang seines Evangeliums weist er darauf hin, dass schon viele es unternommen haben, eine Darstellung der Begebenheiten zu verfassen, „welche in unserer Mitte zum Abschluss gekommen sind“. „Dabei hielten sie sich an die Überlieferungen derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes gewesen sind.“ Lukas war nicht Augen- und Ohrenzeuge der Taten und Reden Jesu, die er in seinem Evangelium berichtet. So musste er sich auf die Berichte anderer stützen. Seine Absicht bringt er im Vorwort seines Evangeliums klar zum Ausdruck. Die historisch feststellbaren und durch die sorgfältigen Nachforschungen geschichtlich verbürgten Tatsachen sollen dem gläubig gewordenen Theophilus als Beweis der Zuverlässigkeit der christlichen Heilsverkündigung dienen. Sein Evangelium soll den Lesern „Gewissheit über die Dinge geben, in denen sie unterwiesen worden waren“ (1,4). Er will seine Leser in dem Glauben bestärken, dass in Jesus Christus wirklich der Heiland der Welt, der Erlöser für Juden und Heiden erschienen ist. Nach der Sitte seiner Zeit widmete er sein Werk einer hochgestellten Persönlichkeit, dem edlen Theophilus. Lukas ist ein zuverlässiger Chronist. Er erweist sich an vielen Stellen seines Evangeliums mit präzisen Angaben als exakter Historiker. Er sagt von sich selbst, dass er „allen Ereignissen von Anfang an sorgfältig nachgegangen“ sei (Lk 1,3).

Als gebildeter Mann kannte er die Mythen der Griechen, Römer und Syrer. Er wusste, dass diesen phantastischen Erzählungen keine Wirklichkeit zukam. Es musste ihm daran gelegen sein, die Geschichte des Jesus von Nazaret von den Fabeln und Legenden der Umwelt abzusetzen. Als geeignetes Mittel dazu erschien ihm die Verzahnung der in Palästina vorgefallenen Begebenheiten mit unzweifelhaft geschichtlichen Persönlichkeiten, die jeder kannte oder von denen alle gehört hatten. Lukas will die Ereignisse der Heilsgeschichte gewissermaßen kritikfest machen, indem er sie mit den Geschehnissen der Weltgeschichte synchronisiert. Was in Palästina geschehen ist, das ist genauso wirklich und unbezweifelbar wie die Regierungsdaten von Königen und Priestern. Rund 30 Jahre hat Jesus in Nazaret gelebt, das gewöhnliche und alltägliche Leben zwischen Verwandten und Handwerksgenossen. Was einst um dieses Kind geschehen war, ist den Bewohnern von Nazaret verborgen geblieben. Nur die Mutter wusste um das Geheimnis seiner Geburt. Aber Maria bewahrte diese Dinge in ihrem Herzen. Auch Jesus schwieg. Er konnte warten auf die Stunde seines Vaters, und sie kam. Im erhabenen Stil der alttestamentlichen Prophetensprache kündigt Lukas diese weltgeschichtliche Stunde an. Er lässt sieben Zeugen aus der Politik jener Tage auftreten, um den Beginn jener welthistorischen Stunde zu kennzeichnen.

Als erster kommt der Kaiser Tiberius. Der Kaiser Augustus heiratete seine Mutter Livia, als er vier Jahre alt war. Tiberius wurde vom Kaiser adoptiert. Doch Augustus hatte eine Abneigung gegen ihn. Schweren Herzens bestimmte er ihn in seinem Testament zum Nachfolger. Als Tiberius mit 56 Jahren den Thron bestieg (14 n. Chr.), war er verbittert und ein Menschenfeind. Er zog sich (26 n. Chr.) auf die Insel Capri zurück und überließ die Regierung dem Gardepräfekten Seianus, der ein Schreckensregiment aufrichtete, für das Tiberius den Hass erntete. Bei seinem Tode (37 n. Chr.) rief das Volk: „In den Tiber mit Tiberius!“ Das von Lukas genannte 15. Regierungsjahr des Tiberius reichte nach der syrischen Zählung vom 1. Oktober 27 bis zum 30. September 28 nach Christus. Das 15. Jahr des Kaisers Tiberius ist das einzige genaue Datum in den Evangelien und darum für die Bestimmung des Jahres des öffentlichen Auftretens und des Todes Jesu von größter Wichtigkeit.

An zweiter Stelle nennt Lukas den Vertreter des Kaisers: Pontius Pilatus, Prokurator, Landpfleger von Judäa. Er kam als fünfter Prokurator nach Judäa und amtierte von 26 bis 36/37 nach Christus. Als Vertreter des Kaisers besaß Pilatus in Judäa und Samaria die oberste Gerichtsbarkeit und Verwaltung. Er residierte in Cäsarea Maritima, etwa 100 km von Jerusalem entfernt. Die Evangelien beurteilen ihn nicht ungünstig. Pilatus war gewillt, Jesus freizugeben. Aber der Druck der aufgehetzten Masse erzwang sein Todesurteil. Andere sprechen frostig über ihn. König Herodes Agrippa I., der das ganze Reich seines Großvaters Herodes vereinigte, nennt ihn in einem Brief an Kaiser Caligula „von Charakter unbeugsam und rücksichtslos“ und wirft ihm „Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, Misshandlungen, Kränkungen, fortwährende Hinrichtungen ohne Urteilsspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten“ vor.

Es folgen im Bericht des Evangelisten die Namen der drei Landesfürsten der übrigen Teile Palästinas. Ihr offizieller Titel war Tetrach, Vierfürst. Sie übten eine Herrschaft von Roms Gnaden aus. Herodes Antipas, der Landesvater Jesu, war Vierfürst von Galiläa und Peräa. Er regierte von 4 vor Christus bis zu seiner Absetzung im Jahre 39 nach Christus. Das Neue Testament gebraucht nur den offiziellen Herrschernamen Herodes; der Name Antipas kommt nicht vor. Unter den Söhnen Herodes des Großen (40-4 vor Christus) glich er, was Herrschgier und Prunksucht anging, am meisten seinem Vater, ohne jedoch dessen Tatkraft und Unternehmungsgeist zu besitzen. Wie sein Vater suchte Antipas die Gunst des Kaisers durch Schmeicheleien zu gewinnen. Er gründete in den Jahren 17 bis 20 nach Christus am Westufer des Sees Genesareth eine neue Stadt, die er nach seinem Gönner, dem Kaiser Tiberius, Tiberias nannte. Die römischen Legaten hassten ihn. Im Jahre 39 nach Christus wurde Antipas von dem Kaiser Caligula, dem Nachfolger des Tiberius, abgesetzt und verbannt. Auch Jesus durchschaute seinen Landesvater. Er nannte den Herodes Antipas öffentlich einen Fuchs (Lk 13,32) und warnte vor dem Sauerteig des Herodes (Mk 8,15). Herodes Antipas war neugierig, Jesus kennenzulernen. Als der Herr ihm das verlangte Wunder versagte, schickte er ihn verärgert zu Pilatus zurück.

Philippus ist der zweite Vierfürst, den Lukas nennt. Sein Name bleibt für alle Zeiten mit dem Messiasbekenntnis des Petrus zu Cäsarea Philippi verbunden. Der Kaiser Augustus teilte im Jahre 4 vor Christus die ehemaligen Gebiete von Ituräa (Trachonitis, Gaulanitis, Auranitis, Batanäa) dem Vierfürsten Philippus zu. Die Brüder Simon (Petrus) und Andreas sowie der Apostel Philippus waren seine Untertanen. Jesus betrat sein Gebiet, sooft er sich an das Nordufer des Sees Genesareth begab. In seinem Herrschaftsbereich geschah das Wunder der Brotvermehrung. Er starb nach 37 jähriger Regierung im 20. Jahr des Tiberius (33/34 n. Chr.). Der dritte Vierfürst war Lysanias; er gehörte nicht zu der Familie des Herodes. Lysanias herrschte über ein kleines Gebiet Abilene, nach der Stadt Abila genannt, 25 km nordwestlich von Damaskus. Er starb im Jahre 37 nach Christus. Lukas erwähnt den Vierfürsten von Abilene, weil man sein Gebiet im Jahrhundert Jesu im weiteren Sinne zu dem „Land Israel“ rechnete.

Mit den weltlichen Herrschern nennt Lukas zwei geistliche Würdenträger: Annas (Hannas) und Kaiphas (Kafajas). Die gleichzeitige Nennung zweier Hohenpriester ist auffallend, da es gesetzlich nur einen Hohenpriester gab. Lukas schließt sich dem Sprachgebrauch jener Zeit an, nach dem ein aus dem Amt geschiedener Hoherpriester den Titel weiterführen durfte. Der römische Prokurator Quirinius übertrug im Jahre 6 nach Christus die Würde des Hohenpriesters an Annas (Hannas) aus der Familie der Seti. Er war neun Jahre Hohepriester und sah seine fünf Söhne im Besitz dieses hohen

Amtes. Er war gewissenmaßen der Seniorchef der hohepriesterlichen Familie. Jesus wurde nach seiner Verhaftung in das Haus des Annas in Jerusalem gebracht. Dort fand sein Vorverhör statt. Es hatte keinen offiziellen Charakter. Doch Kaiphas wusste, welchen Respekt er dem Haupt der hohepriesterlichen Familie entgegenzubringen hatte. Annas war der eigentliche Gegenspieler Jesu. Der Messiasanspruch des Nazoräers schien ihm gefährlich für Religion und Volk. War Jesus der Messias, so bedeutete dies das Ende von Tempel, Kult und Hierarchie. Wer aber die Existenz des Tempels bedrohte, gefährdete auch die Existenz des Annas, seine Macht, seine soziale und finanzielle Position. Seine Existenz war erst dann gesichert, wenn der Gegner nicht mehr lebte. Während des Verhörs kam es zu einer kurzen, aber harten Auseinandersetzung. Annas fragte Jesus nach seinen Jüngern und seiner Lehre. Jesus blieb ihm die Antwort nicht schuldig. „Öffentlich habe ich zur Welt gesprochen. Ich habe allezeit gelehrt in der Synagoge und im Tempel, wo alle Juden sich einfinden. Im Verborgenen habe ich nichts gesagt“ (Joh 18,20). „Was fragst du mich? Frage die, die gehört haben, was ich gesprochen habe“ (Joh 18,21). Ein für die devote Umgebung des Hohenpriesters beispielloser Freimut. Mit einem rohen Schlag auf die Wange meint ein Diener des Annas das verletzte Ansehen seines Herrn wiederherstellen zu müssen: „Antwortest du so dem Hohenpriester?“ (Joh 18,22). Jesus nimmt die Misshandlung nicht unwidersprochen hin: „Habe ich unrecht geredet, so gib Zeugnis von dem Unrecht; wenn aber nicht, was schlägst du mich“ (Joh 18,23).

Von Annas wird Jesus zu Kaiphas, dem amtierenden Hohenpriester geführt. Hier beginnt der religionsgesetzliche Prozess Jesu vor dem Hohen Rat (Synedrium). Der erste Mann in diesem Gremium, zugleich Gerichtspräsident, war Josef Kaiphas. Ein kluger Jurist und gewiefter Diplomat. Er brachte es fertig, sich 19 Jahre an der Macht zu halten. Als sich der Prozess wegen Unstimmigkeit der Zeugen einem toten Punkt näherte, übernahm Kaiphas persönlich die Vernehmung. Er hatte den Beinamen „der Untersucher“, was für seine Qualität als Untersuchungsrichter bürgte. Er sah sich gezwungen, um jeden Preis eine Entscheidung herbeizuführen. „Jesus von Nazaret, ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, dass du uns sagst: Bist du der Messias, der Sohn des Hochgebenedeiten?“ Totenstille herrschte nach dieser Frage des Hohenpriesters. Ohne Zögern erfolgte die Antwort: „Ich bin es. Und ihr werdet den Menschensohn zur Rechten der Kraft sitzen und auf den Wolken des Himmels kommen sehen“ (Mk 14,61f.). Damit meinte Kaiphas das entscheidende Argument zu haben, Jesus als Gotteslästerer verurteilen zu können; der Hohe Rat war ihm zu Willen: „Alle urteilten, dass er des Todes schuldig sei“ (Mk 14,24). Das sind die herrschenden Personen die zur Zeit Jesu in Palästina die Macht ausübten. Ihre Namen bürgen für die geschichtliche Treue des Neuen Testamentes.

Wir dürfen uns auf die Echtheit, die Wahrheit und die Zuverlässigkeit der Evangelien und besonders des Evangeliums nach Lukas verlassen. Jedes Wort, ja jeder Buchstabe des Neuen Testamentes ist hundertfach, tausendfach erforscht, geprüft, untersucht worden. Das Ergebnis dieser Untersuchungen bezeugt die Redlichkeit der Überlieferung des Textes. Ebenso und erst recht ist es mit dem Inhalt, dem Text des neuen Testamentes bestellt. Der Unglaube hat mit Leidenschaft und Scharfsinn versucht, die Wahrheit und Wirklichkeit des darin Berichteten zu bezweifeln. Auch hier lautet das Ergebnis: Das Neue Testament hat Bestand vor dem prüfenden Blick des Historikers. Als Resultat bleibt festzustellen, was im zweiten Petrusbrief steht: „Wir haben euch nicht als Anhänger ausgeklügelter Fabeln die Macht und die Ankunft unseres Herrn Jesus Christus kundgemacht, sondern weil wir Augenzeugen seiner Größe waren“ (2 Petr 1,16).

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gott ist ein Mensch geworden

25.12.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist ein Mensch geworden. Das ist der Inhalt des Festes, das wir heute begehen. Die Feier des Weihnachtsfestes hat nicht nur die Geburt Christi in Bethlehem zum Inhalt, sondern auch seine Menschwerdung im Schoße Mariens. Die Menschwerdung geht der Geburt voraus. Gewiss feiert die Kirche schon seit Jahrhunderten das Fest Christi Verkündigung, bis vor einigen Jahrzehnten unter dem Namen Mariae Verkündigung. Aber dieses Fest ist bedeutend später als das Weihnachtsfest entstanden. Und die liturgischen Texte des Weihnachtsfestes zeigen auch heute noch, dass sie beide Ereignisse als Gegenstand der weihnachtlichen Festfeier betrachten. So hat das Evangelium der dritten Weihnachtsmesse die Menschwerdung des Gottessohnes zum Inhalt. Beide Ereignisse, Menschwerdung und Geburt, gehören untrennbar zusammen. Die zweite göttliche Person, die von Ewigkeit her der ganzen Fülle und Herrlichkeit des einen Gottes teilhaftig ist, die in Weisheit, Allmacht und Güte bei Schöpfung der Welt tätig war, diese zweite göttliche Person wird ein Mensch. Sie vereinigt sich mit der menschlichen Natur, also mit Leib und Seele eines Menschen, in einer solchen Weise, dass das Menschsein nun genau so fest und unlöslich mit ihr verbunden ist wie das Gottsein. Die zweite göttliche Person behält ihre göttliche Vollkommenheit und Allmacht, aber geht auch ein in die Begrenztheit und Leidensfähigkeit des Menschen. Der Logos, der Sohn Gottes, blieb, was er war, aber nahm an, was er nicht hatte.

Die Botschaft von der Menschwerdung Gottes bleibt nicht bei diesem historischen Ereignis stehen. Sie kündigt uns zugleich den Sinn dieses Geschehens. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen. Die Menschwerdung erfolgt um der Erlösung willen. Gottes Sohn wird geboren, damit wir wiedergeboren werden. Er wandert über die Erde, damit wir den Weg zum Himmel finden können. Er erleidet einen qualvollen Tod, damit wir nach dem Zerfall des Leibes anfangen, ewig zu leben. So enthält die Botschaft von der Menschwerdung und Geburt Christi bereits die frohe Kunde von unserer Befreiung, von unserer Rettung, von unserem Heil. Dieser Dienst ist ihm wahrlich nicht leicht gefallen. „Er, der in Gotteshgestalt sich befand, hat nicht geglaubt, sein Gottgleichsein festhalten zu sollen. Er hat vielmehr sich selbst entäußert, indem er Knechtsgestalt annahm.“ Er, der reich war, wurde arm, um uns durch seine Armut reich zu machen. Er, der glücklich war, wurde der unglücklichste aller Menschen, um uns mit seinem Frieden zu beschenken. Er, der mächtig war, wurde machtlos, um uns kräftig zu machen, das Leben zu ertragen und das Böse zu besiegen. Seit der Menschwerdung wissen wir: Wir Menschen sind nicht allein auf dieser Welt. Der Emmanuel, der Gott-mit-uns, ist zu uns gekommen. Wir sind nicht verlassen, Gott hat uns heimgesucht. „Nirgendwo in der Welt ist ein so großes Wunder geschehen wie in jener kleinen Hütte zu Bethlehem; hier sind eins geworden: Gott und Mensch“ (Thomas von Kempen). „Das Christentum steht und fällt mit dem Glauben daran, dass ein einziger Mensch, der dreiunddreißig Jahre auf der Erde gelebt hat, der Grund der Schöpfung und der Sinn der Geschichte und also der Weg, die Wahrheit und das Leben für alle Menschen aller Zeiten ist“ (Menke).

Dieses unerhörte Geschehen fordert unsere Antwort. Sie muss bestehen in gläubiger Freude und entschlossener Dankbarkeit. Gläubige Freude, das ist Freude aus dem Glauben. Weihnachten ist ein

Fest der Freude. Der Verkündigungengel sagt es uns: „Seht, ich verkündige euch eine große Freude. Heute ist der Heiland geboren worden, der da ist der Messias, der Herr.“ In Jesus von Nazareth ist der Schöpfer der Welt und der Gott des Bundes mit Israel als Mensch real präsent. Das bedeutet: Gott lässt sich auf das menschliche Leben ein, und zwar auf das wirkliche Leben, zu dem auch Leiden und Tod gehören. In seiner menschlichen Natur nimmt Gott an den Ängsten und dem Weh der Menschen Anteil. So hat er sie geheiligt und aufgearbeitet. So und nicht anders musste das Heil zu uns kommen. Es konnte weder die Niedrigkeit des Menschen ohne Gottes Majestät, noch Gottes Majestät ohne die Niedrigkeit des Menschen unser Geschlecht erlösen (Leo). „Gott hat den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gerechtigkeit Gottes würden“ (2 Kor 5,21). Wir sind jetzt ein Tempel des lebendigen Gottes, wie es Gott gesagt hat: „Ich will bei ihnen wohnen und unter ihnen wandeln“ (2 Kor 6,16). „Wir sind jetzt Kinder Gottes, wenn aber Kinder, dann auch Erben, Erben Gottes und Miterben Christi“ (Röm 8,17). Seht, wie Gott uns beschenkt hat!

Gläubige Freude muss uns erfüllen, aber auch entschlossene Dankbarkeit. Das heißt: Entschiedenheit aus Dankbarkeit für das, was Gott an uns getan hat. Dass er uns gezeigt hat, was wir wert sind. Dankbarkeit für die Würde, die er uns verliehen hat. Die Kirche betet: „Gott, der du die Würde der menschlichen Natur wunderbar erschaffen und noch wunderbarer erneuert hast, lass uns teilhaben an der Gottheit dessen, der sich herabgelassen hat, unsere Menschennatur anzunehmen.“ Die Verleihung der Würde des Menschen gründet also in der Schöpfungstat Gottes und ihre Erneuerung in der Erlösungstat Christi, die mit der Menschwerdung Christi ihren Anfang nahm. So viel ist der Mensch Gott wert. So viel gilt er vor Gott. Der heilige Bernhard sagt es uns: „Wie hoch dich Gott einschätzt, magst du daran erkennen, was er für dich geworden ist“ (Bern.). Das Alte Testament sagt uns, was der Mensch ist: „Gott hat den Menschen zur Unsterblichkeit geschaffen und ihn zum Abbild des eigenen Wesens gemacht“ (Sap 2,23). Augustinus fragt: „Wodurch stehst du über dem Tier? Durch Gottes Bild in dir.“ Die natürliche Gottebenbildlichkeit des Menschen ist eine bleibende wesensmäßige Beziehung des Menschen zu Gott. Er hat teil an der Herrlichkeit, am Herrsein Gottes; als Abbild strahlt er Gottes Hoheit wider. Sie befähigt ihn zur Herrschaftsaufgabe an der Welt. Nach dem Neuen Testament gründet die (übernatürliche) Gottebenbildlichkeit des Menschen in seiner Bestimmung zur Gotteskindschaft, die durch die mystische Inkorporation in Christus bewirkt wird. Wir sind Brüder und Schwestern Jesu Christi. Der Gott, der seinen Sohn eine Menschennatur annehmen ließ, gibt uns Anteil an seiner Würde. Sie umfasst Integrität, Unsterblichkeit und Herrschaft über das Geschaffene als wesentliche Elemente. Man kann mit Recht sagen: Weihnachten ist das Fest der Menschenwürde.

Von der Menschenwürde wird heute viel gesprochen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ So verkündet das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland. Wir freuen uns über die Aussage unserer staatlichen Verfassung, die Würde des Menschen sei unantastbar. Aber wir vermissen die Angabe, von wem sie stammt und wer sie gewährleistet, wer sie garantiert. Ob es uns der konfessionslose Bundeskanzler Scholz verraten kann? Oder der aus der katholischen Kirche ausgetretene Gesundheitsminister Lauterbach? Oder der Finanzminister Lindner, der erklärte, er sei kein Christ? Wir Gläubigen sind in der glücklichen Lage, angeben zu können, wer die Würde des Menschen schafft und erneuert. Bleibende, unvergängliche und unaufgebbare Wesenszüge des Menschen wie die Menschenwürde lassen sich nur festhalten, wenn sie als Werk und Wille Gottes begriffen werden. Ein Staat, der sie in papierenen Deklarationen einer zufälligen Mehrheit ansiedelt, muss mit ihrer Kraftlosigkeit spätestens im Konfliktfall rechnen. Ohne die Verankerung im christlichen Glauben hängt die vom Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland garantierte Würde des Menschen in der Luft, ist der Willkür der Ausleger des Grundgesetzes überlassen und kann durch Interpretation ausgehöhlt und um ihre Wirkung gebracht werden. So verstanden, ist Weihnachten nicht bloß ein Familienfest, ein Idyll unter dem Lichterbaum. Die Menschwerdung Gottes ist die Garantie unseres gottentstammten Menschseins. In die Abtreibungspraxen und in die Häuser des assistierten Freitods schaut das Kind von Bethlehem und spricht: Raffe dich auf, o Mensch, und erkenne die Würde deiner Natur! Denke daran, dass du geschaffen bist nach Gottes Ebenbild. Er ist ein Mensch wie wir geworden, auf dass wir der göttlichen Natur teilhaftig werden können. Christ, erkenne deine Würde! Da du teilhaftig geworden bist

der göttlichen Natur, so kehre nicht durch ein entartetes Leben zu der Armseligkeit zurück, aus der du gehoben wurdest!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Stephanus

26.12.2022

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wie passen die Menschwerdung Gottes und die Steinigung ihres Bekenner Stephanus zusammen? Wie vertragen sich der Gesang der Engel auf den Halden von Bethlehem und das wütende Geschrei der Verfolger des heiligen Diakons? Die Kirche weiß, warum sie die Feste der Herabkunft des Gottessohnes auf die Erde und das Martyrium seines Zeugen nebeneinanderstellt. Die erlösende und umgestaltende Kraft der ersten Ankunft des Erlösers ist nicht vollständig erkannt ohne den Kampf seiner Anhänger mit den Mächten der Finsternis.

In der Jerusalemer Urgemeinde war es zum Streit gekommen zwischen zwei Gruppen von Christen, den Hellenisten, den nur griechisch sprechenden Judenchristen, und den Hebräern, den gesetzestrengen Judenchristen. Aufgrund dieser Auseinandersetzung werden sieben Männer bestellt, um die Apostel zu entlasten. Einer von ihnen ist Stephanus. Unter den sieben Diakonen der Jerusalemer Urgemeinde ist er der Mann ihres Vertrauens. Stephanus ist ein außergewöhnlicher Christ. Er ist ein Mann „voll Glauben und Heiligen Geistes“. Er steht in „gutem Ruf“ und besitzt „Weisheit“. Stephanus ist von Gott begnadigt als Wundertäter. Er wirkt voll Gnade und Kraft. Er besitzt die geistgeschenkte Weisheit, die zur kraftvollen Verkündigung des Gotteswortes, zum Zeugnis, auch zum überlegen geführten Disput befähigt.

Stephanus gerät mit Mitgliedern der hellenistisch-jüdischen Synagogen in Streit. Mit Hilfe eines inszenierten Volksaufstandes wird er vor den Hohen Rat gebracht. Dort treten Zeugen gegen ihn auf. Stephanus wehrt sich. Die Apostelgeschichte gibt seine Verteidigungsrede vor dem Hohen Rat wider. Ein Augen- und Ohrenzeuge dürfte sie Lukas überliefert haben. Stephanus ist ein geschulter Theologe. Er überblickt die gesamte Geschichte Israels, die Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk. Er preist die wunderbaren Führungen Gottes, spricht aber auch die Widerspenstigkeit des Volkes an. Die Israeliten haben das Gesetz Gottes empfangen, aber es nicht gehalten (7,53). Dann geht er zum Angriff über. Er verkündet, dass das Heil nicht durch das Gesetz des Alten Bundes, sondern durch Jesus Christus kommt. Der gläubige Anschluss an ihn führt zur himmlischen Seligkeit. Wir werden gerettet durch Gottes Gnade vermittelt des Glaubens. Diese Wahrheit hat Konsequenzen. Gottes Gegenwart ist weder an sein Bundesvolk noch an den Tempel gebunden. Gott selbst hat sein Urteil über den Tempel gesprochen beim Tode Christi. Das Heilige und das Allerheiligste des Tempels waren über die ganze Breite des Hauses durch einen Doppelvorhang getrennt. Beim Tode Jesu ist dieser Vorhang zerrissen von oben bis unten. Dieser Vorgang ist ein göttliches Zeichen. Es zeigt an, dass die Scheidewand zwischen Heiligem und Allerheiligstem niedergelegt ist. Damit wird angedeutet, dass nun der Zugang ins Allerheiligste, d.h. zu Gott selbst, das bisher nur der Hohepriester am Versöhnungstag betreten durfte, frei ist. Jesu Tod hat die Versöhnung der Menschen mit Gott bewirkt. Stephanus verkündet, dass sich der Jerusalemer Tempel überlebt hat. Der Kult des Neuen Bundes ist nicht an einen einzigen Ort gebunden. Das neue Opfer wird gemäß der Weissagung des Propheten Malachias allerorten dargebracht. Stephanus verkündet das Ende des Alten Bundes, für den

Moses und der Berg Sinai stehen. An seine Stelle tritt der Neue Bund, begründet im Blute Jesu Christi. Gott hat seinen Sohn, den Gerechten (7,52), gesandt. Die Juden aber machen das Maß ihrer Halsstarrigkeit voll und schlagen ihn ans Kreuz. Die Verkündigung der Heilsbotschaft wendet sich daher an die Heiden. An Stephanus erfüllt sich die Verheißung Jesu: „Wenn sie euch vor die Synagogen und die Obrigkeiten und die Machthaber führen, so sorgt euch nicht darum, wie oder womit ihr euch verteidigen oder was ihr sagen sollt. Denn der Heilige Geist wird euch zu eben der Stunde lehren, was ihr sagen sollt“ (Lk12,11f.).

Viele der Zuhörer im Prozess gegen Stephanus sind erregt und empört. Sie werfen ihm „Lästerreden wider Moses und Gott“ sowie „Reden wider die heilige Stätte und das Gesetz“ vor. In der Tat bricht er mit dem Judentum, wie es sein Meister Jesus Christus getan hat. Stephanus ist ein Visionär. Er blickt, voll Heiligen Geistes zum Himmel empor und sieht die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen. „Ich sehe die Himmel geöffnet und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen“ (7,56). Die christliche Verkündigung spricht von Jesus, der zur Rechten Gottes sitzt. Stephanus aber sieht ihn zur Rechten Gottes stehen. Das heißt: Der Richter im Himmel hat sich erhoben, er steht auf, bereit und gewillt, seinen Bekenner aufzunehmen. Stephanus wird zum Tode verurteilt. Die Verurteilung erfolgt nicht in streng juristischem Verfahren, sondern tumultuarisch. Nur die Hinrichtung wird nach Gesetzesvorschrift (Lev 24,11ff.) vollzogen. Die Zeugen legen dabei ihre Kleider zu den Füßen des Saulus nieder. Stephanus betet sterbend für seine Verfolger: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an.“ So ist er im Tode seinem Meister und Herrn ähnlich geworden, der dieses Gebet zuerst gesprochen hat. Der wahre Zeuge, der seinem Herrn im Sterben so sehr gleicht, ruft nicht vergeblich: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf“ (7,59).

An der Gestalt und der Botschaft des Stephanus scheiden sich grundsätzlich und endgültig die Geister in Israel. Sein Tod leitet die Lösung der Kirche aus der Bindung an das Judentum, an Gesetz und Tempel ein. Der Vorfall bringt die Wende in der Urkirche. Die blutige Verfolgung der Christen beginnt. Die Jerusalemer Gemeinde zerstreut sich. „Die Versprengten aber zogen umher und verkündeten das Wort“ (8,4). Der Tod des Stephanus ist die heilsgeschichtliche Wende, die zur Ausbreitung der jungen Kirche nach ganz „Judäa und Samaria“ (1,8) und zur Mission unter den Heiden führt. Fromme Männer bereiten dem Gesteinigten, jüdischer Strafrechtsbestimmung sich entgegensetzend, ein ehrbares Begräbnis.

Stephanus war zum Dienst berufen und hat in den Fußstapfen des Herrn seinen Dienst getan: als vollmächtiger Verkünder, als getreuer Bekenner, als wahrer Zeuge, ja als Blutzeuge seines Herrn. Das sind die großen Heiligen der Kirche, deren Person ganz hinter ihrem Dienst zurücktritt. Der wahre Jünger folgt seinem Herrn, wohin er ihn ruft – auch ins Martyrium.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Das neue Jahr

01.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Güte und Gnade Gottes, die uns erschienen ist in Jesus Christus, lässt uns den Anfang eines neuen Jahres der Welt und unseres Daseins erleben. Wir treten durch seine dunkle Pforte, ohne dass wir wissen, was es bringen wird. Kein Wahrsager und kein Zukunftsforscher ist imstande, präzise Aussagen über die Zukunft zu machen. Doch eines wissen wir: Über dem Torbogen, den wir durchschreiten, steht der Name Jesus geschrieben. Dieser Name stammt vom Himmel. Ein Engel befahl Joseph, dem Gatten Marias, deren Sohn Jesus zu nennen; „denn“ – so erklärt der Engel den Sinn dieser Namensgebung – „er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen“. So geschah es bei der Beschneidung des Kindes: Es ward ihm der Name Jesus gegeben (Lk 2,21). Der hebräische Name Jesus bedeutet „Jahwe hilft“. Der Name Jesu bezeichnet also seinen Beruf. Seitdem ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, in dem sie selig werden können (Apg 4,12). Jeder, der diesen Namen gläubig anruft, wird gerettet sein (Apg 2,21). Denn der Träger dieses Namens ist der wahre Sohn Gottes, die zweite Person im Dreieinigen Gott. Wer Jesus anruft, der ist gewiss, dass der Dreieinige Gott den Ruf hört. Denn Vater, Sohn und Heiliger Geist sind ungeteilt und unvermischt der eine Gott. Heute ist ein großes Rätseln um die Zukunft: Was wird das neue Jahr bringen? Gott hat es uns verborgen, und das ist hilfreich für uns. Wüssten wir die Zukunft, würden wir unsicher und unruhig werden, vielleicht in Angst und Panik geraten. Wir wissen die Zukunft nicht. Aber wir wissen etwas anderes, Besseres: In der Kraft dieses Namens, mit dem Segen des Dreieinigen Gottes, beginnen wir den Weg in das neue Jahr. Wie soll dieser Segen uns begleiten?

I.

Wir wollen alles sehen von Gott dem allmächtigen Vater aus. Gottes Wissen umfasst die gesamte Wirklichkeit. Er ruft alle Sterne mit Namen (Ps 146,4). Er kennt die Vögel des Himmels und alles, was sich auf dem Felde regt (Ps 49,11). Gott kennt die Gedanken der Menschen (Ps 93,11). Er hat Kenntnis von jedem Wort (Sap 1,7). Er durchforscht die Herzen und die Nieren (Jer 17,9f.). Gott weiß um die, die ihre Zuflucht zu ihm nehmen (Nah 1,7). Der norwegische Dichter Johannes Jørgensen bestieg einst den Kölner Dom. In schwindelnder Höhe fand er einen Steinmetz, der mit der größten Sorgfalt an einer Kreuzblume meißelte. „Aber guter Mann, warum geben Sie sich so viel Mühe? Drunten sieht doch keiner die feine Arbeit.“ Der Steinmetz antwortete: „Aber Gott sieht es.“ Dem Auge Gottes entgeht nichts weil es sich niemals schließt. Gott kennt die Vergangenheit und die Zukunft. Ihm sind selbst die zukünftigen freien Handlungen der Menschen bekannt. Gott sieht voraus, wer aus seinem eigenen menschlichen Willen heraus sündigen wird; aber er zwingt niemanden durch sein Vorauswissen zum Sündigen (Aug.). Alles Vergangene ist nicht mehr, alles Zukünftige ist noch nicht. Alles Vergangene also und alles Zukünftige fehlt irgendwie. Gott aber fehlt nichts; es gibt für ihn kein Vergangenes und kein Zukünftiges, bei Gott ist alles gegenwärtig (Aug.).

Wir wissen: Über unserem irdischen Lebensweg wacht das Auge des himmlischen Vaters, das alles sieht. Die Hand des Vaters ist da, die alles ordnet und leitet, deren Wink die Geschöpfe folgen sollen. Das Herz des Vaters denkt an uns in fürsorgender Liebe. Die Arme des Vaters schützen uns und tragen uns über reißende Ströme und lauernde Klippen. Das neue Jahr wird nicht arm sein an Gefahren. Doch Gottes Vorsehung waltet über uns. Gott erspart uns nicht Dunkel und Unglück. Aber er ist auch im Dunkel und Unglück bei uns. Darum gilt: Nicht verzagen. Nicht verzweifeln. Vertrauen haben. Wir sind nicht verlassen. Gott ist unser Schützer. Der himmlische Vater ist unser Helfer. Auf ihn vertrauen wir.

II.

Wir wollen im neuen Jahr alles erkennen und beurteilen im göttlichen Sohn. Er ist unser Erlöser. Er erlöst uns in den Mühen und Plagen dieses Lebens. Er nimmt sie uns nicht ab. Wir müssen sie tragen. Aber wir sollen sie in seinem Lichte betrachten und beurteilen. In ihm das Leben mit seinen Aufgaben, Gütern und Nöten erkennen und annehmen. Jedes Lebensjahr, auch dieses neue Jahr ist ein Geschenk und Angebot Gottes. Wir sollen es annehmen, mit ihm arbeiten, es nutzen. Die Weisheit des Augenblicks besteht darin, jede Handlung dem Willen Gottes gemäß zu setzen. Jetzt ist die Zeit der Arbeit; einst kommt die Zeit des Lohnes. Wer träge ist bei der Arbeit, ist unverschämt, wenn er Lohn verlangt (Aug.).

Unser Leben ist Arbeit. Es ist auch Kampf. Ein harter Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden, sagt der leidgeprüfte Hiob. In Christus begreifen und verstehen wir den Kampf mit den Mächten des Bösen; er macht uns das Leben schwer, er macht es aber auch wertvoll vor Gott und für unsere Seele. Immer müssen wir kämpfen, weil die böse Begierlichkeit, mit der wir ins Leben traten, kein Ende finden kann, solange wir leben; sie mag Tag für Tag abnehmen, ganz aufhören wird sie nicht (Aug.). Genussucht, Sinnlichkeit, Bequemlichkeit und Trägheit nagen ruhelos an unserem guten Willen. Tagtäglich kämpfen Versuchungen gegen uns; der Feind weicht nicht und stirbt nicht, bis die Toten auferstehen (Aug.). Dieser Krieg kennt keinen Waffenstillstand. Hören wir die Mahnung des Apostels Paulus: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, erfasse das ewige Leben, zu dem du berufen wurdest und für das du vor vielen Zeugen das herrliche Bekenntnis abgelegt hast“ (1 Tim 6,12). An anderer Stelle ruft er uns zu: „Legt die Waffenrüstung Gottes an, um den Ränken des Teufels widerstehen zu können. Denn unser Kampf geht nicht gegen Fleisch und Blut, sondern gegen die Mächte, die Gewalten, die Herrscher dieser finsternen Welt, gegen die bösen Geister unter dem Himmel“ (Eph 6,13). In Christus erfassen und ergründen wir das Sterben als unser letztes Lebensopfer, auch wenn die Jahreszahl 2023 auf unserem Grabstein stehen sollte.

III.

Wir wollen im neuen Jahr alles lieben im Heiligen Geist. Je weiter die Jahre voraneilen, je mehr wir in unserem Leben erfahren und erleiden, desto stärker wächst in uns die Überzeugung von der rettenden Kraft der heiligen Liebe zu Gott und zu den Menschen. Die Menschheit in ihren Nöten und jeder einzelne in seinem Leiden wird nicht gerettet durch Macht und Gewalt, sondern nur durch jene Liebe, die der Erlöser gebracht und gelehrt hat. Wenn das neue Jahr ein glückseliges Jahr werden soll, dann durch die christliche Liebe. Ohne diese Liebe ist das Leben nicht zu ertragen, mit ihr wird es erträglich, vielleicht sogar gedeihlich und erfreulich. Das gilt für die Familien, für Eltern und Kinder, für die Menschen, die der Beruf zusammenführt, für das Zusammenstehen und Miteinandergehen in der Gesellschaft, aber auch für das Volk und seine Regierung. Glückselig wird kein neues Jahr von selbst, keines nur durch Wünsche und Wunschesgewalt, sondern nur durch Aufbieten aller Kräfte von Herz und Hand zu gegenseitigem Dienen, Helfen, Lieben im Heiligen Geist der Liebe. Wir Christen lieben nicht bloß mit menschlicher Liebe. Wir lieben mit göttlicher Liebe. Denn der Heilige Geist wohnt in uns. „Die Liebe Gottes ist in unsere Herzen ausgegossen durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist“ (Röm 5,5). Der Geist webt das Band der Liebe zwischen Himmel und Erde, wie er es im Himmel webt um Vater und Sohn. Die Früchte des Geistes sind Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde,

Güte, Sanftmut, Enthaltensamkeit (Gal 5,22f.). So sei unter uns nur ein Herz und ein Sinn. Höret das Mahnen des Apostels: „Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,19). „Betrübt nicht Gottes Heiligen Geist, mit dem ihr besiegelt seid für den Tag der Erlösung“ (Eph 4,30). Lassen Sie uns, meine lieben Freunde, das neue Jahr beginnen im Namen Jesu, im Vertrauen auf den allmächtigen und gütigen Gott. Gepriesen sei die göttliche Vorsehung, zumal heute, am Anfang eines neuen Jahres. Über den Menschen und über den Völkern lebt die waltende, segnende Vorsehung Gottes, des himmlischen Vaters. Vertrauend blicken wir zu ihr empor:

Du, Vater, du rate,
lenke du und wende.
Herr, dir in die Hände
sei Anfang und Ende,
sei alles gelegt.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Führung

08.01.2023

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Was uns anzieht an den drei Weisen aus dem Morgenlande, ist vor allem das Geheimnisvolle. Sie kommen, aber man weiß nicht woher. Sie gehen, aber man weiß nicht wohin. Sie bringen ihre Gaben dar und verschwinden dann vor unseren Blicken. Und ebenso das Geheimnisvolle in ihrer Führung. Ein Stern ruft sie aus der Heimat; im heiligen Land verschwindet er. Sie müssen forschen und fragen, und dann, kurz vor Bethlehem, leuchtet er wieder auf. Wir können es verstehen, wenn der Evangelist Matthäus schreibt: „Und als sie den Stern sahen, hatten sie eine überaus große Freude!“ So geht es uns Menschen doch immer, wenn wir einmal so recht zu dem Bewusstsein kommen, dass eine höhere Macht uns führt und leitet in unserem Leben. Die Freude über die Führung und Vorsehung Gottes! Freilich auch die bange Frage: Wie werde ich mit den Widrigkeiten und Belastungen in meinem Leben fertig werden?

Unser Glaube belehrt uns: Gott hat die Welt nicht nur erschaffen; Gott erhält und regiert die Welt. Wie alles durch des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Güte ins Dasein gerufen wurde, so würde alles wieder ins Nichts zurücksinken, wenn nicht Gottes Vorsehung beständig mit den geschaffenen Dingen wäre und die gleiche Kraft, die sie uranfänglich schuf, sie dauernd im Dasein erhielte. Gott schuf nicht und ging davon. Nein, was von ihm stammt, das ist und bleibt in ihm. Mehr noch: Was sich bewegt, was in Tätigkeit ist, dem gibt Gott durch innerliche Kraft den Antrieb zur Bewegung und Tätigkeit. Gott hindert nicht die Wirksamkeit der geschaffenen Ursachen; er trägt und ermöglicht sie. Mitwirkung Gottes ist die Bezeichnung für das schöpferisch-erstursächliche Wirken Gottes in einem jeden wirkursächlichen Akt des Geschöpfes. Das Geschöpf ist von Gott restlos abhängig nicht nur im Sein (Existieren) und seinem Vermögen, sondern auch in seinem aktuellen Wirken. Mitwirkung bezeichnet das aktuelle, unmittelbare und physische Wirken Gottes, durch das er das Wirkvermögen des Geschöpfes (erst)ursächlich „voraus“gehend in den Akt erhebt und diesen im Akt-Sein „begleitet“. Als absolute *causa prima et principalis* verleiht Gott dem Geschöpf erstursächlich den Akt selbst wirksamen Verursachens, Zweitursächlichkeit genannt. Mit Mitwirkung wird das eigentümliche aktuelle Miteinander-Wirken „beider“ Ursachen ausgesprochen, das die eine und selbe Wirkung hervorbringt, so dass alle Aktualität und alles Positive, das der Tätigkeit des Geschöpfes und deren Wirkung zuzuerkennen ist, präzise gesprochen zugleich und ganz Gottes und des Geschöpfes ist.

Vielleicht fragt jemand: Sind es nicht die Naturgesetze, die alles Geschehen in der Welt bestimmen? Wo bleibt da noch Platz für Gottes Erhaltung und Vorsehung? Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, ist auch der Schöpfer und Herr der Naturgesetze. Sie sind seine Geschöpfe, Ausdruck seiner Weisheit und Kraft. Die Erhaltung der Welt und Gottes Vorsehung über der Welt ermöglichen und tragen alles Geschehen in der Welt, soweit es von den Naturgesetzen bestimmt wird. Die Zuverlässigkeit der Naturgesetze bedingt, dass sie auch dann funktionieren, wenn sie Schaden bringen. Ein Verkehrsunfall. Eine Explosion in einer Dynamitfabrik. Ein Starkregen. Ein Tornado. Alle diese Geschehnisse in der Welt der Menschen und in der Natur gehorchen Naturgesetzen. Dass die Naturgesetze bei Nichtbeachtung Schaden und Unheil bringen, ist die notwendige andere Seite ihrer Wirksamkeit. Die Sterne laufen ihre Bahn dank der Weisheit und der Macht Gottes. Sie laufen,

solange er will. Einmal wird er nicht mehr wollen, und dann wird es so sein, wie es der Evangelist Matthäus schildert: „Die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.“

Ein anderer fragt: Wie passen Gottes Erhaltung und Vorsehung mit dem Zufall zusammen, der oft so eigenartig, beglückend oder zerstörend, in das Menschenschicksal eingreift? Zufall meint das Zustandekommen eines Ereignisses, auf das dessen Wirkfaktoren weder von der Natur aus noch durch eigene bewusste Absicht ausgerichtet sind; das in keiner Weise von ihnen selbst angezielte Zusammenwirken mehrerer Ursachen zu einer gemeinsamen Wirkung. Es ist unsere begrenzte Einsicht und unsere fehlende Vorausschau, die uns von einem Zufall sprechen lässt. Für Gott gibt es keinen Zufall. Gott sieht das, was wir den Zufall nennen, ebenso voraus wie den Normalfall. Wo eine unendliche Weisheit und Kraft waltet, bleibt für den Zufall kein Raum. Der Zufall ist die in Schleier gehüllte Notwendigkeit. Gott ist der Herr auch des Zufalls.

Ein anderer fragt: Wenn alles von Gott gelenkt wird, wie steht es dann mit dem freien Willen des Menschen? Die Antwort lautet: Die psychologische Wahlfreiheit ist ein unverlierbarer Wesensbestandteil des Menschen. Aber seine Freiheit ist eine geschaffene Freiheit. Sie stammt von Gott. Gott lässt dem Menschen nicht nur die Freiheit, er wirkt sie auch. Zu dem Werk der Erhaltung seiner Schöpfung gehört auch die Bewahrung der Freiheit des Menschen. Die göttliche Mitwirkung ist eine begrifflich und ursächlich vorausgehende physische Einwirkung (*praemotio physica*), sodass die Geschöpfe in der vorherbestimmten freien Art sich bewegen. Der menschliche Wille bleibt auch unter dem Einfluss der wirksamen Gnade frei. Die Gnade ist nicht unwiderstehlich. Ein wie großer Liebhaber der Freiheit Gott ist, ersieht man daraus, dass er sie auch dann nicht hindert, wenn sie sich gegen ihn empört. Das bedeutet: Gott wirkt auch bei der Sünde mit. Da er aber hier nur die physische Seite bewirkt, die verfehlte ethische Richtung aber allein dem Ermangeln der Zweitursache zugesprochen werden muss, widerspricht dieser *concursum generalis* nicht der göttlichen Heiligkeit.

Und noch fragt einer: Warum das Leid, das viele, unmessbare Leid dieser Welt? Unser Glaube weiß darauf eine Antwort. Er verweist auf das Kreuz. Diese Religion, die einen gepeitschten Sklaven auf die Altäre stellt, versteht etwas vom Leiden. Das Christentum ist eine Religion des erlösten Leidens. Es gibt in unseren Augen kein schöneres Bild als das Bild des am Kreuze Hängenden. Das ist das Bild des Todes, der Qual, es ist ein absurdes Bild, und trotzdem ist es unser Gnadenbild, das Bild des Lebens, des Glückes, das Bild, das wir endlos küssen, das Bild des Gekreuzigten. Es lehrt uns: Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen. Unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen. Hart Geprüfte sind ein Segen für ihre Umgebung. Sie sind liebevoll, gefügig, zu jedem Dienst brauchbar, weil sie die Kraft zum Leiden aus dem Lebensbaum des Kreuzes gezogen haben. Darum legen wir alles in Gottes Hände. Die drei heiligen Magier schauten auf und freuten sich über den Stern, der ihnen vorausleuchtete. Schauen auch wir auf zum Vater der Lichten und danken wir Gott für seine treue Führung. Gott ist weiser als wir. Er weiß es besser, was uns dient, als wir selbst. Am Anfang der Schöpfung steht das Wort: „Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war gut.“ Am Ende, am Jüngsten Tag, wird wiederum das Wort dastehen: „Und Gott sah alles, was er gelenkt hatte, und es war gut.“ Wir müssen in den Begebenheiten, Fährnissen und Beschwerden unseres Lebens den Finger Gottes sehen. An uns ist es, jedes Mal zu fragen: Was will mir Gott mit dieser Mühe, mit dieser Pein, mit diesem Unglück sagen? Nach Gottes Plan ist das Leid dem Menschen ebenso nützlich wie das Glück. Gott würde mir das Leid nicht senden, wenn er nicht eine gute Absicht damit hätte. Gott hat jedem Stern seine Lasten zugewogen. Er hat auch jedem Menschen zugewogen, was er tragen kann und tragen muss, um vollkommen zu werden.

Amen.